Ph. U.
88

Carus

U 88

<36604393050017

<36604393050017

Bayer. Staatsbibliothek

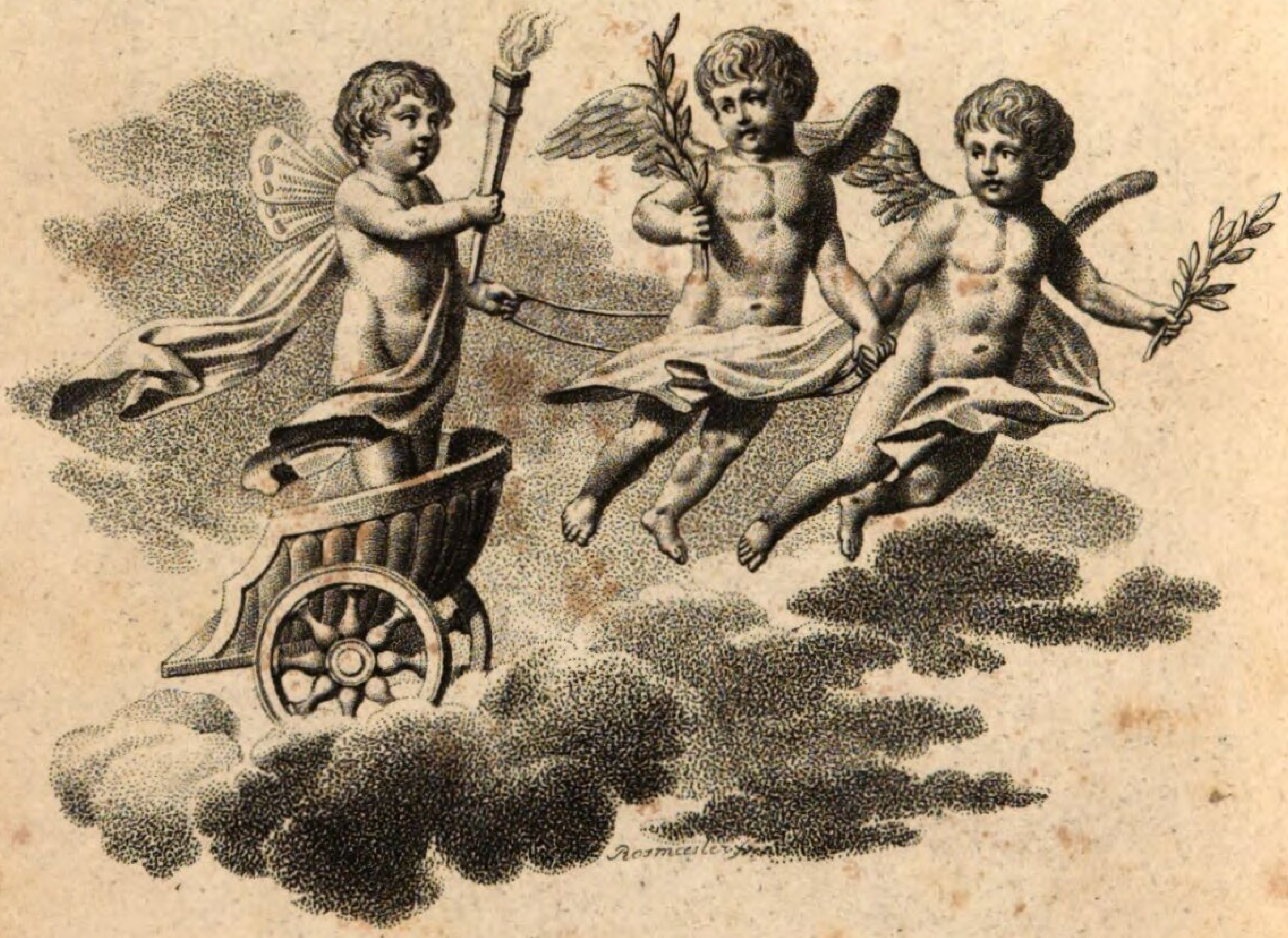
Philos. Opera. pag. 87.

R

Friedrich August Carus

Professors der Philosophie in Leipzig

Nachgelassene Werke.



Zweiter Theil.

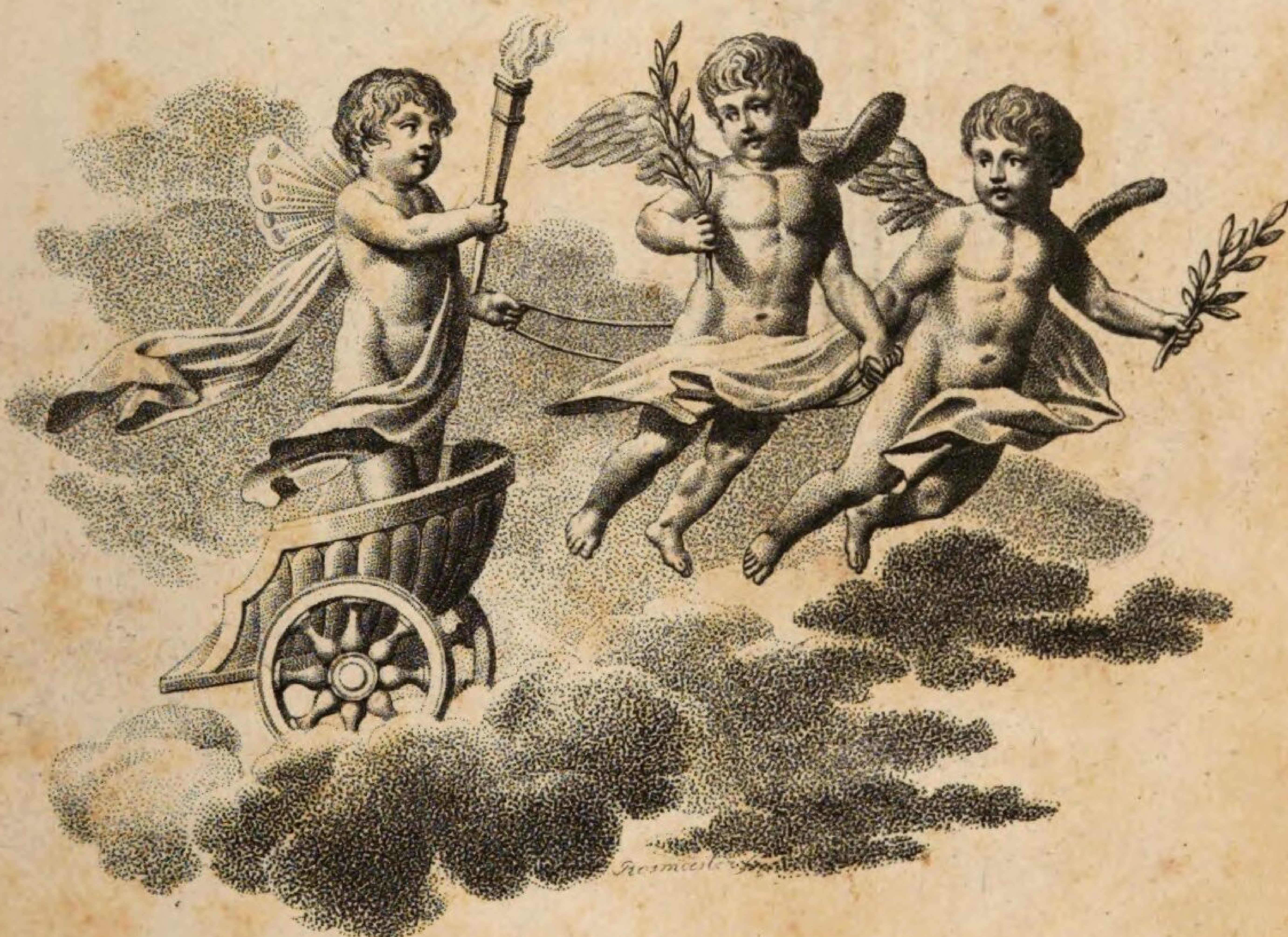
Der Psychologie zweiter Band.

Leipzig 1808
bei Iohann Ambrosius Barth
und Paul Gotthelf Kummer.

Friedrich August Carus

Professors der Philosophie in Leipzig

Psychologie.



Zweiter Band.

Leipzig 1808
bei Johann Ambrosius Barth
und Paul Gotthelf Kummer.

Zweiter Theil.

Specialpsychologie.

Erster Abschnitt.

Die allgemeine Psychologie stellte die Lehre von der Seele und von den allgemeinen Gesezzen ihrer Natur auf. Diese bleiben fortdauernd dieselben, doch kommen besondere Bedingungen hinzu, und dann behandelt die menschliche Natur unter diesen besondern Bedingungen eine Specialpsychologie. Durch diese werden die Umrisse, welche die allgemeine Psychologie aufstellte, gleichsam vollständig ausgezeichnet, und wenn die Allgemeine den Menschen mehr im Grossen und Ganzen behandelt, so hat die besondere Psychologie ihn mehr im Kleinen zum Gegenstande. Was im Allgemeinen von dem Menschen galt, bleibt auch für ihn bei jeder besondern Bedingung gültig; wurde bei jenem das Seyn (Kräfte) dargestellt, so liegt nun unserer Betrachtung das Werden vor. Die Specialpsychologie wird zur angewandten, practischen; sie greift mehr in das Leben ein, und verhält sich zur Allgemeinen wie Geschichte der Völker zur Geschichte des Menschen.

Zwei Abschnitte bilden das Ganze der Specialpsychologie, deren erster die Charakteristik der Seelenarten, und deren zweiter die Lehre von den Seelenzuständen begreift. Jener sucht das Besondere auf, dieser das Verbundene des Be-

sonderen in Wechselwirkung des Veränderlichen und Unveränderlichen; jener hat es mit Arten, dieser mit Zuständen zu thun; Beide verweilen bei Verschiedenheiten und Abweichungen.

Die Charakteristik der Seelenarten faſst aber in sich 1) die Seelenart der Geschlechter. 2) Die Seelenart der Lebensalter. 3) Die Seelenart der Temperamente und 4) die Seelenart der Nationen.

Charakteristik der Seelenart der Geschlechter.

Die Beobachtung, welche man dem Geschlechte bisher widmete, war gröfstentheils auf die bürgerlichen und die unnatürlichen Verhältnisse, minder auf die menschliche und natürliche Beschaffenheit gerichtet. Es wurde ferner das weibliche Geschlecht mehr von Männern gekannt und dennoch für unergründlich angesehen, dabei aber auch die reine Weiblichkeit mehr von Männern verkannt, als die reine Männlichkeit von Weibern. Oft haben die Männer den Weibern die Sorgfalt und Mutterliebe schlecht vergolten und was jene für diese thaten, bezog sich auf sie selbst oder kam dem Zufalle gleich. Ja es sind die Weiber nicht einmal so erzogen worden, wie doch die übrige Menschheit im Grossen sich erziehen zu lassen gezwungen ist, nicht durch die drückenden Uebel, oder durch den Staat, durch Kriege u. s. w. Dadurch aber haben sie sich auch freier vom Zwange der Verhältnisse erhalten und blieben gleichsam älter und orthodoxer als die Männer. Dennoch war das Schiksal der Weiber stets durch das der Män-

ner bedingt; denn obgleich ihr Schiksal zum Theil durch ihre eigne Natur, zum Theil durch ihre Freiheit, welche die allgemeine Natur zu der ihrigen macht, bestimmt wird, so hängt es auch von dem sie umgebenden Aeusseren und dem entgegengesezten Schiksale der Männer, dem es wieder zum Spiegel dient, ab. Je weniger wir die Geschlechter als solche und je mehr wir sie als Menschen betrachten, um desto schwieriger wird die Ergründung der ächten und charakteristischen Züge des Geschlechts. Es kommt hinzu, daſs Natur und Kunst im Streite liegen und daſs dieser Streit dann, namentlich in dem zarten Weibe, die Reinheit der Beobachtung entzieht, und schwer unterscheiden läſst, was Natur und was Freiheit sey. Die Geschlechter sind Partheien geworden und mit Leidenschaft streben sie entfremdet einander entgegen. Durch die Behandlung der Männer werden die Weiber erst zurükgescheucht oder überspannt oder zur Verstellung verleitet; daher wird man auch nirgends so oft den Vorwurf der Parteilichkeit und Einseitigkeit in Schilderungen hören als hier. Bald schwebt das Bild eines Weibes der Natur, bald das der Kunst vor, und Verdorbenheit muſs dabei mit Unverdorbenheit vermischt werden. So hat man vernachlässigt, die Weiber naturgemäſs zu behandeln, und hat sie zu Sorgentilgerinnen und wohl zum Spielwerk gemacht, obgleich Achtung und Sorgfalt gegen sie um ihres zarteren Stoffes willen um so nöthiger ist. Wie Wenige dieses Geschlechts finden daher ihre Bestimmung, wie Wenige dieselbe in dem harmonischen Wirkungskreise, dessen sie fähig wären! Uebrigens hat die Natur das Wirken und Streben des Weibes

mehr versteckt, um es zu sichern, und sie hält ihre Stärke oft geheim.

Alle diese Schwierigkeiten stehen mit Macht einer freien Forschung entgegen. Diese aber verlangt die Besiegung derselben um ihres hohen Werthes willen, da nur durch Wiederherstellung des natürlichen Verhältnisses zwischen beiden Geschlechtern ihr ewiger Frieden, die Aussöhnung der Natur mit der Freiheit und sittliche Erziehung der Menschheit möglich ist. Von Beobachtung des Vorhandenen wird ausgegangen werden müssen, um Uebereinstimmung zu gewinnen; dabei aber muſs auch, weil sich Verkünsteltes bei Natürlichem findet, das Allgemeine und Besondre, das Nothwendige und Zufällige gesondert werden. Man unterscheide 1. Gattung. 2. Geschlecht. 3. Persönlichkeit.

1. Gattung.

Als Gattung haben Mann und Weib Einen Namen, er heisse Anlage oder schon Charakter. Hier finden wir Gleichheit. Die Anlage geht, wie immer, auf das Allgemeine, die Gattung, und es ist eine solche weder für das Geschlecht, noch für das Individuum vorhanden. Darum gibt es auch kein Maas für dieselbe. Die Vergleichungen des einen Geschlechts mit dem andern, welche nach Einigen*) Alles entscheiden soll, können über das Ursprüngliche Nichts ausmachen; denn es läſst sich nur die äussere Erscheinung vergleichen und diese

*) Brandes Betrachtungen über das weibl. Geschl. Th. I. S. 52.

wird stets auch zwischen männlichen Seelen verschieden seyn, so lange die Seele empfänglich ist für äussere Anstöfse und innere Reize zu verschiedenen Richtungen. Wenn man von eigenthümlichen Anlagen *) des Geschlechts spricht, so kann man nichts Anderes damit bezeichnen wollen, als diejenige sogenannte Anlage, welche sich bei dem einem Geschlechte stärker oder schwächer, in einem höhern oder niederen Grade zeigt. Die Eigenthümlichkeit, sezt man allerdings hinzu, macht das Mehr oder Weniger. Ist dies der Fall, so ist ursprünglich die Quantität gleich und nur die Entwiklung der Qualität ungleich. Allein schon darum sollte man jene Eigenthümlichkeit nicht Anlage nennen, sondern vielmehr entwickelte angelegte Fähigkeiten, oder wenigstens Fertigkeiten. Dennoch verdienen sie nicht diesen Namen schon wegen der zu grossen Bestimmtheit und wegen ihres blos bedingten Daseyns. So gibt es Weiber, welche sich nicht blos durch ungewöhnliche körperliche Grösse und Stärke, sondern auch durch Stärke des Kopfes, durch Schwung der Phantasie, und durch thätigen Muth des Charakters auszeichnen. Nicht minder lassen sich Männer auffinden, welchen Fähigkeiten zu zarteren und tiefen Gefühlen, zu Sanftheit, zu Anhänglichkeit u. s. w. eigen sind, um hier nicht der Schwächlinge zu erwähnen. Diese Erscheinungen aber zu erklären reicht es nicht hin, (mit Brandes) zu sagen: die Natur binde sich in keinem Falle sclavisch an Regeln. Dies wäre ein ärmlicher Nothbehelf. Die Natur ist im Gegentheile durch aus-

*) Brandes a. a. O. S. 33.

sere Nothwendigkeit in ihrem allgemeinen Gange begründet und an diesen gebunden, wie an den Punkt, von dem sie ausgeht. In der Erscheinung allein scheint er abweichend; im Grunde, d. i. im Wesentlichen ist er dennoch gleich. Es müssen die Gegner dieser Meinung zugeben, dafs die sogenannten eigenthümlichen Anlagen (Fähigkeiten) des Geschlechts bei dem grossen Haufen jedes Geschlechts nur schwach vorhanden sind.*) Das Loos des grossen Haufens, dieses Mittelguts, ist allerdings die Gleichförmigkeit der Mittelmässigkeit, welche keine grosse Auszeichnung zuläfst, wie überhaupt die Erscheinung des ausgezeichneten Hervorthuns jener vermeinten eigenthümlichen Anlage selten vorkommt. Daraus aber folgt, dafs sie nicht allein den Namen: Anlage nicht verdient, sondern nicht einmal als eigenthümlich bezeichnet werden kann. Wenn es auch die Beobachtung sehr selten nachweisen sollte, dafs der Einzelne jener Anlagen des Geschlechts gänzlich ermangle, so ist diese Erscheinung doch möglich und als Beweis gültig.

Von der Anlage als solcher gibt es daher nicht einmal Gradualverschiedenheit. Die gröfsten Männer haben noch Manches mit dem Weibe gemein, und sey es nur mit ihren Müttern. — Leicht lassen sich nach dem Gesagten noch einige andre Einwürfe heben. So fällt der Saz, dafs die charakteristischen Anlagen des weiblichen Geschlechts keine bleibenden Denkmäler der Vollkommenheit liefern können, und wir nur Monumente, welche Grösse und Stärke des

*) Brandes a. a. O. S. 34.

Geistes zurüklassen, unsterblich nennen.*) Die ächten Tugenden sind nemlich die stillen, geräuschlosen Entsagungen und sind auch bleibende, ja unsterbliche. Für die namenlosen Vorzüge des Herzens, welche die höchsten sind, bedarf es nicht minder der Geistesstärke. Eben so kann nicht erwiesen werden, dafs Männer mit hervorstechendem Grade jener sogenannten Anlagen dennoch den Weibern von gleicher Art nachstehen würden, da sich jene, sind sie irgendwo vorhanden, immer auszeichnen müssen.

Die allgemeine Möglichkeit, Mensch im reinsten Sinne des Wortes werden zu können, oder die Anlage erleidet eben so wenig, als ihr Zwek auf die perfectible Menschheit, eine Veränderung durch das Geschlecht; diesem Zwecke strebt sie in ihrer Wirkung der Organisation gleichartig zu.**) Gleich ist die Anlage, gleich auch die Kraft; denn dem Manne kommt an sich nicht eine grössere Kraft zu als dem Weibe, sondern es ist eine gleiche Vertheilung Einer Kraft, nur in verschiedenen Arten vorhanden. Wirkt des Weibes Kraft mehr in sich, so wirkt des Mannes Kraft mehr ausser sich. So haben aber beide gleich starke Lebenskraft, die sich nur durch den Grad der grössern oder geringern Widerstehungsfähigkeit und Ausdehnungsfähigkeit unterscheidet, und so als verschiedene Art erscheint.

*) Brandes a. a. O. S. 35 und 37.

**) Unphilosophisch sagt Brandes a. a. O. S. 45. Die Bestimmungen der Geschlechter sind Folgen des ursprünglichen Unterschiedes der Geschlechter, der in der Regel (warum nicht immer?) statt findet.

Daſs Weiber, wenn sie gewisse Jahre überlebt haben, bei aller Schwäche im Durchschnitte älter als Männer werden, ist eine merkwürdige Beobachtung. Allein das Unbedingte wird dadurch nicht bewiesen, und die Beobachtung von Männern im höchsten Alter zeugt dagegen und zugleich dafür, daſs jedem Geschlechte auch hierbei Ein Ziel gesezt ist.

Es trennen sich durch das ganze Gebiet der Organisation Geschlechter, und stellen sich als Zeugendes und Empfangendes dar. Dennoch ist nur Eine bildende Kraft erforderlich und vorhanden, welche zulezt die Gattung bilden soll. Durch Wechselwirkung wird die bildende Kraft in ihren Schranken und durch diese die organische Bestandheit erhalten. Das Individuelle aber muſs gleichsam zurükhalten in den bestimmten Schranken und ein festes Bestehen Einer Gestaltung vorausgehen, damit sich jene Bildung entwikle. Auf gleiche Weise ist die bildende Kraft ursprünglich beschränkt, und wird auf gleiche Weise ursprünglich wieder entbunden.

Jedes Geschlecht hat ferner Eine moralische Anlage und es gibt keine weibliche Tugenden, welche nicht auch den Männern zukämen. So wird zur Geduld gemeiniglich eben so viel Seelenstärke erfordert als zum Muthe. Auf die Einheit der Grundform, nicht auf die Einerleiheit der äussern Materie kommt es an.

Jedes der Geschlechter behauptet Eine Urtendenz zur Vereinigung, und zwar erst zur physischen, dann zur moralischen. Mag auch der ur-

sprüngliche Naturtrieb zunächst nur auf die sinnliche Geschlechtslust gehen, so ist dies in beiden Ein nächstes Ziel. Auf diese ursprüngliche Richtung zu einem lezten Ziele aber, bei dessen Erreichung erst jene ursprüngliche Richtung sich rein darstellt und offenbart, kommt Alles an, nicht auf die nächste Aeusserung; denn diese erscheint freilich schon bald verschieden. Die Erhaltung der Menschengattung ward durch die Natur mit jenem Triebe verknüpft. Darum erhebt sich die Reflexion zu Einem Zwecke, erst zu dem nächsten der Erzeugung, dann zu dem entferntern und höheren der Fortpflanzung des Menschengeschlechts. Die Lust gehört dem Menschen als Naturwesen an; auf den Zwek geht er als moralisches Wesen aus. In beider Hinsicht ist aber nur Ein Leben und Ein Lebendiges da.

Doch ausser einem solchem Vereine tritt eine noch höhere Naturvereinigung beider Geschlechter ein; denn es gilt auch hier die Regel, dafs die Natur Eins sey, dafs die Freiheit trenne und die Willkühr entzweie, dafs aber Natur und Freiheit zulezt wieder vereine. Es wird das zeugende und empfangende Vermögen durch die Natur wieder vereinigt und zwar sowohl in dem Geiste und dessen Thätigkeit, als auch in dem Charakter der Menschheit. Weiblichkeit wird darum nicht das Weibische heissen können; im Gegentheile kann sich ihre Erhöhung bis zu dem Puncte steigern, wo sie mit der Männlichkeit Eins wird, und die Menschheit in Verherrlichung darstellt.

2. Geschlecht.

Als Geschlecht erfolgt die erste leise Trennung von der Geburt bis zur Pubertät, während Cultur die Eigenthümlichkeiten aus dem ursprünglich gleichem Menschen, der Einen Namen hat, hervorhebt. Hier finden wir Aehnlichkeit. Es entsteht die Frage: welche sind, da keine ursprüngliche Ungleichheit nachgewiesen werden kann, die dennoch zugegebenen Hauptverschiedenheiten jedes Geschlechts, wenn man sie vergleicht? diese eigentlichen Geschlechtseigenschaften und Grundnüancen des allgemeinen Menschencharakters, welche nicht angeboren, sondern blos früh und leicht angenommen und erworben werden? Keineswegs werden sie durch das Obige abgeläugnet; nur wird ihre Aufsuchung mehr das Allgemeine und zwar das Natürliche der Frauen, nicht der Weiber, oder wenigstens des Weibes betreffen müssen. So sagte Fichte: nur das Weib sey leidend; jedoch mit Unrecht. Beide Geschlechter sind leidende, indem sie mehr oder minder unwillkührlich und unwissend dem weitumfassenden Naturtriebe folgen. Sie sind aber auch beide Thätige und Freie, durch die Gesinnung und Handlung. Beide können in der Gesinnung mit der würdigsten Vorstellung von Fortpflanzung des Menschen ihre Gemeinschaft ausüben. Gleichmässiges Wirken zeigt sich in Beiden selbst als sinnlichen Naturwesen, wenn auch in dem Manne der Trieb mehr ausser sich, in dem Weibe mehr in sich strebt.

Das Weib geht mehr auf die Natur im Gefühle aus, der Mann mehr auf die Welt im Willen und

Geiste; dieser trennt mehr mit dem Verstande, jenes eint mit dem Herzen. Des Mannes Wirksamkeit ist ausgebreiteter; verschiedne Richtungen auf das Nothwendige liegen ihm vor und er selbst ist vielseitiger; daher auch in fremden Welttheilen Männer mehr als Weiber ausarten. — Des Mannes Kraft zeigt sich (schon im Knaben) als die productive (zeugende), bändigende und zerstörende Kraft, des Weibes Kraft (schon im Mädchen) als die reproductive, schirmende und erhaltende Kraft. Mit Recht wird man daher sagen, daſs das Weib die Pflanze in ihren Reproductionen repräsentire, der Mann hingegen das Thier in seinem Sinnenleben. Jene ist in der Gattung das empfindende, bildende, dieser das entwickelnde, befruchtende Princip. Nicht aber, daſs blos in der Zeugung diese Verschiedenheiten vorkommen, und daſs in dieselbe durch den Mann Entwiklung und durch das Weib Bildung gelegt werde, so walten sie in jeder Thätigkeitsäusserung ob. Sie sind als Allgemeine von den Besondern zu unterscheiden. Früh aber beginnen und bewähren sie sich, und wenn die Erfahrung sie deutlicher in den höhern als in den niedern Ständen nachweiſst, so läſst sich dies aus der Vervielfältigung der Bedürfnisse ableiten, welche überall die Menschen theilen, bis sie das höchste Bedürfniſs, das Moralische wieder vereint.

Des Weibes Sphäre ist enger als die des Mannes, und dies erleichtert ihm selbst gleichförmig zu bleiben; dennoch ist sie auch tiefer. Als Ideal schwebt dem Weibe die Kindlichkeit vor und es lebt in der Liebe. Als Mutter schlieſst es sich un-

mittelbar an die nächste Generation an, während der Mann mehr mit den kommenden Generationen insgesammt zusammenhängt und darum seinen Blik auf das Vaterland wendet.

Der Mann erwirbt und vermehrt das Gemeingut der Menschheit — Wahrheit; das Weib erhält und bewahrt das Gut des Mannes und der Kinder — Ehre, Schönheit, Sitten. So erzeugt und gibt der Mann mehr selbst, wenn das Weib mehr auf- und annimmt. Schon der Knabe ist sich mehr selbst genug und schmiegt sich weniger an als das anhänglichere Mädchen. Immer lebt der Mann voraus, und entwirft Pläne, bricht Bahnen, streut in die weite Zukunft und dringt durch die Hindernisse hindurch. Darum dünkt er sich auch im Wahnsinne oft ein Gott zu seyn. Das Weib hingegen lebt zurük, in der Kindheit des Gefühls; es hält an sich und greift mehr in die Gegenwart ein. Darum vergifst das Mädchen weit minder als der Knabe. — Die Männer haben das Ganze der Menschheit weiter geführt, und wohl oft über dessen wahre Sphäre, sey es im Besiz oder in Wissenschaft und Kunst. Die Frauen hingegen haben es immer zur Natur zurükgeführt, sich selbst erhalten; als erste Erzieherinnen, und Mütter der noch Ungeborenen schüzzen sie es vor Ausschweifung, Verirrung und rastlos austreibender Leidenschaft, und streben so die kindliche Genialität zu bewahren. Der Mann nährt in sich mehr Universalität, das Weib mehr Individualität. So zeigen Männer nur unter sich mehr Sonderbarkeit und dies von aussen her vermittelt. Der Wechsel der Dinge trift überhaupt weniger die

Frauen und bei einem eingeschränktern Leben kann sich dennoch tiefere Individualität verrathen, wie bei einem vielgeschäftigen Leben oft weniger Charakter. In die Aussenwelt wird das Individuelle durch den Mann mehr abgegeben, durch das Weib von ihr mehr aufgenommen.

Diese Verschiedenheit aber ist nicht allein nur bedingt sondern auch nur momentan. Sie dauert bis zur Entwiklung der Weiblichkeit und Männlichkeit, welche allerdings eine Reife der Natur voraussezt; dann aber geht das Streben zurük zu dem Menschen. Wenn sich die Geschlechter auch trennen, so treffen sie doch wieder in den Bedürfnissen der Vernunft und der Liebe zusammen. Auch ist keine der gewöhnlich angegebenen psychologischen Geschlechtseigenschaften dem andern Geschlechte ganz unerreichbar, wenn es auch einigen leichter, Anderen schwerer wird. Zur Aufgabe wird es hingegen, den Grund dieser frühentwickelten jedoch bedingten und nur bis zur Mittelperiode des menschlichen Daseyns dauernden Verschiedenheit nachzuweisen. Dieser Erklärungsgrund kann nur Einer seyn; er kann aber weder in der Verschiedenheit der Geschlechtsorgane, noch in der Erziehung und den Verhältnissen gesucht werden, wie es Andere wollten. Die Organisation ist nur vermögend zu veranlassen und äusserlich schwach anzuregen; auch zeugt die Erfahrung dagegen. Eben so wenig thut Erziehung und Verhältnifs. Jene kann nicht Verschiedenheit begründen, am wenigsten erst erzeugen, wohl aber das Ursprüngliche verwischen, wenn auch nicht ausrotten und vertilgen; Erziehung

richtet

richtet zuerst und allein Nichts aus, im Gegentheil steht sie nicht selten mit den Erscheinungen der Eigenschaften Einzelner in Widerspruch. Aus Mädchen werden nie Männer erzogen werden, wohl aber können jene diesen durch Erziehung ähnlicher werden, da wir ja gröſstentheils nur eine bessere und regelmässigere Art von Verziehung, d. i. Abrichtung haben. Träte völlige Gleichheit der Erziehung und Verhältnisse wirklich einmal unter Sohn und Tochter ein, so würden sich dennoch, und wenigstens schwache Spuren der Weiblichkeit und Männlichkeit verrathen. Das Meiste thut immer die eigene Kraft.

Man leite die Verschiedenheit vielmehr ab aus dem Grade der unwillkührlichen innern Widerstehungskraft, welche sich im Mädchen schwächer gegen die äussere und stärker gegen die innere Anregung, im Knaben hingegen schwächer gegen die innere und stärker gegen die äussere Anregung, vermöge des reichen und immer reicheren Naturtriebes zeigt. Dabei gibt es Parallelismen der physischen Ausbildung, welche aber in den mittleren Jahren, wo die Pubertät ihren Zwek erreicht hat, wieder abnimmt.

Der höchste Endpunct ist im Charakter aufgerichtet und dieser ist entkleidet vom Geschlecht wie vom Temperament. Reine Menschen sind dann die Geschlechtlosen, da diejenigen, welche ihr eigenthümliches Geschlecht blos darum zu verleugnen streben, um ein fremdes affectiren zu wollen, nicht die Geschlechtlosen, sondern vielmehr blos Geschlecht sind.

3. Persönlichkeit.

Als Person bewährt Mann und Weib die gröfste Verschiedenheit, weil dabei die gröfste Freiheit wirkt, welche sich aber mit der wahren Freiheit in Menschheit auflöfst. Hier finden wir erst Verschiedenheit, dann Homogenität. Die Persönlichkeit fafst die charakteristische Individualität in sich, welche weder der Mann noch das Weib aufopfert, sobald sie als freie Wesen handeln und sich nicht ohne Absicht oder aus eigennüzziger Absicht dem Andern hingeben. Es kann aber dabei nicht von der eigentlichen sittlichen Perfectibilität die Rede seyn, sondern von dem Unterschiede, welcher in der Natur und deren einzelnen Kräften liegt. Mann und Weib stehen als Person allein und ihnen schwebt der eigenthümliche Beruf vor, für den Mann im weiteren Kreise, für das Weib im engeren. — Die Organisation kann übrigens auch hier nicht Grundverschiedenheit darthun. Wie sich die Persönlichkeit ausprägt, mufs das Einzelne im Folgenden darthun.

Die Sinnlichkeit regt sich im Ganzen lebhafter und ungestümer in dem physisch stärkern Geschlechte als in dem zarteren, wie auch das Vorurtheil herrschend dagegen spreche. Das reinerhaltene Weib hat minder Stärke und daher geringere Sinnlichkeit; darum ist es auch in seiner Abschweifung grösserer Abscheulichkeiten fähig; darum macht der Mann den ersten Antrag und wagt kühn den ersten Schritt. Es werden im Weibe die Sinne zwar leichter gerührt und schneller und lebhafter geschehen die Eindrucke; feineres Gehör, schneller fas-

sendes Auge und reizbarer Geschmak kann dem Weibe leicht zukommen; allein mit dieser Feinsinnigkeit ist immer auch schwächere Sinnlichkeit verbunden. Ueberdies ist seine Sensibilität oberflächlicher und unter Mehreres zerstreut; die leicht eingedrungenen sinnlichen Vorstellungen gehen leicht vorüber. So gründet sich die Macht der Weiber auf die grössere Sinnlichkeit der Männer, und jenen ist es aufgegeben die stärksten Reizungen und grossen Schmerz zu besiegen. Bei der gröberen Sinnenlust hält die Stärke der feineren Empfindung das Gleichgewicht. In dem weiblichen Ideale oder dem reinen Weibe verschmilzt die Sinnlichkeit, die, obgleich stets anwesend, doch zu zart ist, um hervorzustechen. Die Imagination, die Regsamkeit des Gefühls, die Grazie, ja selbst die Tugend offenbaren und verbergen zugleich das Daseyn derselben. Sie weicht der Schönheit; allein die Schönheit will auch, daſs sie immer zurüktrete, daſs sie immer, von Seelenadel begleitet, kaum geahndet werde und, in Aufopferung und Treue, in Gefühl und Liebe aufgelöſst, durch freie Unschuld und reine Unbefangenheit darthue, wie kein Bewuſstseyn frecher Miſsdeutungen sie beflekt.

Die Einbildungskraft des Weibes springt leichter von einem Gegenstande auf den Andern und verhält sich wie dessen Sinn. Man sprach mit Rousseau dem Weibe Phantasie, wie Genie, ab, und man hatte in gewissem Sinne Recht, da die Einbildungskraft desselben mehr reproductiv thätig ist, wenn die des Mannes sich mehr schöpferisch und originell, aber auch bizarr zeigt. Die kühneren Dich-

ter waren stets Männer. Mehr hingegen sind die Weiber für das Romantische geeignet, da ihre Einbildungskraft leicht zur Schwärmerei führt. So entsteht auch und herrscht in ihnen leicht Aberglaube, Glaube an Ahndungen, an Zaubereien, welcher bis zur Exstase und zum Wahnsinne führt.

Des Weibes Gedächtnifs ist mehr bildlich, daher für Kleinigkeiten geschikt, mehr glüklich als pünctlich. Vorzüglich wird es bei ihm durch das Interesse des Gefühls gewonnen. Sein Wortreichthum steht mit seiner Neigung zu sprechen in Verbindung.

Der Verstand des Mannes heifst tief, der des Weibes schön. In diesem saugt er gleichsam alles in sich und bildet das Eingesaugte fröhlicher und harmonischer; in dem Manne hingegen stöfst er Vieles ab und schaft. Namentlich bemächtigen sich die Weiber (so vorzüglich die Brittischen) der Muttersprache leichter als die Männer. Dennoch werden sie durch Einseitigkeit intolerant und gegen Widersprüche trozzend. Nach Gründen und Ursachen fragt der Mann, was Weiber selbst belächeln können. Die Vernunft erscheint zwar auch im Weibe frei, allein mehr umherschweifend, und wenn auch zugleich selbstthätig, doch ungeregelt. Sie ist auch mehr zum Nachdenken geschikt; im Manne mehr zum Selbstdenken. Manche Weiber affectiren einen Venunftschein, wenn sie halbgebildet sind, und zu diesen gehören dann schon diejenigen, welche für den Ausdruk ihrer Rede neue und fremde Worte aufsuchen und mit Zierlichkeit vorbringen. Selbstbewufstseyn ist mehr das Eigenthum des Man-

nes, dagegen besizt das Weib mehr Selbstgefühl. Ueberhaupt aber findet bei dem Weibe mehr Subjectivität als Objectivität der Erkenntnifs, mehr Gefühl als Anschauung, mehr Wahrnehmung als Urtheil statt. Doch ist der Unterschied in Hinsicht des Verstandes geringer zwischen Weib und Weib als zwischen Mann und Mann. — Des Weibes Urtheilskraft zeigt sich schnell auffassend, aber auch schnell vorüber gleitend, nicht von weiteingreifendem Umfange und kein mühsames Verketten der Schlüsse oder festes Stüzzen auf Gründe und Festhalten der Folgen. Was es beurtheilen soll, darf nicht zu verwickelt seyn; denn die Methodik der Männer verträgt sich nicht mit der Weiblichkeit. Gestüzt auf Gefühl urtheilt das Weib über das Schöne, der Mann über das Erhabene. Des Weibes Scharfsinn dringt nicht tief in die Bestandtheile des Gedachten ein, dagegen ist der Wiz desselben munter und in schnellen Verbindungen sichtbar. Gilt der Mann mehr als Menschenkenner, so müssen wir die gute Menschenbeobachtung des Weibes achten, welche nicht allein durch sein Gefühl und Unverschrobenheit vermittelt, sondern durch seinen Kleinigkeitssinn, dem nichts zu gering scheint, möglich wird.

Das Leiden des Mannes ist Kampf; mit stillem Ertragen aber entgegnet ihm das Weib. Besizt dieses auch Kopf, so ist es doch sein Höchstes durch sein Herz. Sein Wohlgefallen concentrirt sich mehr in dem Kreise des Naiven und der Kindesähnlichkeit. Daher liegt in des Weibes Sphäre Alles, was das Grosse im Kleinen, das Starke im Sanften, das Mächtige im Schwachen, das Weitgreifende im En-

gen darstellt und dieses zieht es am meisten an sich. Dem Schönheitssinn des Weibes sind diese Formen angemessen. Dennoch haben die Frauen gewöhnlich viele Gefühle, im Ganzen aber wenig Gefühl. Ihre Reizbarkeit steht hoch und bringt sie leicht zu Thränen; ihr Weilen in Gefühlen läfst sie wohl eine gewisse Selbstständigkeit und Gleichförmigkeit behaupten. Minder in vielfache Geschäfte verwikkelt werden sie mehr die Zuflucht und Hülfe der Unglüklichen, deren Klagen sie tröstend Gehör schenken. In ihren Gefühlen liegt zarte und schnelle Theilnahme und Lebhaftigkeit, und im ersten Augenblicke können sie Grosses wirken; allein die feine Empfänglichkeit begleitet schnellerer Wechsel, der oft dadurch wohlthut, dafs er sie der Empfindsamkeit entzieht. Der Tact, welchen sie auf kurzem Wege erreichen, ohne sich übrigens der Gründe bewufst zu werden, ist nichts anders als entweder das Reine des ersten Eindruks oder der durch anhaltende Uebung ihrer Sinne für das Nahe, ihrer Beurtheilung im kleinen Kreise und ihrer Bemerkung des Schiklichen erworbene practische Sinn und zuversichtliche Ueberblik. Freilich bleibt dieser Ueberblik auch oberflächlich, so wie ihn auch Männer erhalten können, wenn sie nicht den ersten Eindruk zu sehr zergliedern und darüber das Wahre verlieren.

In Hinsicht des Begehrungsvermögens erhob man gemeiniglich die Weiber über die Männer und nannte sie den bessern Theil des Menschengeschlechts, weil sie liebevoller und menschlicher seyen. Dennoch glaubt man auch wieder selten an weibliche

Tugend. Wohl ist es wahr, dafs das Weib weniger heftig begehrt als der Mann; allein es begehrt auch auf eine andere Art, welche es jedoch noch nicht zu dem Bessern macht. Es begehrt nemlich der Mann mehr heroisch und seine Tugend ist erhaben; das Weib begehrt mehr auf sympathetische Art und seine Tugend wird zur Schönen. Auch ist die Triebfeder des Handelns verschieden, denn das Weib handelt nicht so streng nach allgemeinen Grundsäzzen, als vielmehr nach den in ihm liegenden Gefühlen. Ihm schwebt die Tugend in practischer Gestalt, dem Manne mehr in theoretischer vor.

Das Weib soll die Natur nie verlassen, da sie ihr so nahe steht; aus dem Naturzustande soll es die Kindlichkeit der Gesinnung erhalten, die ihm als Mutter tiefer eingepflanzt ist. Daher sehnt sich auch das wahre Weib (schöne Geschlecht) überall zu der Natur wie zu der Unschuldswelt zurük. Indefs im Mann ein Drang nach der Zukunft und Sehnsucht nach höherer Natur rege ist, wähnt das Weib in der Liebe schon die Ewigkeit zu umfassen. Der Genius des Mannes ist Vernunft, der des Weibes Schaamhaftigkeit. Dieser wird stets die reine Seele des Weibes, welche vom Wissen nicht überladen und von Begierden nicht vergiftet ist, begleiten. Dabei geht das Leben in dem Weibe stets seine intensive Richtung fort und es vervollkommt sich durch sich selbst, darum aber auch leichter. Des Mannes Tugend und Wirken bleibt hingegen immer mehr Werk einer widerstrebenden Kraft, und er mufs sie gegen Reize aller Art erst erringen und dann zur Festigkeit und Ruhe bringen. Wo das

Weib geduldig erscheint, da erscheint der Mann duldend; wo es Gefühl äussert, da stellt er Charakter dar. Glaube und Liebe kommt daher dem Weibe, Muth und Grofsmuth dem Manne zu. — In dem Triebe behauptet das Weib mehr Ruhe, darum aber auch längere Dauer. Der Mann denkt mehr an sich und bezieht mehr auf sich; das Weib hingegen vergifst sich völlig über dem Gegenstande, dem ihr Leben gewidmet ist. Wenn der Mann untergeht, so zieht er Mehrere in seinen Fall hinab, daher die Weltgeschichte meistens von Thaten der Männer spricht. — Das Weib trägt allein und wenn die Last sie niederbeugt, so bricht ihr Herz allein. In einzelnen Fällen kann dennoch Heroismus dem Weibe eigen werden und bis zur Wuth und Grausamkeit steigen; doch nicht allein, dafs es nur einzelne Fälle sind, so hat auch für dieses, wie für das männliche Geschlecht der Trieb seine Gränze. — Der Trieb zu Genufs und das Gefühl desselben überwiegt im Manne mehr als im Weibe; denn er geniefst Alles, ob es sich gleich eben dadurch desto eher erschöpft. Die Leidenschaften wirken schwächer und mit mehr Ruhe in diesem, dessen Neugier meistens nur der Affect des Kindes ist. Wenn der Trieb nach Ehre bei dem Manne in Ruhmsucht übergeht, so wird er bei dem Weibe Gefallsucht und dann Koketterie. Der weiblichen Eitelkeit läuft der Stolz und die Prahlerei des Mannes parallel; leicht aber gesellt sich zu jener noch Trägheit und dann wird sie Verstellung. — Aus dem Anstreben zu dem Gleichgewichte ihrer Kraft, welche die Natur versagt, kann in dem Weibe leicht Herrschsucht entstehen. Ihre Lust und Laune aber bleiben immer

Folgen von Verwahrlosung und sind Waffen der Schwachen und Unterdrükten. Die Mifshandlung der Männer mufs Verschlossenheit und List im Weibe herbeiführen, die Schmeicheleien derselben weibliche Eitelkeit.

Da die Religion vorzüglich Sache des Gefühls ausmacht, so liegt sie dem Weibe näher als dem Manne; da Kindlichkeit und Liebe Hauptzüge des weiblichen Charakters sind, so kann er seine schönste Haltung und Vollendung auch durch Religion erhalten. Freigeisterei liegt ausser dessen Sphäre; denn ihm ist Religion Bedürfnifs, da es durch sie Schuz erhalten soll. Im Weibe ist Religion mehr Glaube; im Manne mehr Dogmatik. Dies beweifst zugleich die Geschichte der Religionen; denn, wo Frauen nicht zurükstanden, da herrschte der religiöse Kultus. Die früheren Religionen waren zum Theil mehr weiblich; unter den späteren ist die christliche Religion für den Mann mehr Religion des Geistes und der Wahrheit, für das Weib mehr Religion des Glaubens und der Liebe. Ueberhaupt aber schliefst sich das Weib immer und leicht an das Starke und Hohe, so auch an Gott und Geist an.

In dem gesunden Manne wohnt Kraft, die sich von der rohen zu edlerer Energie und Würde erhebt. Dadurch wird er Schöpfer. Würde ist dann der Ausdruk von Geistesfreiheit und der Beherrschung des Triebes durch moralische Kraft und mithin Ausdruk einer e r h a b e n e n Gesinnung. Im unverdorbenen Weibe wohnt nachgiebig sich zurükziehende, Sanftheit, Zartheit, Tiefe des Gefühls.

Dadurch wird es Geschöpf. Anmuth ist sein Antheil und diese zeigt sich in unabsichtlicher Thätigkeit, welche jedoch von der Freiheit herrührt. Dann finden wir Ausdruk einer schönen Seele. Nur Männer ringen mit allen Uebeln der Welt, wie mit dem Tode und sie verzweifeln am meisten an Unsterblichkeit; in des Weibes Gefühle regen sich Ahndungen der Unsterblichkeit und Duldung führt es zum Ziele. Indem das männliche Geschlecht mehr trennt und zerstört, das weibliche mehr eint und Harmonie begünstigt, gedeiht in der Entgegenwirkung die Beförderung des Ganzen zur Einheit der Natur.

Charakteristik der Seelenart der Alter.

Obgleich für die Charakteristik der Seelenart der Alter schon manche Stimme gesprochen hat, so ist dennoch im Ganzen noch wenig dafür gearbeitet und der wahre Gang der Natur minder ruhig erlauscht, als vielmehr nach Hypothesen vermuthet worden. Die Ursachen dieses Mangels an Licht liegen freilich theils in den Schwierigkeiten dieser Untersuchung. Schon die erste Periode, die Kindheit, ist in ein grosses Dunkel durch ihre Unbestimmtheit gehüllt; überdem standen die Kinder nie weiter von uns ab, oder eigentlich wir mit unsrer Aufklärung von ihnen als jezt. Früherhin verstand man sie besser. Sodann gibt es aber auch so viele abweichende Erscheinungen eines und desselben Alters, daſs es schwer wird ein Allgemeines festzuhalten, was als charakteristisch angenommen werden kann. Theils liegt aber auch die Ursache in den Beobachtern. Sie verstehen gemeiniglich sich selbst nicht, und so auch die Natur nicht, und es fehlt an erzogenen Aeltern und Kinderärzten. Namentlich verstehen wir grade oft

das natürlichste Alter, die Kindheit, am wenigsten; daher würden oft Kinder, und alle die ihnen gleichen, die Kinder besser verstehen, sogar einst besser erziehen als Gebildete. Zudem sind hier, wie bei dem Geschlechte, die verschiedenen Alter Partheien geworden und der Jüngling spricht über das hohe Alter, die Matrone über das Mädchen ab. Endlich liegt die Ursache auch in den wissenschaftlichen Bearbeitern. Denn man suchte nicht die allgemeinen Merkmale und doch müssen diese von Nationen, Temperamenten und sogar Individuen sich scheiden lassen. Man schied nicht äussere Bedingungen von bestimmenden Ursachen, oder eilte (wie es Weiller that) zur Bestimmung von Kräften, ehe man die Erscheinungen nach ihren wahrem Leben beobachtet hatte.

Alter ist an sich keine psychologische Bestimmung; denn es ist, wie die Zeit, blos die (zufällige) äussere Form, also etwas sehr Relatives. Die Freiheit der menschlichen Entwiklung läfst sich keineswegs an Jahre binden. Daher läfst sich hier auch keine strenge chronologische Abzeichnung, sondern in dieser Hinsicht nur eine Andeutung nach den gewöhnlichern Erscheinungen fürs Ohngefähr angeben; daher wurden auch die Benennungen der verschiedenen Alter schon von Römern verschieden berechnet. Dennoch läugne man dadurch nicht völlig ab, dafs theils die frühere, noch der Natur treuer lebende Menschheit sich beständiger mit ihren, eben da unmerklichern, Entwiklungen an einen gewissen Cyklus von Jahren gehalten hat, und dafs sich auch die künftige vollendetere Menschheit

wieder mehr daran halten wird. Wenigstens könnte in gemässigten Himmelsstrichen, wo der Einfluſs des Climas keine Frühreife beschleunigt, eine gewisse Mittelzahl eintreten.

Statt Alter sagen wir mehr psychologisch: Ausbildungsstufen oder Lebensperioden, welche so bald kürzer, bald länger dauern können. In dieser Hinsicht wäre hier die Psychologie als Geschichte des innern Lebens vergleichbar mit der Geschichte des äussern organischen Lebens, und wir könnten gleichsam eine Normal-Biographie für alle Menschen passend wünschen, wie wir sie zwar noch nicht besizzen, wie sie aber doch schon mehrere Romanschriftsteller und Dichter für ihre Helden in sich trugen. Solche Stufen muſs jeder Mensch durchgehen oder wenigstens durchlaufen. Jede bereitet die Andere vor und ist oft schon da, ob sie gleich erst dann sichtbar wird, wenn sie reifer ist. Die Verschiedenheit der Zeit, welche Jede beschlieſst, rührt vorzüglich von der harmonischen oder disharmonischen Ausbildung, wie von dem stärkern oder schwächern äussern Leben ab. Das innere Vermögen des Menschen ist über Zeit, wie über Raum hinausschreitend. Es gibt aber gewisse Hauptepochen in jedem Menschenleben, wo der Mensch in Vielem sich wesentlich verändert, auch wenn man nicht grade an eigentliche Katastrophen denken wollte, wo er sich sogar ganz umgestaltet, wie bei gewissen moralischen Revolutionen im Innersten des Gemüths.

Diese Stufen und Perioden müssen natürlich durchgreifend seyn, mithin passend auf alle

Menschenclassen, und wieder eingreifend auf alle Vermögen im Menschen, mithin nicht etwa blos auf die drei Bestimmungen des Erkenntnifsvermögens: Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft, welche ohnehin nur in Begriffen so anatomirt werden können, und keines von ihnen ohne das Andere im Menschen vorkömmt, — sondern auch auf das Gefühl- und Begehrungsvermögen, auf Leiden wie auf Thätigkeit; ja wohl ganz vorzüglich auf das Begehrungsvermögen, welches mit der Thätigkeit, der Hauptrichtung und der Freiheit des Menschen am meisten zusammenhängt. Der Psycholog mufs also wie der Historiker hier das höchste Ziel im Auge haben, wornach alles im Menschen, so bald er nur ein menschliches Analogon wird, zulezt sich hinrichtet, oder um welches herum sich sein Ich im Kreise dreht. Es ist also nicht genug, jene Perioden, statt äusserlich chronologisch, lieber innerlich psychologisch zu bezeichnen, dafs sie auf den ganzen Menschen passen, auf den physischen und moralischen, auf den nie ruhenden und stillstehenden, — sondern vielmehr, dafs sie passen auf das stete Werden im Menschen (pragmatisch-anthropologisch), woraus sich (wie schon Schwarz sagt) vorzüglich ein neues Licht für die Erziehungskunde entbinden mufs. Doch diese schon genau bezeichnete und charakterisirte Perioden darf man nicht als zu grelle und schneidende Abschnitte betrachten. Auch hier ist das Gesez der Transitionen, des allmähligen Ueberganges sichtbar. Man verfährt daher sicherer, die allmählichen Abstufungen des Menschen in Hinsicht auf einzelne Seiten dessel-

ben darzustellen, als die jedem Alter oder jeder Periode eigenthümliche Eigenschaften aufzuzählen. Es macht der Mensch durch sein ganzes Leben verschiedene Einheiten von Seyn, oder verschiedene Systeme von Kraftverhältnissen mit mehr oder minder Einheit oder Haltung aus.

Vorausgesezt wird also auch hier der Mensch als ein Wesen zweier Welten, einer Unterwelt, der physischen und einer immer höher aufsteigenden Oberwelt, der moralischen. Beide in unzertrennlicher Vereinigung bestimmen und begränzen sich wechselseitig, und zwar schon von Kindheit an; Beide befolgen hier im Grossen ähnliche oder in einander fliessende Gesezze und einen einartigen Gang. Es mufs einen, obgleich seiner Art noch unbegreiflichen Zusammenhang zwischen beiden Reihen geben, einen Einflufs der äussern Natur, und ein Eingreifen, ja ein gewaltigeres Entgegenkommen der innern. Die physischen Anstösse und Einwirkungen nemlich würden ewig nichts anregen, wenn nicht zugleich eine innere Erregbarkeit vorhanden wäre, zurükwirkte, und das Eingeflossene, gleichsam wiedergeboren und neugestaltet, von Innen aus zurükgäbe. Der Mensch ist ja eben nur darum am reizbarsten (von aussen), weil er am thätigsten (von innen) seyn soll.

Anlangend den Gang so bietet sich hier der Parallelismus zwischen Körper und Geist und zwischen Natur und Freiheit dar, bei welchem die zuerst genannte der zweiten Höheren dienen mufs, folglich ihr immer mehr subordinirt wird. Diese Naturanalogie ist entweder gleichzeitig oder so-

gar präformativ. So kann man eine Analogie zwischen den Entwiklungen des Embryo und des Menschen (mit Schwarz) annehmen, wohl auch schon im Thiere Perioden des psychologischen Seyns und Werdens unterscheiden. So findet in der Geschichte der Menschheit ein Parallelismus der moralischen Natur im Kleinen und Grossen schon früh nach den vier Menschenaltern (goldnes Zeitalter u. s. w.) statt. Wohl liesse sich der Parallelismus auch in Beziehung auf die Verhältnisse des Locals, wo die Menschenpflanze würde, stellen.

Dabei aber mufs man sich überall die Doppelfrage vorlegen:

a) Was thut in jeder Periode die Natur für den Menschen, was ist und besonders was wird sie ihm in jedem Moment des Lebens? In dieser Natur sind nemlich alle seine Umgebungen begriffen, die nicht sein Ich sind, es aber doch bilden und die zwar nicht ursprünglich in seiner Gewalt stehen, aber ebenfalls nie ruhen, sondern eine rastlos fortgehende Wirksamkeit zeigen. Es schliefst die Natur in jeder Periode einen gewissen Kreis um ihn, welcher ihm eine gegebene Gränze ist, die er nie zu überschreiten vermag. Die innre Natur zeigt ursprüngliche Fähigkeiten. —

b) Was thut der Mensch bei jener immerwährenden Wirksamkeit? Der Mensch, der doch ebenfalls nie still steht, nie ganz unthätig ist, der schon als Kind mit handelt und nicht blos mechanisch bestimmt wird. Welchen Einflufs gestattet er ihr und wie weit läfst er sie in den verschiedenen Perioden auf sich eingreifen? Wie erscheint sie ihm? Was leiht er ihr und was macht

er

er aus ihr? Wie widerstrebt er ihr, oder wie erhebt er sich durch Freiheit über sie? Er ist α) ihr unwillkührlicher Benuzzer nach blinden Trieben, β) ihr Erklärer, Bestimmer und Bezeichner, denn er nimmt sie für etwas Bestimmtes und nach seinen Gefühlen auf, γ) ihr Beurtheiler nach seinem Erkenntnifsvermögen, δ) ihr Leiter nach seiner höhern Ausbildung in Festigkeit und Grundsäzzen, welches ein Selbstgefühl verursacht, das nicht selten, ja wohl immer mit dem Streben in Bund tritt, sich über die Natur hinaus zu schwingen und entweder theoretisch mit schwärmender Phantasie und speculirender Vernunft, oder practisch durch seine Freiheit der Natur, mit der er in einem ursprünglichen Bunde stand, untreu zu werden.

Schon aus dem Bisherigen mufs eine umfassendere Ansicht der psychologischen Behandlung der menschlichen äussern und innern Entwiklungsmomente hervorgehen. — Alles kommt hier darauf an, — und diesen Standpunct haben die Meisten übersehen, — den eigentlichen Gegenstand der Betrachtung mit ihren Gränzen genau zu fixiren, und zwar den Gegenstand der allgemeinen Auffassung und der besondern, detaillirteren Beobachtung *). Der

*) Man schwankte immer von dem Wesentlichen zu dem Zufälligen, von dem Universellen zu dem Individuellen. So ist es zwar ein Verdienst, dafs Weiller eine allgemeine und besondere Jugendalters-Kunde unterschied, aber wie bestimmte er diese so vag, und wie befolgte er diese Scheidung so vermischend! Sein Eintheilungsgrund war blos das Ganze

Gegenstand der ersten Beobachtung war freilich auch hier der besondere Mensch, oder vielmehr der indivuelle, den man aber zu schnell für den allgemeinen nahm, daher auch mehr Schilderung als Zeichnung geliefert wurde. Der Gegenstand der späteren Wissenschaft muſs aber der allgemeine Mensch seyn, und zwar dies nach folgender näherer Bestimmung.

Obgleich der überall festzuhaltende allgemeine Gegenstand der Betrachtung der Mensch ist, so läſst sich dieser aus sehr verschiedenem Standpuncte ansehen. Es darf daher hier an oder in ihm nicht blos oder allein betrachtet werden: a) seine rohe oder am meisten und am nächsten auffallende Erscheinung, wie sie sich auf den ersten sinnlichen Blik gibt, also nicht blosse Eigenschaften, welche immer zufällig erworbene Fertigkeiten sind und auf einer oberflächlichen Beobachtung beruhen, ob man gleich sonst eben mit ihnen die Charakteristik der Alter entwarf (wie Pockels); noch weniger aber die ganz aus der Regel fallenden Eigenheiten (seltner Kinder, Jünglinge etc.); am wenigsten ausserordentliche und wohl gar übernatürliche Fähigkeiten (z. B. der Wundermenschen der Urzeit, oder nur der ungebildeteren Zeiten, wo die Dichtungen der Phantasie für baare Wirklich-

(anthropologisch: Allgemeine Alterskunde) mit seinen besonderen Theilen (Körper- und Seelenkunde der Alter) nicht aber: Grundzüge und Auszeichnungen oder Anlage und Fertigkeiten.

keiten, wenn auch allenfalls seltner Art genommen würden; so die Sagen von Wunder-Kindern).

Man darf ferner b) nicht eine fremde Kraft, sey es nun eine Gottheit, dessen Sohn, oder ein Schuzgeist, dessen Günstling ein gewisses Alter seyn soll, oder auch eine mit dem Körper vermischte physische, oder eine von ihm isolirte immaterielle Kraft, in Rüksicht ziehen. Was der Geist ausser dem Menschen sey, darauf geht der Psycholog nicht aus; ob er in dem Menschen, etwa als stärkere Kraft ganz und rein da sey, bleibt eine metaphysische Frage. Endlich dürfen hier weder c) blosse Begrifs-Formen (z. B. aus der Definition der Jugend gezogen, oder blos abstrahirt von Erkenntnifsvermögen), noch auch d) blosse Kräfte, die nicht Alles erschöpfen, betrachtet werden.

Vielmehr sind zu betrachten lebendige Triebe, d. i. nie stillstehende, sondern immer weiter strebende und sichrer werdende Annäherungen, Anstrebungen der Natur durch immer stärkere eigne innere Kraft, und immer harmonischere Unterordnung des Sinnlichen unter das Uebersinnliche, zum Ideal der Menschheit. Der handelnde Mensch wird also hier die Quelle, aus welcher geschöpft werden mufs.

Sonach unterschiede man eine doppelte Alterskunde, (jedoch in einem andern Sinne als Weiller):

1. Allgemeine Alterskunde. — Diese hat den Menschen im Grossen als Urbild, als

Ideal zum Gegenstande, mithin eigentlich weder den noch kindisch gebliebenen Ur-Menschen, oder gar den wilden Natur-Menschen, (wie Rousseau ihn nahm), noch den schon gealterten Cultur-Menschen, oder gar den widernatürlichen verkünstelten, den gesezlos verdorbenen Kunst-Menschen. Hier soll nicht sowohl die ganze Geschichte des Menschen (wie es z. B. die ganze pragmatische Psychologie ist) geliefert werden, als vielmehr Darstellung des Menschen im idealischen Leben der Entwiklung, wie er seinen Anlagen nach durch Hauptstufen vom ersten Entstehen bis zum lezten Vergehen seyn kann und seinem Ziele nach, das ihm vorgesezt ist, auch seyn sollte, wenn er möglichstfrei sich entwickeln dürfte und wollte, nach seinem ungetheilten Seyn und nach seinem höchsten erreichbaren Alter. So erhalten wir den Menschen dargestellt in seiner gediehensten Aufartung (der Abartung entgegengesezt). Dabei treffen diese Natur-Epochen der Entwiklung (wie schon Kant, Anthr. S. 321. sagt) freilich nicht mit den bürgerlichen zusammen; die lezten hemmen sogar die ersten.

2. Besondere Alterskunde. — Diese stellt den Menschen im Kleinen, mit einem eigenthümlichen Ausdrucke, so wie er unter besondern äussern Bedingungen und Verhältnissen entweder seyn kann, oder wirklich ist und zu seyn pflegt, dar. Die Bedingungen und Modificationen sind aber a) entweder Verhältnisse des Geschlechts, wobei vielleicht die Verschiedenheiten nur darum noch so grell sind, weil beide Geschlechter noch

lange nicht in das natürlichste Verhältnifs gekommen sind. Oder b) sie sind verschiedene Bildungs - Arten und Verfassungsformen der Familien, Stämme und Völker, und zwar

α) im ersten Verhältnisse des Natur - Menschen und Wilden oder des paradiesisch lebenden, milderen Menschen, dessen Kreis am engsten auf natürliche einfache Bedürfnisse, Gefühle und Vorstellungen beschränkt ist, welcher an die nächste tägliche Lebens - Stunde, für die er zunächst sich bestimmt glaubt, unter einem mehr oder minder freundlichen Himmel gebunden, fast ohne Erzieher, vielleicht selbst vernachlässigt und gering geachtet von Aeltern, sich selbst überlassen ist, seinem Körper und doch auch der Natur blos leidend zu gehorchen scheint. Dieses beschränkteste innere Leben ist eben in das längste äussere Leben eingeschlossen. Die Zeitdauer des Lebens aber entscheidet Nichts, und, kommt weit mehr auf ihren freien Gebrauch und die zwekmässige Anwendung für die Verewigung des Innern an, so ändert das lange wie das kurze, das langsame wie das geschwinde Leben in psychologischer Hinsicht gar Nichts. Deshalb darf man vielleicht nicht einmal ein höchstes Alter als ein allen Menschen gesezte: Ziel annehmen. Es läfst sich dies um so mehr bezweifeln, weil das äussere Leben mehr von äussern Dingen abhängt. Auch ein kurzes Leben mit stärkerer innerer Intensivität kann Viel werden und seyn. Eher liesse sich noch das niedrigste Alter bestimmen, innerhalb dessen der Mensch mit sich, wenn auch nicht fertig, doch einig und übereinstimmend werden kann. Wenn nun

die allgemeinern Perioden im Grossen nach Jahren zu bestimmen wären, so sollte man wohl am wenigsten gleich viel Jahre für Jede wählen.

β) — in geregeltern Verhältnissen des gesellschaftlichen und bürgerlichen Menschen nach den verschiedenen Verfassungsformen und Verwaltungen, Religionen, Lebensarten und Kenntnissen mit allen Verderbnissen veralteter Gewohnheiten und des spätern Luxus.

γ) — in den naturgemässesten und am meisten harmonischen Verhältnissen der allgemeiner gewordenen menschlichen Ausbildung und der bestorganisirten Staats - Einrichtung, welche vielleicht künftig eintreten könnte, bei vermehrter äufsrer und innerer Gleichheit und Freiheit.

Nach dieser Bestimmung des Gegenstandes wird es, damit die Vielseitigkeit der Betrachtung angedeutet und sie gegen Einseitigkeit geschüzt werde, nöthig seyn, noch die Beurtheilung wie die Erklärung neben dem allgemeinen Gange vorher in seinen Grundlinien anzugeben.

Die Beurtheilung der beobachteten Erscheinungen bestimmt folgende Momente:

1. Der höchste Gesichtspunct ist die allmähliche aufsteigende Modification und immer freiere Entbindung der allgemeinen Natur - Kraft in den verschiedenen Formen des Menschen.

2. Es kommt ferner in Rüksicht der Grad der Annäherung zu dem Typus des ächten Charakters der reinern Menschheit und der Entfernung

von der *vegetabilischen* und *thierischen* Natur. So erscheinen nur periodisch verschiedene Formen der allgemeinen Menschenkraft, statt ganz besonderer oder gar isolirter Kräfte. Uebrigens ist die *Sinnlichkeit*, mit der man gewöhnlich anhebt, von dem philosophischen Standpuncte aus gar nicht das eigentlich *Ursprüngliche*; vielmehr nur ein *Bild* für den innern Menschen, so wie die ganze Sinnenwelt, nur die Folie, durch die wir Alles beobachten, empfinden und erstreben. Selbst *Kant* hat den Verstand in dieser Hinsicht zu sehr von der Sinnlichkeit isolirt.

3. Verhältniſs beider Naturen, der irdischen und göttlichen unter einander, mithin stete Vergleichung der Körperentwiklung mit dem Gange der Seele.

4. Analyse der *leidenden* Empfänglichkeit und der *thätigen* Selbstbestimmung.

5. Verhältniſs der *Vermögen* zu einander und die obwaltende oder wenigstens hervorstechende Kraft oder Kraftreihe in jeder Periode.

6. Grad des sich entwickelnden Selbstbewuſstseyns, der Willkühr und Freiheit, (der subjectiven Selbstmacht).

Die *Erklärung* geht vorzüglich auf die Ursachen der jedesmaligen *Richtung* zu einem niedern oder höhern Ziele, wie — der Erleichterung oder Erschwerung der naturgemässen und freien Entwiklung.

Ihr *Pragmatismus* sieht demnach *entweder* auf *Naturnothwendigkeit* und auf den Mecha-

nismus in Fertigkeiten, (dahin Alles, was auch wohl Schiksal heifst, Aeltern, Gesundheit und Krankheit, frühes oder späteres Glük oder Mifsgeschik, Himmelsstrich, Revolutionen, Zeitgeist) oder auf Freiheit, — namentlich in Erziehung und Gewohnheiten.

Was den allgemeinen Gang und die Haupt-Perioden durch das ganze Leben betrift, so läfst man es am einfachsten in zwei Haupt-Perioden zerfallen, und diese entsprechen am nächsten dem Gange der Natur, welche einen scheinbaren Kreislauf vollendet, vielleicht weil sie im zweiten Theile des Lebens den Menschen zu einer neuen höhern Geburt vorbereiten wollte. Wir finden nemlich

1. mehr extensives Wirken, Aufblühen, Erstärken oder zu Kräften-kommen, Erweiterung des Ichs, — jedoch dabei mehr Unbestimmtheit als Bestimmtheit, Sammeln, Einnehmen. Diese Periode reicht bis zur Vernunft-Mündigkeit oder bis zum vollendeten Wachsthum des Körpers (Mannbarkeit und in sofern Reife).

2. — mehr intensives höheres, halb schon überirdisches Leben, Verblühen, Ermatten oder mehr zur stillern Einheit der Kraft-kommen, Beschränkung des Ichs, — dafür aber mehr Bestimmtheit (Charakter), Erhaltung des Empfangenen, Zurükgeben mit Wucher.

Abgesehen von diesem Cyklus der Natur gäbe es drei-bis vierfache Vertheilungen. Diese dürften jedoch minder als die vorigen anthropologisch, sondern mehr isolirend, d. i. entweder blos physiologisch oder blos psychologisch seyn.

Wir finden als naturhistorisches Bild: Keim, Blüthe, Reife, Frucht; Frühling, Sommer, Herbst, Winter, — oder höher: Leitung von der Natur, Kampf mit der Natur, Friede mit der Natur.

Physiologisch ergibt sich: Organisation — Desorganisation. — Im Kindes- und Knabenalter herrscht vorzüglich das Gefäſs-System, von da bis zu dem Mannesalter; dann vorzüglich das Muskelsystem. Bei dem allmähligen Uebergange in das Greisenalter erweiſst nur noch das Reproductions-System sich thätig, mit bestehender wiewohl auch abnehmender Reaction.

Psychologisch: Zeit der mit der Organisation aufsteigenden Entbindung. Zeit der Freiheit — Zeit der Abhängigkeit. Die Aufstufung ist von Empfindung zum Gefühle; dann von sinnlichen zu pathologischen (Affecten) und zu contemplativen Gefühlen; vom Triebe durch die Neigung zum Willen. Darauf beruht die Haupt-Eintheilung, weil das Begehrungsvermögen am meisten die Richtung bestimmt. Sie geht ferner von Naturell durch Temperament zum Charakter.

In die ersten der zwei Hauptperioden, welche sich in Kindheit und Jugend theilt, sezzen wir Sinn, Gefühl und Trieb, in die zweite, welche das Mannes- und Greises-Alter umfängt, Geist, Wille und Gewissen.

A. Kindheit.

Kindheit überhaupt ist das stärkste doch gleichartige extensive Leben, ein träumendes

Leben in der Gegenwart, erst in der Sinnenwelt ohne Sinne, und im Schmerze ohne Gefühl. Mit der Freude beginnt die Sprache.

Das Beginnen des Lebens liegt im Urpuncte des Entstehens des Menschen. Aus der Liebe soll er abstammen, welche vorher zwei Seelen verschiedenen Geschlechts in Eins vereinte, und er wird in dem Momente erzeugt, wo jene ihr vereintes Selbst vergessen, um es verdoppelt wieder zu finden, wenn für sie die Natur durch die anorgischen Urkräfte der Scheidung und Propulsion gewirkt hatte. Die Natur sezt aus ihrer Fülle einen Menschenkeim als Gattungswesen nur aus und reicht nur den ersten Funken. Sie sezt ihn in einen bestimmten Raum und zu einer bestimmten Zeit im Fortgange der Menschheit als Individuum aus. So ist der Mensch zum Theil das Werk der ewigen Natur und bleibt es ewig, zum Theil aber auch ein Werk seiner Zeit, in die sein Werden, nicht sein Bleiben fällt. Beides ist er ohne sein Zuthun.

Die Natur entbindet den heiligen Keim und organisirt in grosser Schnelle; sie eilt zum Menschen. Es wächst der Mensch nie schneller als ehe er geboren ist, und sein Wachsthum wird nur mit dem Alter schwächer. Dennoch braucht er, gegen andre Thiere genommen, die längste Zeit zum Wachsthum, oder zur physischen Bildung überhaupt, also auch zur Entwiklung seiner vollen Kindheit. Alle seine Entwiklungen haben lange Perioden, da er zum längsten Leben und zugleich zu einem grössern Widerstande, sogar gegen seinen eignen Körper geboren ist.

Dem ersten Beginnen folgt I. das Pflanzenleben des Menschen, vor dessen Geburt in der Mutter Leibe. Zu der völligen Entwiklung bedarf er neun Monate, um für den Eintritt in die Aussenwelt geschikt zu seyn.

Nach der Geburt geht II. das thierische Traumleben des Menschen, die Traumperiode des Instincts auf. Liegt in dem Menschen die Vereinigung des Sinnlichen und Vernünftigen, so mufs dies schon in seinem Entwurfe vorhanden seyn. Es ist aber der Mensch Thier durch seine Geburt, durch sein Leben und Nähren, durch seinen Instinct und seine Abhängigkeit. An dem auch dem Menschen noch verbliebenen Instincte haftet thierisches Wesen. Hier kommt es nicht auf die Frage an, ob vielleicht die ersten Menschenpaare statt einer stärkeren Vernunft wohl einen stärkeren Instinct gehabt haben mögen. Wollte man aber, mit Kant*) fragen, wie es möglich wäre, dafs dieser eingepflanzte Instinct nicht auf die spätere Zeit fortgeerbt sey, wie es nie geschieht, so läfst sich dies dadurch lösen, dafs man den Instinct überhaupt nicht als einen gleichsam dem Fleische eingedrükten Trieb denkt, sondern ihn richtiger als Form des allgemeinen Naturtriebes, der mit der äussern Umgestaltung der Formen immer wechselt, und mit ihrer Verfeinerung sich immer veredelt. Nicht ganz konnte er verloren gehen. In dem Kinde kündigt sich der erste Instinct im Sau-

*) S. dessen pragm. Anthrop. S. 315.

gen an der Mutterbrust an, wobei noch Hunger und Durst vereint sind. Zwischen diesem und dem Schlafe schwebt das angehende Leben getheilt fort. Doch noch in dem erwachsenen Menschen bleibt Instinct zurük, wo er dann die Stelle der unentwickelten Kraft vertritt. Er findet sich noch in Allem, was blinder Grif des Gefühls, des Triebes und des Verstandes, was nicht bestimmbarer Flug der Phantasie ist.

Neben der thierisch-sinnlichen Natur behauptet die vernünftige moralische des Menschen ihre Stelle, und zwar a) in so fern Natur Alles umfaſst, was zu seinem Wesen, also auch zu dem wesentlichen Entzwek, den er erreichen kann und als Selbstzwek erreichen soll, gehört, und b) insofern ihm eine moralische Anlage neben der physischen zuzuschreiben ist. Die Anlagen sind aber nur Eine, und gehen auf eine Endbestimmung, zusammentreffend in der Vollendung des Menschen. Nur durch die Wechselwirkung dieser Doppelnatur wird das menschliche Wesen.

Das erste Streben im Menschen hängt unwillkührlich mit der ersten, bei der Geburt erregten Empfindung zusammen, und ist in ihm stärker als man es beim Thiere bemerkt, daher schon moralischer Art, nemlich Bewegung, als Widerstreben gegen die sinnliche Natur, d. h. gegen den peinlichen Reiz, den er vorher schon empfinden muſs. Das Kind windet sich, strekt die Glieder weiter aus, und seine erste That, die aus dem Innern kommt, ist ein Geächz, ein kreischendes

Schreien, welches ein Emporstreben aus seiner Hülflosigkeit zeigt. Schon in diesem Widerstreben gegen den jezt mehr unangenehmen Reiz der Neuheit, wobei der Mensch die Schranken der Natur empfindet, liegt der erste Anspruch auf Freiheit, die er bald noch stärker erstreben wird. Jenes Schreien wekt zugleich sein Innres immer mehr aus der ersten dumpfen Betäubung.

Ursprünglich ist die Tendenz zur Unbeschränktheit und eben daher auch zur Bewufstlosigkeit, da der Mensch erst beschränkt seyn mufs, um sich bewufst werden zu können. Dem Kinde kommt Universalität zu, nach welcher Alles in und ausser ihm gleich ist. Unbestimmtheit steht aber mit dieser in Verbindung.

Unläugbar ist der Mensch, von diesem Standpuncte aus betrachtet, in dem Zustande grosser Hülflosigkeit. Wehrlos und sinnlos hängt er nur von Andern ab. Kein Geschöpf bleibt so lange Kind als der Mensch; aber eben daher ist er ursprünglich zur Geselligkeit berufen, und er war immer äusserlich schwach, um innerlich desto stärker zu werden. Mehrentheils ist aber die Hülflosigkeit empirischer Schein; sie verbürgt die Nothwendigkeit der innern Stärkung. Erzogen soll der Mensch von Andern werden nicht blos physisch, sondern zugleich moralisch. Zu diesem Ziele liegen in dem kleinen Menschen schon wichtige, oft zu wenig beachtete Anlagen. So sehr das Kind der Hülfe bedarf, so verschmäht es, indem es sich noch nicht hülflos fühlt, doch schon jede Hülfe als Bei- und Nach-

Hülfe, und sträubt sich gegen Zwang wie gegen Fesseln seiner Freiheit. Dieses Sträuben ist in dem Menschenkinde ausdruksvoller als in dem Thiere. Durch seine Instincte ist es mehr als blos vegetirende Pflanze, und mehr auch als Körper, nemlich Geist (nur diesen nicht im einseitigen intellectuellen Sinne gefaſst), der sich wenigstens in Willensäusserungen (wenn auch nicht in Begriffen) immer lauter und sichtbarer ankündigt.

III. Mit dem ersten Lallen des Menschen dämmert das Selbstbewuſstseyn und erscheint als empfindendes Wesen. Noch hingegeben für die physische Erstattungsfähigkeit im fortschreitenden schnellen Wachsthume nimmt die Beweglichkeit und Erregbarkeit zu, und aus der Empfindlichkeit geht mehr Empfindungsfähigkeit hervor.

Die Entwiklung der Sinne schreitet von den unmittelbarsten zu den mittelbaren oder von den niederen zu den höhern, nach dem Gange der Natur im Grossen auf. Die ersten unmittelbaren Sinne erscheinen ziemlich zugleich, analog der niederen Natur, wo oft ein Organ selbst die Stelle Mehrerer vertritt. Betastung und Geruch theilen sich allmählig in specifisch verschiedene Empfindungen. Ihnen folgt Geschmak, der in Folge ohne den Geruch nicht zu befriedigen ist. Darauf (ohngefähr nach 3 Wochen des Alters) entfaltet sich die Empfindung des Hörens, welches erst nur dumpfe Laute dem Kinde vernehmen läſst, und ihm dann das Nachtönen möglich macht. Endlich (ohngefär in der 5ten oder

6ten Woche) tritt das Sehen ein, als der feinste Sinn, vor dem anfangs noch alle Farben in Eine zusammenschmelzen und der noch keine Einzelne unterscheidet, sondern erst von dem Glänzenden überhaupt angezogen wird. Erst sieht das Kind nach Etwas, dann auf Etwas und endlich Etwas selbst*).

So entwickeln sich also die Sinne, welche der Mensch eigentlich bei seiner Geburt noch nicht besizt und denen erst eine Richtung gegeben werden mufs, ehe die Werkzeuge gebraucht werden können. Hat das Kind nach Etwas und dann dies selbst gesehen, so fängt es auch an nach etwas Bestimmten zu greifen, dem ein blosses Ausstrecken voranging. Unruhe entsteht nun durch immer grösseres Reizen und Drängen in den Muskeln; die Sinne erhalten Ausbildung, die, auf gewisse oder auf alle Sinne gerichtet, den ersten Grund zur individuellen Richtung der Anlagen geben kann. Früh und oft zu früh werden die eigentlich menschlichen oder die mittelbaren Sinne gebraucht und geübt.

Die Unbestimmtheit, welche Andere (wie Weiller) als Charakterzug der Kindheit und Jugend annehmen, liegt mehr in der Idee, d. i. nur in der ursprünglichen, aber sich schnell verändernden Anlage, als in der wirklichen Erscheinung. Die Unbestimmtheit der Anlage macht, dafs das Kind weder gut noch böse heissen kann, da es dies nie durch Natur, sondern nur durch eigene oder fremde

*) Man vgl. ersten Theil S. 141 u. f.

Freiheit werden kann. Bestimmbar wird es fürs Gute wie fürs Böse, jedoch auch nur mittelbar, da es unmittelbar für das Gute sich selbst bestimmt. Die moralische Anlage mag immer nach Kant *) mehr negativ seyn, und der sensible Charakter den Menschen eher zur Bösartigkeit verleiten, so ist die bösartige Leidenschaftlichkeit, welche das Kind äussert, noch lange nicht Bosheit, ja es äussert sich jene sogar durch die Ahndung des Unrechts, das es sich in jedem unnatürlichen Zwang angethan findet. So ist der Mensch nicht zum Bösen bestimmt und kennt es erst später als das Gute. Seine moralische Anlage ist eine reine unvermischte und unverschrobene, und für den lezten Endzwek ursprünglich beschränkt. In sein Herz ist schon das ewige Gesez geprägt, durch das es ihm möglich wird zu erreichen, was er soll. Jene Unbestimmtheit der Anlage aber hört gewissermaſsen schon mit dem ersten Schmerze auf. Mechanische Fühllosigkeit oder thierische Unentschiedenheit wird sich nie im Kinde nachweisen lassen. Die Natur beginnt zwar schon früh, den Menschen zu bestimmen und läſst darin nicht nach; er aber eilt der Freiheit entgegen und dabei der physischen Natur voraus.

In dem Kinde herrscht der Zustand überreicher Fülle von fruchtbarer, obschon noch innigst vereinter und so gebundener Kraft. Diese kann zum Theil lange verschlossen bleiben. Es gedeiht aber die Freiheit hier schon durch seinen leidenden Zustand,

*) S. dessen Anthropologie S. 318.

Zustand, und durch seinen Gebrauch des Körpers als eines Mittels zu einem höhern Zwecke.

So zeigt sich dann rastloses Austreiben und Fortdrängen dieser Kraft, Streben zum regen, oft üppigen Aufschossen, immer weiteres Hervorbrechen der gehemmten Kraft und Thätigkeitstrieb von allen Seiten, auch schon zur Tilgung der innern Unruhe und Bewegung. Dazu sind die Belege: die Anstrengung, sich von angelegten Banden zu befreien, das frühere Kreischen, das nachherige Schreien, und das etwa mit dem dritten Monate des Lebens erscheinende Weinen. Dieses zeigt eine Neigung zur unmittelbaren Befriedigung des Willens. Es hat dies (wie Kant *) sagt) nicht den Ton des Jammerns, sondern der Entrüstung an sich; nicht blos, weil ihn etwas schmerzt, sondern weil ihn etwas, z. B. die Beschränkung seiner Bewegungslust, verdriefst. In eben diese Zeit fällt das Entgegengesezte, das Lachen. Dieses beginnt zunächst mit einem unwillkührlichen, jedoch erst nur halben Mund-Oefnen bei dem Sehen von Etwas, das ihn erst befremdet, dann anzieht und endlich eine angenehme Empfindung macht; drauf wird es Krähen. In dieser Zeit beginnt daher auch schon leichter die Entwiklung der Sprache, früher noch im Mädchen als im Knaben. Hatte schon das Schreien seine Sprachorgane geschmeidiger gemacht, so erfolgt erst ein unwillkührliches Nachzirpen, dann ein eigenmächtigeres Hervorstossen von Tönen, ein Lippenbewegen und Plerren, ein Lallen bis zum articulir-

*) S. dessen Anthropologie S. 323.

teren Sprechen. Eben hier, um den dritten Monat, beginnt also schon eine Unterscheidung der angenehmen und unangenehmen Empfindungen und Vorstellungen (daher auch jezt das Träumen eintritt, welches vor dem dritten Monate nicht bemerkbar ist; so wie das stille Sinnen und Zerstreutseyn der Kinder von der frühen Entwiklung der freien Phantasie zeugt). Mit dem Sprechen entwickeln sich mehr angenehme Empfindungen und mehr Vorstellungen. Nur andre Formen jenes Treibens sind das, was man gewöhnlich Eigensinn oder gar Rachsucht nennt. Dahin das Jauchzen und Poltern, die schnelle starke Heftigkeit der Bewegung der Gliedmafsen oder des ganzen Körpers, das Streben nach Kraftäusserung.

Bald läfst sich geschmeidige Bildsamkeit mit der weichsten Empfänglichkeit und zarten Nachgiebigkeit bemerken. Unendlich modificabel ist das Kind, das oft vielfache Gestalten annimmt. Daher erklärt sich die Fähigkeit tieferer und ausdauernder Eindrücke. Jede, auch die leiseste Berührung läfst ein Merkmal zurük. Die Nachgiebigkeit ist übrigens nicht gleich stark und schnell gegen alle Eindrücke. Leicht wird das innere reiche Leben, mithin auch die Thätigkeit vermöge der zarten Empfänglichkeit der natürlichen Eindrücke nach den verschiedenen Sinnen als auch vermöge der schwachen Anlässe und stärkern Reize erregt. Hier findet sich ein immer gespannter Geist. Hier hat der Mensch die stärkste Empfänglichkeit, und daher rührt die Dauer auch der schlimmern Eindrücke, die selbst Gebildete noch

durch Furcht äussern; daher auch die Empfindlichkeit, die erst mehr für natürliche körperliche Objecte wirkt. So zeigt sich endlich auch Entwiklungsfähigkeit, leidentliche Bestimmbarkeit für das nächste Ziel. Wie Vieles hat schon die Seele des Kindes gethan, ehe es sprechen kann! Leicht wird in dieser Zeit aufgenommen, wenn auch nur flach, wie es die Vergeſslichkeit und der Mangel der Rükerinnerung an diese Jahre beweist. Das Gedächtniſs entwickelt sich übrigens später als die Phantasie.

Was das Gefühl betrift, so zeigt sich hier überhaupt ein dunkles Gefühl der natürlichen Schranken, daher dann das Bedürfniſs fremder Unterstüzzung stammt. Furcht ist das erste, was wir in dem Kinde finden, später entwickelt in der Schaam. Nun fühlt es schon Lust und Unlust, Behaglichkeit und Miſsbehagen, und gibt dieses Gefühl durch Aeusserungen zu erkennen. Die Furcht zeigt sich in einzelnen Schrecken; neben ihr entwickelt sich Fröhlichkeit. Ein gesundes Kind ist mehr fröhlich als launig, ist keiner Leidenschaft, sondern höchstens der Affecten fähig. Daher gibt es kein in Ohnmacht fallendes Kind (weder vor Traurigkeit, noch vor Furcht und Schrek); daher gibt es ferner kein verrüktes Kind, denn nur unreife, schwache, und verwahrloste, kranke sind blödsinnig, und selbst die Kinder der Cretinen amelioriren sich in andern Verbindungen und günstigern Lagen. Es besteht dabei ein reineres und leichteres Auffassen aller Theile der Natur, welches durch die Wahrheit der ersten Eindrücke, sofern sie noch nicht durch Einbildungen entstellt sind, bewiesen

wird. Das Gefühl des Kindes ist übrigens in immerwährender Spannung und in einem Zustande von Erhöhung, weil ihm jedes Gefühl als neu erscheint und es selbst für jeden Kizzel reizbarer ist.

Der Trieb zu gestalten regt sich schon, erst ausser sich, dann durch und in sich wirkend. Daraus bald der Hang zum Nachahmen, Nachlallen, Nachbilden, zum Repräsentiren, aber auch zum Bilden, und Selbstbilden und Bauen, was mit den Zerstören im Kinde zusammenfliefst, da dieses ihm oft nichts ist als Umgestalten. — Die kindische Ohnmacht (welche Einige, wie Snell, dem Kinde bis zu Ende des dritten Jahres zuschreiben) beschränkt sich blos auf die Pflege, die der Körper noch bedarf.

Entfaltet sich IV. das erste geistige Bilden des Knabens und Mädchens, so schreitet die angefangene Entwiklung immer weiter.

Indefs die innere Natur schon stärker und gewandter geworden ist, zeigt sich zugleich schon eine grössere Beherrschung der sinnlichen Eindrücke. Jezt wählt der Mensch als Knabe verschiedene Speisen; ja er spielt sogar mit ihnen, und kann sie zu geniessen aufschieben. Die Eindrücke sind zugleich minder schwächend, minder tiefgehend oder dauernd. Noch hat er keine Leidenschaft, nur Affecten, und in diesem Sinne gewisse Gemüthsbewegungen, welche charakteristisch für sein Seyn und Werden modificirt erscheinen.

Das Lernen beginnt früh, und schon jezt hat das Kind eine Menge Lehrer gehabt. Jezt

nimmt das Kind nicht mehr blos auf, sondern es gibt auch zurük d. h. es ahmt nach und eben hier wird der Grund gelegt zu der Macht des Beispiels und der Gewohnheit alles auf Beispiel zu thun, die oft den Erwachsenen Lebenslang noch so stark anhängt. Die Nachahmung der Mienen und Worte ohne wirkliches Nachempfinden und Nachdenken tritt ein; aber eben dadurch blinde Gewöhnung an Meinungen und Sitten der Vorfahren und Väter.

Auch zeigen sich daher schon jezt die ersten Folgen von Wiederholungen, als erste Gewöhnung und Verwöhnung. Was dem Kinde früherhin noch ungesuchter sich darbot, wird jezt schon als halbes Bedürfnifs gesucht. Was ihm noch gleichgültig war, ist jezt angenehm oder unangenehm. Gewohnte Vergnügen und schon ausschliessend liebgewordene Bekannte ziehen sie um so mehr an sich, je weniger ihre Neigungen noch getheilt oder ihre angenehmen Vorstellungen durch widrige Associationen getrübt sind.

Bald tritt die erste Bildung und Fixirung der Bewegungen des Gemüths und der Vorstellungen ein, nach fremden Anbildungen. Ist diese erste Fixirung so bestimmt und begränzt, so können von entstandenen Fähigkeiten aus Schlüsse auf das gewagt werden, was der Mensch seyn und werden kann. Oft wird dabei schon des Menschen Schiksal im Kinde aufs ganze Leben bestimmt, vorzüglich das Schiksal, was der Mensch sich selbst gibt. Eigenthümlichkeit entfaltet sich und wird meistens eine festere Ausbildung von einigen Seiten, oder oft auch

nur von Einer Seite, daher sie oft die erste Einseitigkeit ist. Die Schattirungen des sanften oder reicheren Naturells und des viel oder wenig versprechenden Temperaments werden entschiedener.

Das Empfindungs- und Gefühls-Vermögen bildet sich mehr zu einer hervorstechendern Kraft. Eine noch immer ausgebreitete, allberührbare, obgleich beschränktere Empfänglichkeit beginnt, daher auch mehr Bestimmtheit des Gefühls. Nicht mehr so reizbar für körperliche Gegenstände, doch noch für Gegenstände der sinnlichen Vorstellung, überläfst sich der Knabe und das Mädchen jedem äussern Object, das sie reizt, wenn auch minder ihren eignen Körper. Schon jezt kommen die geistigen Gefühle zum Vorschein und vertreten die Stelle des Verstandes. Es bekommt ferner das Gefühl mehr Tiefe, woher die unauslöschliche Stärke kindlicher Eindrücke herrührt. Das tägliche Gefühl ihrer wachsenden Kräfte macht sie vorzüglich munter und guten Muths. Daher herrscht die unschuldige Fröhlichkeit, und die Seele wird immer empfindsamer. Daher die Aufgelegtheit zur Freude, besonders zu dem fortwährenden, jedoch unbestimmtern Zustande der Fröhlichkeit, die sich auch in Muthwillen oder Schelmerei zeigt. Daneben fehlt es an dem abgezogenen Allgemeinbegriffe des Schmerzes und es kann der Knabe Anderen oft Schmerzen erregen, ohne wirklich quälen zu wollen, wie das Thierquälen oft nicht vom Hang zur Grausamkeit, sondern zur Thätigkeit mit Unwissenheit vereint zeugt.

Immer mehr wird das Gefühl zum Selbstgefühl, und äussert sich über Schwache und über Thiere. Auf gleiche Weise nimmt das Gefühl der Freiheit zu. Der Sinn für kleine Reize erwacht. Noch steht hier der Mensch mehr unter dem Einflusse seiner nächsten Umgebungen, als unter dem seiner Gewohnheit oder Meinungen; noch sind seine Gefühle stärker als Jene. Dabei zeigt er ein stetes Schweben zwischen Hoffen und Fürchten, zwischen Entzückung und halber Verzweiflung. Daher sein Leichtsinn. Gegen das lebhafte gegenwärtige Gefühl fruchten die nur flüchtig überlegten und halbaufgefafsten Warnungen wenig. Selbst vergangene schmerzhafte Erfahrungen machen hier nicht allemal klüger.

Mit dem Erwachen des Sinnes für Tadel und Lob, geht das Selbstgefühl in Schaam über, die als Leiterin des Anstandes, nicht als Schüzzerin der Begierde erscheint. Schon entwickelt sich der Sinn für körperliche Schönheit und zwar schon am Lebendigen.

Es entbinden sich die Gefühle des Wohlwollens, der Zärtlichkeit, selbst gegen Leblose, wie auch gegen Thiere, der Theilnahme und des Mitleidens. Doch wirken diese im Ganzen schwächer als die der eignen Bedürfnisse; daher nun die frühen Ausbrüche von einer Reihe Affecten erklärbar wird.

Bei erschwerter Befriedigung ihres natürlichen Triebes nach Freude übergeben sie sich zwar noch nicht der Betrübnifs und Traurigkeit, wohl aber

dem Verdrusse und der Laune, auch dem Zorne. Im gesunden Kinde hält jedoch der Zorn wie der Murrsinn nicht lange an, und Unmuth ist nur dabei Krankheit, nicht Bosheit.

Aus der Furcht wird Schrek und bei einer Ahndung des Wunderbaren und Unbegreiflichen die Gespensterfurcht, die auch ohne Ammenmährchen einst wie jezt entstehen kann. Kinder erzählen sich sogar schauerliche Gespensterhistorien, blos damit sie sich einmal in grosse Furcht versezt sehen. In Manchen hat dies oft noch Muth erregt. Gleichsam aus Träumen wie Blindgeborne erwacht, halten sie Bilder und Schatten für mehr noch als diese sind, für wirkliche belebte Wesen, und betrachten sie oft mit der Ahndung unangenehmer Empfindung oder mit Furcht. So ist die Gespensterfurcht nur Scheu des Schwachen vor einem unbekannten Mächtigern, und eben dies Gefühl einer Abhängigkeit von etwas Höhern und Unbegreiflichen, wird zur ersten Religion.

Schon wird das moralische Gefühl rege, weil eben das Gefühl jezt mehr Tiefe zu erhalten anfängt. Das Gewissen zeigt sich als ein schon da seyendes Wissen, und ist nicht erst spät eingegeben durch Unterricht, vielmehr bereits mit unsern Anlagen coexistirend.

Das Begehrungs-Vermögen wird immer mehr Begehrungs-Kraft und ein Streben zu den nächsten Genüssen der Gegenwart, — ein Dringen, Lärmen, Poltern in den frühern, ein Hüpfen, Springen in den spätern Jahren dieser Pe-

riode. Alles verräth eine starke Thätigkeit. Die gewaltigste Gebehrde, die lärmendste Stimme, der fliegendste Gang findet jezt zugleich mit der geringsten Ermüdung im Leben statt. Aufbauen und Zerstören, Verändern und Vertauschen, Erobern und Vertilgen wechseln jezt ab. Das Sprechen wird immer mehr zum Schwazzen, das Schreien ein Rufen und Singen. Diese immerwährende Thätigkeit ist jedoch ebenfalls wechselnd und fällt von Einem aufs Andre, sich begnügend mit Kleinigkeiten. Des Knabens Begierde ist leicht befriedigt; dies vorzüglich, weil er wenig suchte, und ihm noch der Scharfsinn der Vergleichung des Untergeschobenen abgeht. Eben daher kann auch dem sinnlichen Triebe, der vorzüglich als Nahrungstrieb stark ist, durch unsinnliche Vorstellungen und Begriffe wenig Einhalt gethan werden.

Doch will der Knabe Alles nur nach seinem jedesmaligen (freilich erst noch natürlichem) Bedürfnisse. Daher sieht man in ihm noch stärker seinen Freiheitsdrang walten, vermöge dessen er sich gegen jedes Mufs sträubt, als welches ihm sogar oft noch das Soll erscheint. Daher für ihn die pädagogische Regel: so wenig als möglich Sittengesezze, und diese mehr in der Form der nothwendigen Naturgesezze zu geben. An einige Einschränkungen schon gewöhnt, fürchtet er andere mehr und weifs sie sogar durch List oder wenigstens durch Gewandtheit zu umgehen. Daher fangen schon jezt zuweilen die sogenannten Flegeljahre an. Mit der Aufregung der Eigenliebe und Selbstgefälligkeit entsteht zugleich Ungehorsam, Hart-

näckigkeit, Widerspenstigkeit, Ungelehrigkeit, vollends je stärker und bestimmter auch die Empfindungen und besonders das Selbstgefühl des Knabens sind. Diesen Widerstand kehrt er oft gegen sich selbst. Er siegt über Frost, über Hunger schon jezt, wo er einen andern Trieb, auf dessen Befriedigung er sich einmal mit Willkühr gesezt hat, wäre dieser Trieb auch minder stark, befriedigen kann.

Seine Selbstliebe ist freilich noch ungebändigt, vielleicht sogar überflüssig genährt. Schon das drei- und vierjährige Kind, bemerkt Feder, fängt sich besonders gegen jüngere Geschwister an zu fühlen, spricht, als ob es klein gewesen wäre schon vor langer Zeit, und bildet sich ein grofs zu seyn. So eignet seine Eigenliebe sich oft leichtsinnig gleiche Vorzüge mit Andern zu und schon jezt kann die weibliche Eitelkeit sich stärker regen. Ungern gestehen diese Kinder einander, oder auch selbst den Erwachsenen, persönliche Vorzüge zu, oder sagen, bei fremdem Lob: dies kann ich auch.

Daher rührt jene Beharrlichkeit, die nicht sowohl Eigenwille als erst noch blosser Eigensinn ist, oder die Neigung seinen Willen durchzusezzen, oft der Commandirsucht des spätern Despoten gleichend. Daher erscheint jezt schon die Macht des Vorsazzes; daher die beständige Wiederholung seines Wunsches, vollends wo man blos willkührliche Einschränkungen fürchtet und keine andere Mittel noch vorher kennen lernte.

So findet sich die Erscheinung des Neides, der jedoch noch natürlich und insofern edel sich

regt, wo er in naher Beziehung auf Ehrbegierde steht und noch mehr Nacheiferung ist, was mit dem Triebe zur Nachahmung zusammenhängt. Dieser geht leicht in Affect über.

Gewisse Gelüste, namentlich die Leckerhaftigkeit zeigen sich mehr noch als eine Art von Instinct für gewisse Reize, z. B. Süssigkeit. Daher wohl der Ekel oder der Mangel an Appetit für gewisse Speisen. So wie aber hier daraus ein Streben nach Vollgenuſs überhaupt, nach Vielessen entspringen kann, so dort auch eine Besiegung dieses mehr instinctmässigen Triebes.

Damit hängt die kindliche Neugier zusammen. Das Neue, auch oft ohne viel Angenehmes zu enthalten, zieht Kinder um so mehr an, je weniger sie fesselnde Beschäftigungen haben. Ihre Unwissenheit macht sie dabei leicht vorwizzig und unvorsichtig. Sie möchten etwas gern kosten und trauen dem Glaube. Erst fragt das Kind nicht: wozu und warum? (wie überhaupt da noch keine Begierde herrscht) sondern was geschieht, was wirkt es? Später erst tritt mehr Absicht ein. Eben diese brennende Neugier fragt überall nach dem Grunde, sie will immer lernen und ruht auch von der Anstrengung nie aus.

Der Spieltrieb wird gleichfalls, mit dem Streben nachzuahmen, herrschend. Anfangs ist es blos ein unwillkührlicher Instinct nach Entbindung seiner Kraft, nach Entwiklung namentlich des sinnlichen Vorstellungsvermögens, dann Wille des Spiels und zwar entweder im engern Sinne, eine

mehr haftende Thätigkeit ohne bestimmten Zwek, oder Beschäftigung mit Vorstellungen, d. i. Zeitvertreib. Kann dieser Wille zwar Vortheile bringen, so kann sich auch durch falsche oder halbe Befriedigung ein Flattergeist aus ihm entwickeln.

Nach dem vorausgehenden Bewufstseyn der äusseren Gegenstände tritt das Bewufstseyn seiner Selbst ein. Mit der Regel, nach welcher der Mensch handelt, findet sich auch das Selbstbewufstseyn. Die werdende Freiheit bereitet dieses vor, und kündigt sich an 1) in dem Anhängen an das jedesmalige Bedürfnifs, an Wunsch und Verlangen, und die Gegenstände des Strebens; 2) in dem Trozze gegen Widerstand mit der Aufregung der Eigenliebe und Selbstsucht; 3) in der sinnlichen Selbstbesiegung, bei welcher, als bei bei der Gewalt über seine Bedürfnisse, Selbstbewufstseyn vorhanden seyn mufs.

Im Erkenntnifsvermögen zeigt sich in dieser Periode noch nicht gleich Verstand (wie Weiller annimmt), sondern mehr noch Gedächtnifs und dann Aufmerksamkeit, das Sinnen auf Mittel der Befriedigung einer Neugier. Das Erkenntnifsvermögen steht hier noch stärker unter dem Begehrungsvermögen, unter der Lust und Neigung. Der Knabe will daher nicht blos lernen, sondern auch lehren, nicht blos einnehmen, sondern auch ausgeben. Je mehr die Neugier getäuscht wird, um so mehr geht sie in Wifsbegierde über. Des Knabens Fragen und Untersuchen geht noch blos auf wirkliche und auf die nächsten Gestalten, wie auf Kleinigkeiten. Er ist zwar auch bald auf-

merksam auf die Vorzüge des Standes, aber blos wegen der dabei entstehenden Vorstellungen von schönerer Bekleidung, von mehr Bedienung. Hierbei findet sich aber die erste Gelegenheit das Wahre und Falsche unterscheiden zu lernen.

Allerdings steht leichte Fassungskraft für viele Kleinigkeiten und gemeine Dinge, die wir weder zu beachten pflegen, noch auch berechnen können, in Verbindung; jedoch nach der Erfahrung mehr im Mädchen als im Knaben. Schon der Knabe lernt unendlich viel. Er lernt sprechen, und wie viel gehört dazu allein! Mit dem Sprechen geht dann das eigentliche Räsoniren, d. i. das Denken immer weiter fort.

Es beginnt mit der Wiſsbegierde das Glauben, doch auch das Zweifeln. Der Glaube, der Urgrund in der Religion des Gefühls, geht aus dem Aberglauben hervor und wird durch die Phantasie und durch Anhänglichkeit an Beispiel und Ansehen unterstüzt. Das Schliessen, welches wir in dieser Periode finden, ist immer nur von der klaren Gegenwart nur auf die nächste dunklere. An der Gränze des kindlichen Alters begeistert schon das Hohe und Schöne, und dies zieht, wenn es kein höheres Leben gäbe, die Wünsche für die ewigdauernde Kindheit an sich.

B. Jugend.

V. In der zweiten Hauptperiode finden wir das erste Vollenden und Aufstreben des Menschen in dem Jüngling und der Jungfrau.

Diese Epoche der vollständigsten Blüthe, dessen Bild die Griechen in ihrem Apollon vollendet erblikten, wird von Weiller als die Periode der Vernunft beschrieben. Sie ist aber, und wenigstens im Beginnen, weit mehr das Zeitalter der stärker erwachten und erwachenden Phantasie, die Zeit höherer Gefühle und beginnender Leidenschaften. Allmählig ordnet sich das innere Treiben unter eine mündige und werdende Vernunft. Ueber die Gegenwart oft erhoben, breitet sich hier der Mensch in die Vergangenheit und in die Zukunft aus, als reproducirendes und schliessendes Wesen. Hier berühren sich zuerst die Extreme und es begegnet sich der unterste und der höchste Grad der Empfindsamkeit, die höchste Anstrengung und Abspannung. Aber eben hier wird zugleich für das Leben des Menschen entschieden. Hier gehen die Menschen freier aus einander und eine stärkere Eigenthümlichkeit beginnt. Schon ziemlich gewöhnt oder verwöhnt, gleichen sich die Jünglinge unter sich weniger, noch weniger aber sind Jünglinge und Mädchen sich ähnlich. Das Mädchen tritt in diese Periode früher, eilt aber auch schneller hindurch. Nun ertheilt die Natur einen neuen höheren Reiz, die Schönheit, eines der lezten ihrer Geschenke. Das Leben blüht. Dennoch könnte sich der reine Mensch eine ewige Jugend in Hinsicht auf die Uebermacht der Phantasie

nicht wünschen, da er bei dem schwachen Gegengewicht des Verstandes keine Selbstgewalt erhielte!

Die Mündigheit bereiten übrigens verschiedene physische Veränderungen vor. Aber selbst im physischen hat sich die Natur an keine Jahre gebunden, vielmehr geschieht die Entwiklung bald schneller, bald langsamer. Entscheidend und merkwürdig ist hier der Einfluſs des Himmelsstrichs, durch den sie zeitiger in der Jungfrau, später im Jüngling entsteht. Jene Veränderungen aber, welche die Entwiklung des Geschlechts ankündigen, kommen dem Menschen eigenthümlich zu.

Hatte die Natur in diesem Zeitraume eine grosse Epoche im Leben angekündigt, so hatte sie sie eben daher anfangs nur vorbereitet. Von ihr war die Geschlechtsanlage nur allmählig zur Geschlechtsempfindung überzubilden. Erst nach dem Erwachen der Geschlechtsempfindung entwikkelt sich die Geschlechtsneigung, und auch diese ist erst so unbestimmt, daſs sie sich eher in Freundschaft als Liebe hüllt, und sich anfangs nur in sehr entfernten Beziehungen verräth. Diese Wirksamkei der Natur erfolgt, ohne daſs es der Mensch bemerkt; ja die Geschlechtsempfindung erwacht in dem gesunden und unverdorbenen Menschen, ohne daſs er sie versteht und ohne daſs er sie in sein deutliches Bewuſstseyn aufnimmt. Daſs die Natur hier sehr verborgen wirkt, und daſs derMensch in diesen Uebergängen sich selbst am meisten als Räthsel erscheint, dies beurkunden mehrere sich nach und nach entfaltende charakteristische Eigenheiten dieser Periode. Diese wer-

den aber nicht aus den körperlichen Regungen allein erklärbar. Vielmehr wird jener Uebergang erklärbar durch die Seelenvermögen, mit denen die niedere Natur in Wechselwirkung tritt; dies ist die Phantasie und das moralische Zartgefühl. Daher ist dieses Zeitalter das poetische und dasder Ideale, welche noch in unbestimmter Form mehr riesenhaft und wunderbar wechseln als harmonisch erscheinen. Mit jenen Vermögen im Bunde erreicht die Natur ihre Richtung, aber auch nur ihre wahre Richtung zu einem fernen grossen Ziel.

Zuerst bemerke man also das Erwachen der Phantasie, dieses oft ohne Schuld angeklagten Vermögens, welches nur durch niedere Beimischungen den Menschencharakter vergiften kann, statt ihn durch ein höheres gesezgebendes Vermögen zu veredeln und mit sich selbst Eins zu machen. Sie ist das Mittelvermögen zwischen Sinnlichkeit und Vernunft, zwischen Natur und Freiheit, zwischen Körper und Geist, was also von allen beiden Seiten gleich erregbar ist. Sie wirkt zunächst unerkannt in dem Begehrungsvermögen, und dann in Gefühlen und Vorstellungen zugleich. Sie wirkt unerkannt in dem Triebe nach Lustigkeit, wie in einem sehr reichen Auffassungsvermögen. Jezt vereint sie also eher den Menschen, führt ihn immer mehr zu seinem ganzen vollen Selbst, statt ihn zu entzweien oder blos zu zerstreuen. Sie mischt sich mehr oder minder in den ganzen Menschen. In dem Jünglinge leben Ideale und der Sinn für das Prächtige, Erhabene und Grosse, für das Ungewöhnliche und Seltene. Viel Stoff, wenn auch

Wild-

Wildheit verleiht die Phantasie. Mit ihr erwacht die Freiheit immer mehr und mit dieser der Himmel und die Hölle des Menschen.

Das Erkenntnifsvermögen berührt die Phantasie am nächsten, deren starke Geschäftigkeit sich hier am früehesten und sichtbarsten zeigt. Durch ihre stärkere Reproduction erzeugt sie ein lebhaftes, vielumfassendes Gedächtnifs, besonders jezt als Erinnerungsvermögen (das bei Manchem wohl bis ins dritte Jahr des Lebens lebhaft genug zurükgeht) für ehemalige Genüsse, ein fast gieriges Auffassungsvermögen für Vorstellungen aller Art, ohne grade angenehme oder leichte zu wählen. Willig, ja gern spielt dieses leicht und saugt noch gern die trockensten Dinge ein oder sagt und ahmt sie nach. Durch dies Behaltungsvermögen aber ist die Zeit des Sammelns und des Lernens, besonders der Uebungen des Gedächtnisses und Bezeichnungsvermögens in Sprachen etc. gegeben. Noch liegt der Jugend höherer Genufs verborgen; die Neuheit der Vorstellungen und Formen bleibt noch ihr höchster Reiz, da sie mehr zu hoffen als zu fürchten geneigt ist. Die Phantasie wirkt hier noch blos in schlichter Reproduction und Auffassung.

Mit diesem paart sich eine bestimmtere Wifsbegierde, statt der frühern Neugier. Statt dafs Wahrheit und Irrthum noch gleichgültig bleibe, treten sie nun in Collision und bilden in dem Jünglinge Zweifel. In diesen Tagen der jugendlichen Unbedenklichkeit glaubt sich der Mensch am sichersten im

Besiz der Wahrheit und am reichsten im Vielwissen. Dennoch ist die Vernunft des Jünglings, von der man diese Periode desto weniger hätte benennen sollen, noch schwach, minder ausgebildet und ausgerüstet als seine Phantasie, mithin noch eher zu unterdrücken als sein Verstand und sein Gedächtnifs. Daher ahndet er zwar Zusammenhang der Dinge, wie der Zeiten, folgt jedoch der Voreiligkeit und Zuversichtlichkeit im Urtheilen, wie einem Hange zu Paradoxieen. Daher besticht den Jüngling ein System und er gibt sich ihm als einem Neuen leicht hin. Daher gibt er bald die Prämissen zu, ohne eben noch die Schlufsfolgen zu begreifen. Daher wird hier der Grund zur späteren Pedanterei gelegt. Doch bei dieser Erhöhung (Exaltation) seiner Kräfte bis in das Unbekannte geht ihm zugleich ein höherer Sinn für grosse Wahrheiten, für überschwengliche Ideen auf. Das Wunderbare zieht seine Imagination stärker an, als es seine (zum Zweifeln noch wenig erhobene) Vernunft zurükstöfst. Daher entsteht jezt gleichsam die zweite Religion, die er sich selbst für das Leben bildet, der ersten Geisterfurcht entgegengesezt. Eben daher wird nun leichtes Eingreifen in grössere Unternehmungen, Planentwürfe sichtbar. Ein Wort, ein Mensch ergreift sein ganzes Wesen und Alles interessirt ihn an ihm. Alles dies hängt aber von der Dauer der Herrschaft, welche die Phantasie hat, ab.

Durch die immer weitere Verbindung mehrerer Ideen mit einander steigt er auf zu Idealen. Diese sucht er lange in mehreren Menschen, und da

dies ihm fehlschlägt, in einer höhern überirdischen Welt, die jezt seinem Sinne vorliegt. So erscheint das Zeitalter des Dichtens und Phantasirens, die Unzufriedenheit mit Verfassungen, wie in Revolutionen immer Jünglinge die Hauptrolle spielen, — bis dann endlich das Ideal in Einer Seele gefunden ist, wornach erst die Vernunft volle Einheit in dem Menschen ausbreiten kann.

Des Jünglings Herz ist weiter als im reiferen Alter und kann nur durch Verbildung eng seyn. Eine einzige Begebenheit kann ihm das ganze Leben auszufüllen scheinen. Sein Gefühl gewinnt eine vorzüglich leichte Entzündbarkeit, und daher auch mehr Tiefe. In ihm finden wir Zartheit und grössere Ausgedehntheit der Gefühle, steigende Verfeinerung, aber auch höhere Reinheit. Er faſst mit seinem Gefühle mehr die Natur im Grossen auf, und es bildet sich der Sinn für das Schöne und für das Erhabene. Daher geräth er fürs Grosse, Kraftvolle, Muthige, Kühne leichter jezt in Sympathie und Bewunderung, leicht in Begeisterung, und in stumme Ahndungen des Göttlichen. Früher entwickelt sich das Gefühl für das Schöne, am Ende dieser Periode das für's Erhabene. Dies wird zum Unnennbaren und Unaussprechlichen; es enthält eine Erhebung über die Gegenwart, über die Zeit und sich selbst.

Stark ist der Sinn für Wahrheit, der sich dann in den Klagen des Jünglings über Thorheit und in Seufzern über Druk äussert. So erscheint auch in Reinheit das Gefühl für das Sittliche, welches oft die Stelle der Vernunft vertritt oder die-

se, wo sie sich schon kräftiger äussert, wenigstens unterstüzt. Das Laster starrt den Jüngling an und es wird ihn nur durch Betäubung zu besiegen vermögen. Es ahndet der Jüngling leicht den Schein von Tugend und jede Unnatur, die er bald erbärmlich, bald sogar niedrig und ehrlos findet. Bei den Triumphen über die Entlarvung des Heuchlers, zeigt er, wie mächtig ihn Tugend anzieht.

So enthüllt sich dann das Gefühl des Selbstvertrauens, der Zuversichtlichkeit und des Muthes. Diese können aber um so lebhafter seyn, da die Schwierigkeiten noch weniger gekannt werden. Hieraus stammt die Entschlossenheit und die Willigkeit zu sterben. Gegen das Leben hegt die Jugend grössere Gleichgültigkeit, wie sie den Tod auch aus Mangel an Reflexion nicht fürchtet und mit Leichtsinn ihm entgegen geht. Sie geniefst zwar, aber mehr durch die Sinne als durch die Reflexion; sie lebt ohne Voraussehung nur in der Gegenwart und gibt das Leben ohne weit hinausreichende Pläne und ohne völlig befestigte Leidenschaften leicht hin. Dazu kommt, dafs, wenn sie auch zur Idee des Todes gelangt, diese immer nur als erhaben erscheint und als Contrast mit der Lebensfülle. Die Gestalt des Todes ist dem Jüngling nicht furchtbar, denn sie wird von ihm nicht deutlich erkannt; er glaubt sich selbst nichts dadurch entrissen und die Unabhängigkeit wird ihm reizend. Um so leichter reifst sich daher die Jugend vom Leben los, wie es die Hingebung des Mädchens in den Tod, die Freudigkeit für das Sterben bei ihrem Leben in einer höhern Welt zeigt.

Der jugendliche Leichtsinn läſst die angenehmen Gefühle leicht vorübergehen und weniger schäzzen. Daher fühlen sich Jünglinge nie so glüklich, wie sie es wirklich sind und wie sie es gewesen zu seyn als Männer glauben.

Das Begehrungsvermögen wird in dieser Periode höher gespannt als in der früheren. Dem Triebe nach Essen und Schlaf ist wenigstens der Trieb nach Lust als Lustigkeit untergeordnet. Statt Gespielen sucht der Jüngling Gesellchaft und Umgang; statt mit Kleinigkeiten zu tändeln, gibt er sich anziehenderen und höhern Regungen hin. Das Streben nach Allthätigkeit wird kenntlich, und zeigt sich anfangs wild und ungeregelt, concentrirt sich aber immer mehr auf Einen bestimmteren Beruf, der im Zustande der Mündigkeit mit freier Selbstprüfung und dann erst mit Selbstbestimmung erwählt wird.

Mit den wechselnden Gefühlen schwankt nun der Charakter, in Anfangen und Nichtvollenden, in Ausstreben nach Vorsäzzen und Zurükbleiben. Der Charakter ist noch nicht vollständig und dauerhaft; er schwebt zwischen Temperament und Grundsäzzen, zwischen Vorurtheilen und Einsichten. Nun können die eigentlichen Tugenden und Laster eingepflanzt, Affecten zu Leidenschaften werden. Aus Nacheiferung und Wetteifer kann leicht Neid, ein beständiges unthätiges Brüten über die Vorstellungen des eigenen Mangels entstehen. Aus dem Streben nach Selbstständigkeit kann leicht Selbstsucht oder das sonderbare Streben hervorgehen, in aller Rüksicht etwas Andres, nicht einmal grade etwas

reell Befsres als Andre zu seyn. Namentlich bildet sich hier das kühne Selbstvertrauen, und daraus Stolz und Prahlerei. Den Adelstolz und die Geldliebe trifft hingegen meistens die Satyre des Jünglings. Indefs der Geiz den Jüngling empört, hegt er Ehrgeiz und oft kalten, oft auch edeln Stolz, der auf kriechende Schmeicheleien über Naturgaben hinabblikt und minder durch Ehrenstellen als durch Gemeinsinn für die Menschheit befriedigt wird. — Der zu früh gewekte Naturtrieb bildet Faulheit, Abneigung gegen Ordnung und Gleichgültigkeit gegen Ehre, aber auch Mifstrauen und Tücke. Späterhin geht aus falschem Selbstgefühle Freiheitssucht und aus Mangel an Erfahrung Unbesonnenheit und Tollkühnheit hervor, wie nicht minder Hang zum Repräsentiren, Naseweisheit und Vordrängen des Mädchens, Wizzeln und vorlautes Mitsprechen des Jünglings. So zeigt sich leichter Verdrufs über gehinderte und gestörte Lust; leichter und thätiger Unmuth auch bei nur scheinbarem Spotte oder Verachtung, mit steigendem Ehrtriebe.

Doch die aufgehende gröfsre Freiheit, die sich gegen alle Willkühr sträubt, kann auch schönere Blüthen hervorlocken. Unternehmend, muthig, grofs, voll Wärme für jede gute Sache kämpft der Jüngling gegen Despotismus jeder Art, es empört ihn Unmenschlichkeit, und er kann sich aufopfern für seine eigenen liebsten Neigungen, für das Vaterland, ja für eine ganze, unter ihm stehende, aber durch seinen Glauben gerettete Menschheit. Ihm ist die Geliebte, wie selbst die Gottheit, die holde oder erhabne Unbekannte, und er strebt mit Hofnung und

Sehnsucht hin zu dem entlegnen Lande. Der Abscheu gegen Zwang und Abhängigkeit vermehrt das Streben sich nicht mehr für schwach und für ein Kind halten zu lassen. Oft ist dieser Abscheu nur durch die Phantasie gebildet. Es ist daher der Jüngling wohl auch mehr Monarchist als er mit seinen republikanischen Aeusserungen zu seyn scheint; wenigstens liebt er mehr den Geist und das Ideal eines Freistaates als die Freistaaten, wie sie wirklich waren und sind. Er will zwar unabhängig und selbstständig seyn, allein er wünscht diese Unabhängigkeit auch Allen. Neigung zu Extremen wird nie fehlen und daraus oft einseitige Behandlung jedes Geschäfts fliessen. Doch gelangt der Jüngling durch sein kraftvolles Handeln auch immer mehr zu dem eigentlichen Wollen.

In allen diesen Erscheinungen aber liegt noch nicht die Vollendung der Jugend, sondern es mufs nach dem völligen Erwachen der Phantasie noch eine erweckende Eigenthümlichkeit hinzukommen. Dies ist die Liebe, welche auf alle Vermögen der Seele Einflufs hat und sie sogar in ihren Wirkungen und Richtungen beherrscht. Mit dem Einfallen des Strahls der reinern Liebe beginnt eine neue Schöpfung im Triebe und Gefühle. Der Kreis ist hier erweitert und der Zeitpunct gekommen, wo die Wahl des Standes, wie die liebenden Ahndungen den Jüngling es fühlen lassen, dafs die sorglose Kindheit entflohen sey. Dies ist das goldne Zeitalter der Jungfrau und des Jünglings, in dessen Brust nun ein edler Stolz, dem ein Gefühl von etwas Höherem als von Klugheit und Verstand sagt, rege wird.

Wäre auch wirklich die Geschlechtsempfindung schon früher erregt, so bleibt sie doch so lange ohne Bestimmtheit und ohne Bilder, als die Phantasie die Wechselwirkung zwischen Geist und Sinnlichkeit noch nicht vermittelte. Ist diese nun erwacht, so entsteht die Geschlechtsneigung und wirkt im Geheimen hin zum entscheidenden Charakter der Jugend, indem sie in Alles eingreift und es erhöht. In die Gefühle geht dann der Geschmak über; in dem Begehren hört das Mechanische auf, und immer höher erhebt sich der Mensch zu einer freieren Wahl. Die Phantasie reproducirt zwar zunächst noch blos, aber sie reproducirt nur Bilder des Höchstinteressanten. So entstehen dunkle Ahndungen von etwas Unaussprechlichen und Unnennbaren, ein noch ganz unbestimmtes Streben über die Welt. Es sucht aber nun die Jugend bald ausser sich mit Unruhe etwas Entsprechendes, und schliefst sich leicht und innig an das, was sie als Interessantes erkennt. Dies findet sich zuerst im gleichen Geschlecht, und daher in den Jugendfreundschaften. So wird das dunkle Aufstreben zuerst bestimmter durch Objecte der Erfahrung. Aber noch ist die Geschlechtsneigung, die sich an das Interessante hängt, nicht Geschlechtsliebe, welche erst erscheint, wenn die Phantasie das Schöne producirt. Auch hier irrt das beklommene Gemüth erst noch umher. Es sucht zuerst das Zarte auf; daher schliessen sich die aufkeimenden Jungfrauen so gern an Kinder; daher stammen selbst frühe Verirrungen der Knabenliebe, die sonst in einem Sokrates nicht so schwärmerisch hätte statt finden können. Es entsteht bald eine Sehnsucht

nach innigerer Vereinigung mit einem lieblichen Gegenstande, den man erst in der Natur, dann in seines Gleichen zu finden wagt, bis man von Einem liebenswürdigen Gegenstande überrascht wird.

In der Jungfrau deutet das geheime Annähern der Liebe eine gewisse Züchtigkeit und Schamhaftigkeit an. Allein auch hier ist sie noch so ätherisch und idealisch, dafs sie gar nicht auf das andre Geschlecht geht. Es entsteht ein natürliches Streben nach Liebenswürdigkeit, ein Streben (wenn auch lange noch nicht Sucht), zu gefallen, aus dem erst in der Ausartung Coquetterie wird. Daher nehmen die Mädchen als Jungfrauen ganz unwillkührlich eine höhere Grazie an, die nur bei eingeschlossenen Nonnen oder Hofnungslosen fehlt; daher bilden sie sich selbst immer gefälliger aus; daher (nicht aus physischem Reize) stammt die Tanzlust, als ein Wunsch sich schwebend schöner zu zeigen. Den weitern Fortgang entscheidet die Behandlung von Menschen und sittliche oder verderbende Erziehung. Das schwächere, reizbarere und schüchterne Mädchen hat minder Kraft zu widerstehen; daher es zur grossen Pflicht wird zu schonen und den Frevel zu fliehen, der eine erste und dennoch hofnungslose Liebe erregt. Es mufs das Mädchen in ihrem ohnehin abgetrenntern Daseyn, sich selbst mit der Gewalt ihres Gefühls überlassen, in den Abgrund der Leidenschaft hinabstürzen, von dem den Jüngling andre Sorgen für die Welt und die oft so wohlthätigen Fesseln der äussern Lage zurükhalten. Was aus dem Verschliessen der Ahndungen in sich bei den Mädchen entsteht, ist eine

Weichheit ihres ganzen Wesens, die in Phantasieen überfliefst. Schüchtern blicken sie in die Zukunft und werden ihre Aussichten in diesen Lagen ihnen benommen, so ist Traurigkeit und eine Schwermuth, die oft Kälte und Stolz scheint, ihre Stimmung.

Der sich später entwickelnde Jüngling erscheint neben der Jungfrau anfangs noch flüchtig und flatterhaft, ja wohl plump von seiner Knabenzeit her. Vielleicht zu streng schreiben daher viele Alte dem Jünglinge Veränderlichkeit der Neigungen zu. Allmählig wird er durch Entwürfe von Plänen gewandter, angenehmer und liebenswürdiger, und bei der grösseren Annäherung zu seinem Ziele aufgewekt, munter, froh und frei. Die Zeit der wärmsten übereinstimmendsten Freundschaft tritt ein. Nie fühlt er ihren Werth so als jezt; er sieht seine Gefühle, endlich sein ganzes Wesen verdoppelt und findet den, welcher ihn ganz versteht und dem er vertraut. Allein indem ihm in seiner Phantasie eine höhere Welt aufgeht, wird eine grössere Aufmerksamkeit auf sich selbst erregt; er will auch liebenswürdig seyn. Sein Verstand wird in dieser Beziehung aufgeboten. Er nimmt nun einen körperlichen Anstand, eine stille Würde, sich selbst unbewufst, an. So verräth sich jezt nicht blos Streben nach Nettheit sondern nach Geschmak. Damit vereint sich Gefälligkeit und zugleich entwikkeln sich Talente, z. B. zur Poesie oder Musik. Es entsteht ein Streben, Schönes zu sehen, erst nur in Bildern der Kunst, dann auch nur von Ferne im Leben. Endlich wagt es sich hervor zu der schüchternen Annäherung an Mädchen. Wie sich nun

die Liebe entfaltet und Richtungen einschlägt, so entscheidet sie über den Charakter des Jünglings. Sie kann ihm blos Zustand des Leidens und der Hingebung an Reiz und Täuschung, an Argwohn werden. Ein süsses, dem weiblichen sich mehr näherndes Gefühl, läfst ihn die Zukunft schön und idealisch mahlen und seine Thätigkeit wird dabei aufgeregt. Es kann aber die Liebe auch eine leichtsinnige betäubende Zerstreuung werden, und das Edlere in ihm zerstören. In dem verdorbenen Unreinen ist nicht die Zerstörung des Körpers als einzige und nothwendige Folge sichtbar, wohl aber und vorzüglich der Unfähigkeit, sich zu dem Edleren und Höheren zu erheben, welche durch die Vergiftung der an sich unschuldigen Phantasie und durch ihre zu leichte Entzündbarkeit entsteht.

C. Mannes-Alter.

VI. Nach der Vollendung der Jugend lebt das erste Seyn in dem Manne und der Frau, — die Zeit der erworbenen Verdienste wie der Würde hebt an.

Aus dem Jünglingsalter bleibt die Empfänglichkeit noch vorhanden; diese soll aber nun auf das Wesentliche und Dauernde gerichtet seyn. Anders gedeiht der übertreibende Jüngling, in welchem der Sinn für das Ideale vorwaltete, anders der, in dem mehr der Sinn für das Reale rege war. Auf gleiche Weise verändert dabei, wenn der Sinn auf das Besondere und wenn er auf das Allgemeine gerichtet war.

Mit dieser Periode der ihre Rechte gewinnenden und behauptenden Vernunft tritt der gemachte Mensch ein, der Vollständigste und der Eigenthümlichste. Die Zeit nicht der Klugheit allein, sondern auch des Charakters oder wenigstens der festern Bildung desselben ist gekommen. Mehr Erfahrung, mehr Gewohnheiten sind gewonnen; der Mann zeigt sich mehr als Herr der Umstände und seiner selbst. Der Mann hat nun Eigenschaften und Fertigkeiten, also einen erworbenen bestimmten Werth, so in der Zuverlässigkeit, Wahrhaftigkeit, Treue. Die phantastischen Gebilde der Jugend bekommen in ihm Wahrheit, Harmonie und Haltung des maasgebenden Verstandes. So ist auch die Frau in eine neue Sphäre getreten, welche mehr concentrirt erscheint.

Die Summe von Erfahrungen hat zugenommen; dadurch sind die Einsichten geläutert worden und der Geist hat mehr Ruhe und Consistenz gewonnen. Die nun ausgebildetere und gereiftere, gestärkte Vernunft erhält immer mehr die Herrschaft über die übrigen Vermögen, und, vereint mit Erfahrung, wird sie zum Beobachtungsgeiste. Kaltblütigkeit und Berechnung des Wahrscheinlichen im Denken, wie des Nüzlichen im Handeln bleibt Eigenthum des Mannes. Verständiger, klüger, consequenter als der Jüngling, speculirt er mehr practisch auf wohlberechnete Pläne, und sollte immer der gröſste Selbstkenner seyn. Vorsichtiger verfährt er nun, mit Unterscheidung des Reellen und Dauernden vom leeren Schein und Bleiben. Mit mehr Voraussehung bestimmt er die Pläne, und seine

Vorsicht und Umsicht läfst ihn Vieles, oft Mehr und Schlimmeres sehen als wirklich vorhanden ist. So entspinnen sich nun auch Intriguen und Kabalen der Männer, Klätschereien der Frauen.

Mit den Graden der Empfänglichkeit und den Reizen der Neuheit nimmt die Lebhaftigkeit der Gefühle zu. Das Gefühl voller und geübter Kräfte ertheilt die sicherste Ahndung vom Selbst. Kein Vergnügen macht mehr so starken Eindruk auf den Mann, da er schon viele Arten derselben kennen und würdigen lernte. Gleichmuth ist sein Grundgefühl, Achtung gegen Andre ihm mehr eigen als Sympathie. Doch fühlt er die Gebrechen des Vaterlandes stärker als die Leiden der Menschheit. Er zeigt Sinn für Wohlstand und Gesezmässigkeit. Das Gefühl der Jugend lebt mehr in den Dingen, das der Männer und Frauen mehr in sich selbst. Ihre Gefühle sind nicht mehr so weich, und so hingebend; auch treten nun Gefühle der Mutter und des Vaters ein, das Selbstgefühl ein Glied im Ganzen, ein Bürger in der Gesellschaft, ein Etwas im Staate zu seyn. Im Schaffen zeigt sich der Mann, im Erhalten die Frau. Der wahre Mann lebt im äussern Wirken und Kämpfen mit der Aussenwelt, wie mit allen Mifsverhältnissen der bürgerlichen; die wahre Frau in der äusseren Geschäftigkeit und dem Ausgleichen der Mifsverhältnisse der häuslichen Welt. Stiller werden erst beide in ihren Kindern, der Mann im Musterleben für seine Kinder, das Weib im unmittelbaren Erziehen ihrer selbst.

Des Mannes Theil ist höheres und geordneteres Streben für sein Selbst zu sorgen und für das, worin er es sucht, thätig zu seyn. Der Trieb nach dauerhaftern Gütern, und zuerst nach dem Nüzlichen waltet in ihm. Ist er auch nicht so unternehmend wie der Jüngling, so ist er ausdauernder in Verfolgung und Vertheidigung seiner Vortheile. Kenntlich wird ein mächtiger Trieb zur Ehre; doch strebt er hier minder nach vorübergleitendem Lobe als nach dauerndem, Zwecke beförderndem Ansehen. Oft will er mehr Achtung, wohl gar Furcht, als Liebe, wenigstens mehr Vertrauen. Er zeigt ein strengeres Halten auf Ordnung, auf gesellschaftliche Einrichtungen, auf bestehenden Wohlstand. So scheint er oft von einem öffentlichen Geiste beseelt zu seyn, wenn es auch der reine Gemeingeist nicht wäre. Er hält auf seine Rechte und dabei nährt er verfeinerten Stolz.

Grösser ist in ihm die Selbstbeherrschung. Er gibt sich nicht so leicht der Leidenschaft hin, als der Jüngling; dagegen sind seine Leidenschaften kräftiger und dauerhafter; sie werden Laster. Bald wirkt in ihm ein fester Wille. Dieser macht ihn aber auch fertiger in der Verstellung, verschlossener, als der Jüngling ist. Wer in der Jugend träger und verwöhnter war, wird nun ein selbstsüchtiger, starrsinniger Mann, wohl auch Tyrann. — Der Charakter bewährt sich hier als Gediegenheit und reines Gepräge. In ihm liegen Festigkeit, Beharrlichkeit und Stärke, den weichlichen Rührungen der Schwäche entgegengesezt. Kraftvoller Vorsaz und muthiger, unbrüchlicher Entschluſs sind seine Aeusserungen.

Wie nun aus der Liebe des Mannes und Weibes eigne Wesen hervorgehen, so sollte aus der Harmonie ihrer Naturen sich ein neuer gemeinschaftlicher Wille erzeugen; das stille Haus sollte wie die Familie das schöne Werk von einer eignen Seele seyn und eigne Gestalt und Züge haben. Freilich dürstet noch oft das Gemüth, welches doch Liebe gesättigt haben sollte, und rastlose Unruhe bleibt nicht selten noch der Antheil dieses Mittelalters. Die Ehe sollte reine Ausbildung der Geschlechter seyn. Daher kann der Hagestolze nie die Haltung und Festigkeit des Charakters in dessen ganzem Umfange erlangen. Der Hagestolz wird nemlich Egoist und Sophist; unbehülflich bleibt er auf eigene Art und es verfolgen ihn Leidenschaften, die nur durch die Verhältnisse und Lagen, welche er flieht, abgeschliffen werden.

D. Greises-Alter.

VII. Das vollendete intensive Leben und Seyn finden wir im Greise und der Matrone (betagten Frau). Dies ist das Alter, welches am meisten verkannt wurde, und bei dem man der Menschennatur das höchste Unrecht zufügte, indem man meistens nur Schwächlinge und absterbende Menschen schilderte, ja das Alter die einzige unausbleibliche Krankheit nannte.

Erwarten sollte man bei teleologischer Auffassung der Entwiklungsperioden des Menschen, dafs in dem Greise wo nicht ein vervielfachter, doch der vollendetste Mensch zu finden sey. Wir sollten hier

die Menschheit in ihrem völlig ausgezeichneten Bilde und nach ihren höchsten Naturzwecken gleichsam als Norm erblicken, hier das auffassen können, was sie werden kann. Ein moralisches Ganzes, wo die höhere freie Kraft gesiegt hat über die niedere thierisch-körperliche, wo die Frucht unzähliger Erfahrungen in Reinheit gereift hat, dies sollte man wohl an diesem Ziele ahnden, und die Gemälde, welche rein und gesund fühlende Völker von diesem Alter entwarfen, als wahr erkennen. So sollte man endlich in dieser lezten Periode etwas Ausgezeichnetes erwarten, da sich die Seele aus dem tiefer sinkenden Körper immer mehr erheben und so bei dem allmähligen Absterben der physischen Kräfte und dem Instincte des Schlafs wie der Geschmaklust ein höheres Leben aufgehen könnte. Dennoch schilderte man den Greis in seinen starken Ahndungen der Unsterblichkeit und da, wo er das Leben als sein betrachten kann, als lebenssatt.

Alter (ausgezeichnet so genannt) faſst als Greisesalter die lezte und höchste Entwiklungsstufe, die Reife in sich. Im anthropologischen Sinne wird es als gleichmässige Wechselwirkung der Seele und des Körpers; im psychologischen als die Periode des vollendeten Menschen oder wenigstens der höchstmöglichen Annäherung an das Ideal der Menschheit betrachtet. In dieser Zeit hat der Mensch seine Naturbestimmung erreicht und auf sie folgt der Tod, als Folge der Reife.

Schwäche ist in Beziehung auf das Greisesalter, wie überhaupt, relativ, und von der Stärke dem Grade

de nach verschieden. Man unterscheide dabei a) eine allgemeine oder totale Schwäche, welche in den ganzen Organismus der menschlichen Natur ursprünglich verwoben ist, und in alle Alter eingreift. Oft hat sie den Namen der Sinnlichkeit, oft den des Gefühls und dann sezt sie als die schwächere Seite eine stärkere voraus, nemlich die Vernunft. Diese Schwäche ist eine nothwendige und wenigstens in gewisser Hinsicht (z. B. untergeordnet) bleibende Schwäche. b) Die partiale Schwäche hingegen schliefst Kraftlosigkeit, eine verminderte oder beschränkte Thätigkeit, eine geringere Lebhaftigkeit und Reizbarkeit in sich. Als vorübergehend hängt sie blos von momentanen äusseren Bedingungen ab. Dahin gehören aber einmal zufällige Gebundenheit und absichtliche Unterdrückung der Kräfte, und dann temporäre Ermüdung, nach welcher jedoch noch das Vermögen der Selbststärkung und Sammlung bleibt. Partiale Schwäche finden wir in jedem Alter, aber nicht diese werden allein dadurch unterschieden, sondern jeder einzelne Mensch von den Anderen. So ist auch im Greisesalter nur partiale Schwäche aufzufinden; darum ist es auch an sich nicht Krankheit. Entzieht es auf der einen Seite den Nerven die vorige Spannung und wird es dadurch eine Vorbereitung zum Sterben, so liegt in ihm auf der andern Seite eine Vorbereitung zu einem freiern und reineren Leben.

Um zu bestimmen, von welcher Ausdehnung und Art die partiale Schwäche im Greisesalter sei, kann man folgende Postulate voraussezzen: a) Die Erfahrungen und Fertigkeiten müssen mit den Jahren zunehmen, und das Greisesalter besizt mithin

dieselben in mehrfacher Zahl; b) die verschiedenen Kräfte müssen einander untergeordnet werden, wo dann die untergeordneten natürlich den Schein einer Schwäche annehmen, d. h. eine blos extensive, nicht aber eine intensive oder geistige. Die Schwäche des Gedächtnisses bleibt also, auch wenn das Alter sich weniger besönne, immer nur eine scheinbar totale Schwäche. Dazu kommt c) die Macht früher guter Gewohnheiten. Eine Seele, die sich einmal selbst eine Richtung gab, kann nie wieder zu dem Seelen - Chaos des Säuglings zurükkehren. d) Die Wirkung der sittlichen Kraft zeigt ferner im Greise eine Art von Selbstvernichtung. e) Der alternde Körper erklärt übrigens Nichts; denn wer wollte in der Erklärung ausreichen, was ein verdorrender oder steifgewordener Nerve dem Wizze schade, und hielten nicht auch Menschen mit schwachem Organe noch mehr aus? So stimmen auch Beobachtungen bei, für welche jene Prämissen leitende Ideen sind. Die Pflanze durchgeht ihren Cyklus und welkt, das Thier wird stumpf; allein ist dieses wirklicher Rükgang? Mufs der Greis, der kindlich werden sollte, zugleich kindisch werden? verschwindet wohl eine Naturkraft, oder ist dies nicht blos Wechsel der Formen? Eine Anlage war vorhanden; diese bleibt und besteht. Verläfst man diesen höhern Standpunct der Erfahrung, um in den alltäglichen Kreise und unter altgewordnen Menschen zu beobachten, so zeigt sich deutlich, welche die schwachen Greise sind. Diese sind nun entweder die unschuldigen Opfer einer frühern Verziehung und der noch immer in der Pädagogik expe-

rimentirenden Zeitgenossen, *) oder es sind die Opfer einer späteren fremden oder eigenen Verderbung (wie in denen, welche den Geist nie zur Bestimmtheit, ihre Jugend nie zur sittlichen Kraft erhoben), oder es sind endlich die Opfer der Zeitvorurtheile gegen das Alter, der Verkennung wahrer Stärke unter der scheinbaren Schwäche. Die sogenannten starken Geister werden allerdings im Alter oft sehr schwach; allein ihre Stärke war eine unnatürliche Uebertreibung einseitig gebildeter Kraft. Dagegen rechnet man jeden Alten, der aus einem Zweifler zum Gläubigen, aus einem Heterodoxen ein Orthodoxer ward, zu den Schwachen, und doch ist vielmehr der Glaube (der wirklich wahre) dem reinen Menschen, wie eine Orthodoxie (die wirklich richtige Idee) Bedürfnifs. Die wahre Stärke zeigt sich keineswegs intolerant, sondern ruhig und still und entsagend wirkend. — Doch die Erfahrung führt uns auch starke und geistesstarke Greise herbei, selbst mit dem längsten Leben, in jedem äussern Verhältnisse und bei ausgetroknetem, ja verstümmeltem Körper. **) Es finden

*) So konnte selbst Newton bigott und als Mathematiker in seinen Berechnungen, so richtig sie auch waren, nicht klug werden. Man will sogar mehr geistesschwache Greise als Matronen bemerkt haben, da theils die Erziehung bei diesen oft naturgemässer, theils die Aufforderung für intensive Bildung stärker ist. Diese wollen ihr Alter nicht gestehen und kaum verräth es ihr Aeusseres.

**) Der um das Jahr 1801 verstorbene Prof. Büttner zu Jena glich zulezt dem Körper nach einer wandelnden Mumie, und blieb dem Geiste nach immer Jüngling ohne Grämlichkeit,

sich sogar stärkere Greise, als es Jünglinge sind,*) und es kann die Kraft wirklich erhöht heissen, da sie für die schwächere Sinnlichkeit minder bedarf und die Ruhe nicht leicht gestört wird. Und hätte es auch nur Einen Greis jener Art gegeben, so würde er beweisen, dafs Schwäche nicht im Alter liege. Nicht das Alter kann daher schwach heissen, und nicht einmal das Altern, in dem vielmehr kenntlich wird, dafs der Geist sich von der Erde wegziehe und seiner ewig steigenden Natur noch erhebe, sondern nur die Alten, wie sie gewöhnlich sind. Das Reizende und Rührende ist nur gewissen Altern eigen; das wahrhaft Schöne und Erhabne werden wir in allen und noch in dem höchsten Alter finden. So werden auch edle Handlungen noch in der Erinnerung stehen und unversiegbare Quelle inn-

voll feurigen Enthusiasmus für Wissenschaft und voll zarter Kindlichkeit. — D. Mittelhäuser, welcher 1801 zu Dresden starb, war gebrechlich, duldete seit 1788 an der Zerreissung des linken Hüftennervens, bei dem Schwinden des linken Fusses, und verlor die Verdauungskraft fast gänzlich, behielt aber bis an seinen Tod einen freien und thätigen Geist. Ein ähnliches Beispiel war Hobbes.

*) Rubens jüngstes Gericht und Raphaels Verklärung sind die spätesten Arbeiten dieser Künstler. So bewährte Robert Constantin sein starkes philologisches Gedächtnifs im höchsten Alter (bis zum 103ten Jahre); so war Hamans leztes Werk die Abhandlung über Verklärung und Verkörperung; der geistesstarken alten Philosophen, wie Sokrates, Cato, Seneka und Andrer nicht zu gedenken. Nicht selten verlor sich der frühere Wahnsinn im Alter, und Beobachtungen (von Haslam und Pinel) lehren, dafs kein Wahnsinn über das 70ste Jahr hinausreiche.

rer Zufriedenheit werden. Dem hohen Alter überhaupt kann man noch die kräftigste Energie des Herzens zutrauen und sogar zumuthen, wenn auch nicht allen Alten.

Wie die gemeine Wirklichkeit uns Greise vorführt, da finden wir sie allerdings zum Theil weniger ehrwürdig, wenn nicht oft auch lächerlich. Solche aber gehören meistens den höhern Ständen an, da für diese mehr frühere Richtungen und mithin Verirrungen möglich werden, obgleich auch bei ihnen die Schwäche neben dem Adel der Gesinnung und der Gutmüthigkeit leicht geduldet wird. In dem Betagten haben die Seelenvermögen die bestimmteste Form, Richtung und Fertigkeit überhaupt erhalten, mithin auch das bestimmteste Verhältnifs. Ist dieses Bestimmteste mehr oder minder das Höchste derselben, so wird diese Bestimmtheit auch mehr oder minder Harmonie, mehr ruhige Beharrlichkeit als ungelenke Starrsinnigkeit seyn. Ist sie hingegen nur aus einseitiger oder falscher Bildung hervorgegangen, so zeigt sich nur die traurige Unverbesserlichkeit früh angenommener Fertigkeiten.

Der objective Sinn ist in dieser Periode allerdings stumpfer, allein seine Feinheit ist gestiegen, denn der Greis sieht feiner als das Kind und der Jüngling, da der Geist im Sinne wirkt. Das Gedächtnifs wird kurz, allein auch hierin liegt eine Probe für die frühere Beschaffenheit. Nicht Alle verläfst das Gedächtnifs und die Phantasie. Im Gegentheil erneuert der Greis die frühesten Begebenheiten mehr als der Mann und jene leichter als die

nächstvorhergehenden. So führt das Vorstellungsvermögen den Greis zurük in die Kinderjahre und Jugend, da die ersten Vorstellungen und die Fähigkeit dazu gleichsam den Grund ausmachen, der später entwickelt, erweitert und bestimmt wurde. Alles hat in ihm wenigstens die Form der Ueberzeugung angenommen, wenn auch diese nur die Fertigkeit wäre, gewisse Gegenstände aus einem bestimmten Standpuncte leichter betrachten zu können. Das Streben nach Fortschritt hat nicht aufgehört; allein es bleibt mehr in der angenommenen Richtung und geht minder auf neue Gegenstände, welches die alten Lieblingsgegenstände verdrängen würde; minder auf neue Seiten der alten Gegenstände und Meinungen, als vielmehr auf tiefere Begründung und consequentere Bestätigung der Lezteren. Daher die Anhänglichkeit an alten Meinungen der Väter, an eignen und selbstgedachten Hypothesen und Systemen (was nicht immer dem Hange zur Trägheit und Unthätigkeit zuzuschreiben ist). Daher die Gründlichkeit der Greise und ihr Dringen auf dieselbe; daher ihr Pedantismus, der aus Beschäftigung mit Kleinigkeiten entspringt. Eine frühere gute Richtung kann jedoch auch hier die Empfänglichkeit für neue Ansichten bewahren, und die Einbildungskraft lebendig erhalten, wie es Beispiele in nicht geringer Zahl darthun.

Eigenthümlich ist dem Greisesalter ferner die ruhigere Herrschaft der obern Vermögen, namentlich des Verstandes und der Vernunft. Daher die hier eintretende Bedächtigkeit im Sprechen, die Vorsicht im Handeln, die Lebensklugheit im Umgange.

Greise können noch grössere Unternehmungen eingehen und dabei von sinnlichen Bestimmungsgründen frei bleiben. Ihre grössere Erfahrung ist um so mehr Weisheit, je mehr sie das Resultat eigner, unbefangner Prüfung war, obgleich das Alter an sich nicht vor Thorheit schüzt. Die Lebhaftigkeit ihrer Vorstellungen zeigt zugleich ihre Gesprächigkeit und Redseligkeit an, besonders in Frauen. Mit Interesse des Gefühls erhebt sich der Greis über die Gegenwart und seine Ahndungen, die den Sinn für Prophezeiungen erzeugen können, eilen zur Zukunft.

In dieser Zeit sind die Begierden und Neigungen verhältnifsmässig die bestimmtesten. Was des Greises Seele einmal fesselte, das fesselt sie immer, das fährt er zu begehren fort. Was ihm früher zum Bedürfnifs geworden war, ist es jezt noch mehr; daher die Anhänglichkeit an dem ehemaligen Anstand, an Ceremoniell und Kleidung; daher das besondere Vergnügen in Erzählungen aus dem vorigen Leben. Die Sehnsucht nach der Kinderzeit und Kindersitte, die hier vorwaltet, gibt dem Greise eine kindliche Denkart und belebt die Zuneigung zu früheren Jugendfreunden. Leicht kann auch daraus die Neigung zum Spiele entstehen.

Unnatur ist es immer, wo Geiz und Langsamkeit in der Ausführung weitaussehender Pläne den Charakterzug des Greises ausmachen. Selbst an den frühen unnatürlichen Greisen bemerkt man eine Loskettung von der thierischen Sinnenwelt. Abgelebte Wollüstlinge beider Geschlechter hegen Abscheu vor der Wollust und eine Sucht, diejenigen

zu verfolgen, welche sie auf gleichem Wege, als sie früherhin betraten, gehen sehen. Der Geiz allein erhält sich am meisten, und Greise können über Erwartung noch gewinnen, wenn auch nicht über Erwartung verlieren.

Kenntlich wird das Streben nach Gründung einer bessern Nachwelt, nach Bildung besserer Menschen, als sie selbst sind. Daher stammt Liebe der Greise zu den Kindern, ihre freundlichen Mittheilungen der Weisheit und Erfahrungen. Sie wünschen daher auch ihre Nachkommen glüklicher als sich, und nur für sie wollen sie gearbeitet und gesammelt haben; daher entziehen sie sich manche Genüsse und ertheilen willig Rath. Doch aus diesem Streben gehen nicht selten Verirrungen hervor, besonders weil es von dem Verstande nicht so unterstüzt wird, dafs die besten Mittel ergriffen werden. Daher rührt denn das fortdauernde Sittenpredigen, das Seufzen über die verdorbene Jugend, welche dies nicht versteht oder nicht duldsam zu ertragen weifs; daher die Sparsamkeit und oft Geiz, der durch den Gedanken an die Schwierigkeiten der Erwerbung von Reichthümern entstehen kann.

Das Streben nach freierem Entbundenseyn und einer höheren Welt wird zum Theil zur Gefühlsschwelgerei der Betschwestern, oder zur Gleichgültigkeit gegen das Gegenwärtige, zum Theil aber auch Erhebung zu einer freieren Zukunft, da die innere Harmonie eine höhere Welt ankündigt. Durch die Forderung, in spätern Jahren sich selbst anzugehören, für die Erziehung zur höchsten Bestimmung,

wird das Verlangen nach Ruhe und Sorgenfreiheit in Hinsicht der Verhältnisse erzeugt.

Vermindern sich auch die angenehmen Gefühle, so werden sie durch die unangenehmen im Gegensazze erhöht. Das Bedingte im Genusse zieht den Greis nicht mehr an, darum fürchtet er nicht, und bangt nicht vor dem Tode. Er will, wenn ihn Gesundheit unterstüzt, leben, weil er ganz leben soll; aber er will rein leben, nicht im Geräusche, sondern in sich, nicht in sinnlichen, sondern moralischen Gefühlen. Nur in dem Schwachen kann die Hofnung sinken oder nicht lebendiger werden, wenn der Blik das Ende des Lebens erreicht. Das Herz altert nicht; es fühlt der Greis zwar minder stark aber rein, minder heftig aber ruhig. Eine schwächere Empfänglichkeit für die Gegenwart gibt ihm schönere Nachgefühle und frohe Vorgefühle. Der Schimmer des sinnlichen Reizes ist verschwunden und das Gefühl des Sittlichen, wie das des Schönen, welche von dem ehemaligen Eindrucke abhängen können, ertheilen Heiterkeit und Ruhe des Seelenfriedens nach den Stürmen des Lebens, der sich in muntern Scherzen, in Wiz und in der Theilnahme äussert. Je weniger zart aber die sympathetischen Gefühle früherhin waren, um desto leichter kann Härte und Grämlichkeit eintreten. Ist das Gefühl der Schwäche im Greise zu stark, so werden die unangenehmen Gefühle erhöht werden und er furchtsam, scheu, unentschlossen, mifstrauisch und eigensinnig erscheinen.

Fassen wir nun mit einem Ueberblicke die Reihen der Entwiklungsperioden zusammen, so ergibt sich Folgendes als Resultat:

Dem allgemeinen Gange nach siegt der Geist über den Körper. Erst fing zwar die körperliche Masse an zu steigen, aber nur um der Sinnenwelt mehr Fläche zu bieten; dann trat die Zeit des Empfangens, der Aufnahme der Natur in Geist und Herz, und der Vereinigung ihrer Regel mit der eigenen ein; darauf wurden die Schlacken ausgestürmt in der feurigen Jugend, und Nehmen und Geben vereinte sich; in dem übrigen Reste kommt der Mensch zu sich selbst, und wird immer einheimischer in sich, zugleich immer abgeschlossener in seiner Welt und für seinen Himmel, den er sich bildete.

Es gibt eine Art von Cyklus oder Kreislauf, welcher aber nur scheinbarer Rükgang ist. In ihm liegt vielmehr Fortschreiten, insofern dieses in dem naturgemässen Aufstreben besteht, welches man bei dem Wechsel der Erscheinungen nicht selten als Rükkehr zur Natur bezeichnet. Das hohe Alter soll die Kindlichkeit wieder gewinnen, und sich dabei verjüngen zu einem neuen Leben; allein dies sey nicht die Kindlichkeit des Gefühls, sondern der Gesinnung. Das hohe Alter soll sich ferner den Bedürfnissen der ersten Kindheit nähern, nemlich nach Stärkung.

Ist die Bestimmung des Alters nur eine zufällige Form, und ist der Mensch nur im Grossen an die nothwendige Form der Zeit gebunden, so kann er sich nicht nur langsamer oder schneller entwickeln, sondern auch die ewige Kraft der Natur frei und stark machen, dafs sie weniger in ihm herrscht und länger fortdauert. Es gab eine ewige Jugend in allen

Göttern, aber auch göttliche Menschen können sie bis ins Spatleben in sich, eine reine Jugendfülle voll Kraft und Reiz und Liebe bewahren. Dies sind die Menschen, welche jeder Fortschritt der Menschheit ergözt, die in jedem Zeitalter leben und mit dem ihrigen fortrücken, die sich selbst durch Geist und Gefühl und That zu verewigen wissen.

Die ausschliessende Achtung eines Alters bestimmt den Charakter der Nation und Familie, die Achtung aller Alter aber verbürgt und begründet den Charakter des reinen Menschen. Wo man das hohe Alter hochachtete, da verrieth man Einsicht und Schäzzung der reifen Erfahrung und der Geistesstärke, und es konnte Zügellosigkeit nicht Gewalt erhalten zu schaden. Der Menschenkenner zollt jedem Alter hohe Achtung, und sieht in ihm Stufen zur Vollendung. Die Jugend hat keine Vorzüge, da ja auch im Greise eine schöne Welt sich ruhig fortbewegen kann. Oft rennt der Jüngling in einer Unendlichkeit umher, welche gegen die des Greises gehalten, Wahnsinn heissen kann, indeſs dieser mit seinem Blicke zwei Länder beherrscht.

Charakteristik der Seelenart der Temperamente.

Die Geschichte der Lehre von den Temperamenten warnt den Psychologen, consequent zu verfahren und seine Beobachtungen mit reinpsychologischen Bedingungen zu verbinden. Zuerst sah man die Temperamente als Mischung flüssiger, nachher als Mischung fester Körpertheile an, mit einem vollständigen Begriffe vom Körper. Dies geschah erst nach der alten Physik der Elemente. Hippokrates brachte mit seinen zwei Elementen des Feuers und Wassers vier Säfte heraus, und veranlaſste die von Galenos eingeführten Benennungen. Doch bearbeiteten zuerst die Stoiker*) die Lehre selbst, und erklärten sie aus den feurigen und kalten Ausdünstungen des Pneuma, mithin aus der Substanz der Seele. Herophilos von Chalcedon in Alexandrien, der als Anatom die Nerven zuerst für Werkzeuge der Empfindung erklärte und ihren Ursprung aus dem Gehirne ableitete, und sein Zeitgenosse

*) Seneca de ira II. 18 sq.

Erasistratos, der das menschliche und thierische Gehirn sorgfältiger verglich und in ihm den Luftgeist anerkannte, bereiteten diese Lehre vor. Die Scholastiker, und besonders Boethius, bestimmten die Temperamente nach der Mischung der Flüssigkeiten im Körper. Stahl und noch mehr Haller schränkten sie auf die festen Theile ein. In der neueren Zeit bezog man sie auf die Seele, bis man sie mit dem ganzen Organismus in Verbindung brachte. Kant unterschied schon genauer die psychologische Ansicht von der physiologischen; Feder bemerkte das Willkührliche in der Zuschreibung zufälliger Eigenschaften *).

Die bisher angestellten Betrachtungen über die Temperamente können jezt nur noch in einer doppelten Beziehung gelten, und zwar entweder als Rubriken von Beobachtungen über besondere oder gar individuelle Naturen, wobei jedoch die Eigenschaften sehr zufällig angegeben waren, oder als logische Classificationen anthropologischer Verhältnisse der sogenannten Lebenskraft zu der Empfindlichkeit und Reizbarkeit des Gemüths, jedoch verbunden mit viel Einseitigkeit und Willkühr. Bei dem Allen blieb der Begriff des Temperaments sehr schwankend. — Wenn wir auch nicht die alten Namen beibehalten wollten, so bedürfen wir doch einen für das Mitteldinq zwischen Naturell und Charakter.

*) S. Kants Anthropol. S. 257. Feder über den menschlichen Willen. Zweit. Bd. M. S. auch Dirksen's Lehre von den Temperamenten, Nürnberg 1804.

Naturell ist die erste unwillkührliche Disposition des Gemüths in Hinsicht auf seine noch sinnlichen Aeusserungen. Es wird begründet durch die thierische Reizbarkeit und die ihr entsprechende innere Afficibilität. Das Angeborene darin läfst sich keineswegs behaupten, eher noch das Forterben. Bekanntlich erben sich nemlich gewisse Fertigkeiten unwillkührlich in Familien, und selbst durch ganze Jahrhunderte in Nationen fort, wie Leichtsinn, Geschäftigkeit, Emsigkeit.

Ist einmal das Naturell durch die ersten Richtungen und Fertigkeiten der beiden Urtriebe angelegt und durch das Wechselverhältnifs dieser Triebe mehr befestigt, so entwickeln sich daraus allmälich auch mehr oder weniger verschiedene Seelen-Verschiedenheiten, besonders in den Empfindungen, Gefühlen und Neigungen, die jedoch anfangs noch nicht weit aus einander gehen. Daher sind die ersten Richtungen der besonderen Naturen sehr einfach. Uebrigens fliessen die weiteren Verschiedenheiten in einander; daher auch, je weiter wir fortgehen, um so schwerer die Gränzen zu bestimmen sind. Daher sind hierin die Sprachen so verschieden und die Worte fast nur durch Anschauungen in den Nationen selbst zu verstehen, welche diese Worte haben.

In das Naturell arbeitet sich das Temperament ein. Dieses ist Sinnesart, d. i. eine Form, eine (zufällig oder nothwendig) bestimmte Form der Sinnlichkeit in Ansehung der Quantität und Qualität, oder ein durch den ungeregelten nothwendigen Einflufs des körperlichen Wachsthums veränderliches,

willkührlich angenommenes (eigenwillig ergriffenes) Verhältnifs der sinnlichen (empfindenden, treibenden, umfassenden) Kräfte, — [eine anthropologische Stimmung, d. i. eine in dem ganzen Menschen unwillkührlich entstandene und willkührlich festgehaltene Disposition der physischen Reizbarkeit (der sogenannten Lebenskraft), und der physischen Erregbarkeit (Modificabilität des innern Sinns).]

Als Sinnesart ist das Temperament nicht blos veränderlich und bestimmbar, sondern sogar ganz veränderlich. — Nicht blos mehr als vier, sondern sogar unzählige Temperamente könnte man annehmen, weil die Menschen unzählig heissen können und Jeder sein eignes Temperament hat (wie schon Haller bemerkte). Ueberhaupt aber können so viele Temperamente aufgezählt werden, als Hauptcombinationen der Haupt- und Nebenrichtungen vorkommen. Insofern nun die unwesentlichen Veränderungen des Temperaments sehr verschieden sind, kann es keine allgemeine Geschichte des Temperaments geben, wohl aber eines Temperaments, mithin auch der Temperamente. Diese Geschichte schliefst sich an den allgemeinen Gang der Entwiklung der Willkühr an und verweilt innerhalb der beiden Extreme, dem Naturell und dem Charakter, oder geht bis zur willkührlichen Fertigkeit höherer Art, der Denkungsart. Innerhalb der Temperamente aber ist das sogenannte sanguinische der Punct, wo das Unwillkührliche in das Willkührliche übergeht, daher dieses noch ein grosses, ja das gröfste Schwanken und Wogen zeigen

mufs; auf der entgegengesezten Seite ein Phlegma, — welches längst nicht mehr als eine körperliche Feuchtigkeit, oder stagnirende Substanz angenommen würde, sondern als eine im Gleichgewicht sich bewegende und möglichst lang sich erhaltende Sinnesart. Auch zeigt die Beobachtung (nach Lavater), dafs das Phlegma am wenigsten forterbt, und dafs Kinder meistens sanguinisch sind, am Ende des Lebensalters aber vorzüglich das phlegmatische Temperament erscheint.

Beobachtungen der Individuen reichen aber hierbei nicht weit aus, vielmehr mufs das Individuelle abgesondert und das specifische Merkmal des Generischen aufgefafst werden. — Die Eintheilung der Temperamente mufs sich möglichst anschliessen an die Natur und zwar an den allgemeinen Gang der ganzen, in Vereinigung wirkenden, Doppel-Natur des Menschen in ihren Hauptverzweigungen. Demnach sind die Grundtemperamente wirklich specifisch verschiedene (nicht individuelle) Arten. Diese Arten können zunächst nur auf die im Allgemeinen möglichen Verhältnisse jener Doppelnatur oder der antagonisirenden Urtriebe hinausgehen, oder auch auf die wirklichen unter einer gewissen Einschränkung, insofern nemlich als die wirklichen durch die möglichen bestimmt werden. Die aufzuführenden Arten müssen also die äussersten Extreme ausdrücken, innerhalb welcher die unzähligen Verhältnisse der specifischen Grundrichtungen in der Wirklichkeit bestehen. Zwischen den Extremen liegen aber mehrere mittlere Proportionen. Diese lassen sich schon darum als die

wirk-

wirklichen oder gewöhnlichen vermuthen, weil die Extreme seltener sind.

Sollen diese möglichen Verhältnisse jedoch nicht blos ideal (logisch), sondern auch real, d. i. an den Naturgang passend seyn, so müssen die Eintheilungsgründe in den allgemeinen anthropologischen Entwiklungsstufen liegen.

Die Unterarten oder die weitern Verschiedenheiten und Nebenzüge entstehen 1) durch die verschiedenen Grade, in welchen die Grundbestandtheile der Arten in den Subjecten vorhanden sind, und diese 2) nach dem Einflusse entweder der körperlichen Constitution und herrschenden Totalzustände, oder der höhern Potenzen des Verstandes und der Vernunft, der Neigungen und des Willens.

Dem allen ohngeachtet gibt es keine gemischten Temperamente. Eine Uebereinstimmung des einen Temperaments mit dem Andern ist ohnehin da, macht aber noch keine Vermischung aus; denn diese würde eine Verschmelzung und eben dadurch eine Auflösung des einen Bestandtheils in den Andern voraussezzen. Allein widerstreitende und widersprechende Eigenschaften (z. B. die leidenschaftliche Heftigkeit des cholerischen und der flüchtigleichte Sinn des sanguinischen) werden eben deswegen unterschieden, weil sie nicht als combinirt gedacht werden können. Zudem ist hier von herrschenden Merkmalen, und einer durchgängig habituellen Disposition die Rede, nicht von blossen

vorübergehenden Aufwallungen, in denen auch der Phlegmatische noch zuweilen in einen Affect der Freude sich auslassen kann.

Die Grundtemperamente, d. i. der specifischen Arten für die Urtriebe sind nur Wenige. Am einfachsten wird ihre Eintheilung als die zweiseitige aufgestellt und auf die antagonisirenden Urtriebe und anthropologischen Urbestimmungen der menschlichen Doppelnatur gebaut, wo Passivität — Thätigkeit, Einwirkung — Gegenwirkung, Reizlosigkeit — Reizbarkeit, Negativ — Positiv erkannt werden.

Die erste Bestimmung kann verschieden erscheinen, als empfindlich und empfindsam, als weich und sanft, als schüchtern und furchtsam, als langsam, matt, stumpf und schwer, aber auch innig und tief.

Die zweite — als unruhig, heftig, stürmisch und enthusiastisch, als herzvoll, herzhaft und beherzt, als hizzig und feurig, als aufgeweckt und lustig, energisch und durchsezzend.

Zwischen beiden läge dann das Lebhafte, das Ruhige, das Sinnige, das Feste.

Jene antagonistische Einwirkung und Gegenwirkung läfst aber nur folgende vierfache Combination zu, für welche die alten Namen beibehalten werden können.

Es kann nur vier specifisch verschiedene Modificationen des innern und äussern Sinnes geben, und zwar:

1. Das sanguinische Temperament — als ungleich schwächere passive Erregbarkeit bei stärkerer, leichter und flüchtiger Rükwirkung, Thätigkeit (flacher, leichter Sinn).

2. Das Cholerische — als gleich starke Erregbarkeit bei gleich starker Rükwirkung (unruhiger Sinn).

5. Das Melancholische — als ungleich stärkere Erregbarkeit bei schwächerer Rükwirkung (schwerer Sinn).

4. Das Phlegmatische — als gleich schwache oder matte Erregbarkeit bei gleich matter Rükwirkung (matter oder stumpfer Sinn).

Nach dieser Darstellung sind sich also das sanguinische und melancholische Temperament, wie das cholerische und phlegmatische einander entgegengesezt. — Will man dieser psychologischen Eintheilung eine physiologische beifügen, so ergibt sich

1. das sanguinische Temperament als schwache Reizbarkeit (Beweglichkeit) des Körpers, (des äussern Sinns) bei muntrer, leichter und feuriger Empfindlichkeit.

2. Das Cholerische als starke Reizbarkeit bei energischer Empfindlichkeit.

5. Das Melancholische als starke, ungleich vertheilte Reizbarkeit bei träger und matter Empfindlichkeit.

4. Das Sanguinische als schwache, ja stumpfe Reizbarkeit bei langsamer und matter Empfindlichkeit.

Nun läfst sich das Temperament, so wie jedes Temperament insbesondere an den allgemeinen Entwiklungsgang der menschlichen Natur anschliessen, und dabei insbesondere an die Zeitbedingungen der Lebensalter. Es geht diesen Gang:

von Gebundenheit zur Entbundenheit,
von Trägheit (durch Thätigkeit) zur Ruhe,
von Oberflächlichkeit zur Tiefe der Empfindungen und Triebe,
von äusserem Leben zu innerem,
von Extension zu Intension.

Und so ergibt sich für das Temperament, welches fortschreitet

1. von der gröfsten Extension der Empfindungen und Bestrebungen aus, — im Kinde und sanguinischen Temperament — (Stimmung zum Gefühl für das Schöne);

2. — zu minderer Extension bei mehrerer Intension der Empfindungen und Bestrebungen — im Jüngling und cholerischen Temperament — (Stimmung zu Gefühl für die sinnliche Art des Erhabenen, das Prächtige);

3. — zu noch geringerer Extension und noch grösserer Intension der Empfindungen und Bestrebungen — im Manne und melancholischen Temperament — (Stimmung zu Gefühl für die höhere Art des Erhabenen, das Grosse);

4. — zu der schwächsten Extension der Empfindungen und Bestrebungen bei harmonisch beweglicher Intension — im Greise und phlegmatischen Temperament — (Stimmung zu Gefühl für das Höchste, (sittlich) Erhabene, Groſsmüthige.

Und so wird der Gang genommen
- von der geringen Reizbarkeit des innern zu der geringern Reizbarkeit des äusseren Sinnes;
- von dem Wechsel und der Ungleichheit der Sinnesart zu der Beharrlichkeit und Gleichheit der Denkart;
- von der Wärme des Gefühls zu der Kälte des Verstandes;
- von der Flachheit der Eindrücke zu der Tiefe derselben.

Das sanguinische Temperament und das melancholische sind mehr weiblich, das cholerische und phlegmatische mehr männlich. Bei jenen herrscht Leichtsinn und Tiefsinn, bei diesen Muth und Gleichmuth. — Wollte man für die Bezeichnung ganze Nationen in Rüksicht ziehen, das heiſst, die Temperamente nach Graden der vollendeteren und bestimmteren Ausbildung in grossen Massen betrachten, so würden sich besondere Schattirungen und zwar am sichersten angeben lassen. Es würde das sanguinische Temperament auf die Franzosen, das Cholerische auf die Italiener, das Melancholische auf die Britten, das Phlegmatische auf die Deutschen fallen.

I. Kindliches oder sanguinisches (französisches) Temperament, — leichter Sinn.

Das kindliche Temperament zeigt, als physiognomisches Zeichen, munteres und unstetes Auge, wechselndes Mienenspiel, lebhaften Blik. Sein allgemeiner psychologischer Charakter ist leichte und schnelle, weiche und zärtliche sinnliche Empfindung und Trieb, jedoch flach, abwechselnd und vorübergehend, ohne Tiefe des Eindruks, ohne beharrliches und kräftiges Festhalten desselben. Die Thätigkeit des Sanguinischen steht dadurch immer in Bewegung und ihm wird es bei seiner Lebhaftigkeit zum Bedürfniſs, beschäftigt zu seyn, wobei jedoch weniger Fleiſs und Anstrengung verwendet, als das Talent gezeigt wird. Daraus entwickelt sich der leichte Hang zu einer regellosen Geschäftigkeit ohne höheren Zwek und eine Scheu vor einförmigen und bindenden Beschäftigungen.

Seine leichte Erregbarkeit gibt diesem Temperament das Charakteristische der Affecten. Auffahrend im Zorn, doch aber schnell vorüberwallend, exaltirt der Sanguinische leicht und entzükt in Schmerz und Freude, doch gibt er sich bald in andre Zustände hin. Daher gehen seine so flüchtigen Affecten selten oder gar nicht in Leidenschaften über. Durch die leichte Wirksamkeit der vollen Lebenskraft wird die Lust befördert; nicht minder die Fertigkeit zum sinnlichen Genuſs und Wohlleben. So ist diesem Temperament die Stimmung zum Frohsinn, das Ergözzen an heiterer Gesellschaft, an belebten Vergnügungen eigen. Mit ihm steht

Muthwillen, bis zur Ausgelassenheit erhöht, in Verbindung. Eben so schliefst sich der leichte Sinn an die reizbare Sinnlichkeit an und erzeugt die schnellen Bewegungen und heftigen Erschütterungen bei jeder Ueberraschung, wie auch den innerlichen Ungestüm des Schmerzes, der in Thränen und Klagen ausbricht und die Freude, welche ausgelassen und laut wird. In beiden Fällen geht dann leicht die Besonnenheit verloren; doch macht auch hier der Affect kühn und für den ersten Angriff beherzt.

Diese Menschen leben mehr in der Gegenwart als in der Zukunft, überrechnen daher ihre Projecte, Versprechungen, Gefahren nicht mit allen Umständen, noch mit allen Folgen. Daher stammt dann ihr Leichtsinn. Die Empfindlichkeit für Freude und Schmerz flöfst ihnen aber auch eben so leicht Mitfreude und Mitleid ein; daher sie theilnehmend, gesellig, anschliessend, bald bekannt, leicht vertraut mit Andern, ja wohl zudringlich und einschmeichelnd, beliebt und meist glüklich sind. Sie sind Freunde aller Menschen und mithin eigentlich keine. Biegsam und durch blosse Eindrücke lenksam schicken sie sich leicht in Zeit und Umstände, schmiegen sich auch in widrige Verhältnisse und lassen vieles ungerügt hingehen. So auch ihre Nachahmungssucht. Mit ihrer Flatterhaftigkeit hängt ihre Freiheitsliebe zusammen, die sie sogar widerspenstig gegen lang fühlbaren Zwang macht.

In ihrem Geiste verräth sich bei geringen Verstandeskräften Albernheit, (wie, nach Düclos, unter allen Dummen die Lebhaften die Unerträglichsten

sind) bei höhern Verstandeskräften aber ein schnelles Fassungsvermögen, ein lebhafter scharfer Blik in das Besondere und Concrete, daher auch Talent für schöne Künste. Desto leichter werden sie zerstreut, und nie abstracte Denker, noch weniger vertiefte.

So ist also die schwache Seite dieses Temperaments a) ihre Abhängigkeit von sinnlichen Eindrücken, die grosse Reizbarkeit und Bestimmbarkeit und der daraus hervorgehende Leichtsinn, mit welchem eine Reihe von Mängeln, der Hang zum sinnlichen Wohlleben, zur Unmässigkeit, Weichlichkeit und Wollust, überhaupt die leichte Verführbarkeit, der Mangel an Aufmerksamkeit (weil sie in jedem Augenblicke neue und kleine Reize auf sich ziehen), der Mangel an Selbstkenntnifs, das Erliegen unter der Macht des Beispiels und der Gewohnheit in Verbindung stehen. Der Geist wird schwach, das Herz weich und diese Weichherzigkeit kann durch hinzugekommene Schwäche des Körpers sehr erhöht werden. b) Die Veränderlichkeit und Charakterlosigkeit. Der Unbestand und Wankelmuth, welcher von Vorsäzzen zu Vorsäzzen, von Gefühlen zu Gefühlen fortgerissen wird, macht indiscret, schwazhaft, plauderhaft und unklug. Zwar sind (wie Duclos sagt) die Laster bei ihm nicht tief eingewurzelt, allein auch die Tugenden von wenig Dauer und Kraft. Der leichte Uebergang zur Bewunderung, Liebe, Zorn u. s. w. ermangelt der Dauer. Darum sind verderbte Sanguinische schwer zu bekehren. Diese Veränderlichkeit wirkt bei einem starken und festeren Körper in geringerm Gra-

de, da dieser die Herzlichkeit der Herzhaftigkeit näher bringt.

Die stärkere, perfectible Seite dieses Temperaments liegt 1) in seinem leichten Sinne, der es nur mit dem Angenehmen, wenigstens Erträglichen zu thun hat, der über den entflohenen Schmerz leicht hineilt und der Hofnung nie entsagt. Je abgestumpfter für unangenehme Verhältnisse und Lagen er wird, desto empfänglicher wird man in ihm für angenehme. Daher mag dies wohl das glüklichste Temperament heissen, da ein sogenannter glüklicher Leichtsinn Unternehmungen beginnt, von denen eine Einsicht in die Schwierigkeiten zurükhalten würde. 2) Der Wiz und die Regsamkeit der Phantasie, neben schneller Fassungskraft. 3) Der Frohsinn, durch welchen das freudige Rechtthun gefördert und der niedrigberechnende Eigennuz und Betrügerei ausgeschlossen wird. 4) Sympathie und Geselligkeit, worin die Fähigkeit zu schönen und liebenswürdigen Handlungen aus dem Herzen, d. i. aus dem sogenannten natürlich guten Charakter liegt. Sie erzeugt eine Liebe ohne Eifersucht und Nebenbuhlerei, Herablassung und Schonung. 5) Unbefangenheit und Offenheit, ohne verhüllte Absicht und Verstellung; Naivetät ohne Affection.

II. Jugendliches oder cholerisches (italienisches) Temperament; unruhiger Sinn*).

Das physiognomische Zeichen für das jugendliche Temperament sind feuriges Auge, lebhafter, durchdringender und fester Blik, starker Ausdruk des Charakters im Gesicht, Lebhaftigkeit und Anstand der Bewegungen, des Ganges und der Sprache.

Der psychologische Hauptzug war für dieses Temperament Reizbarkeit des Gemüths, Lebhaftigkeit und Stärke der Empfindungen, Heftigkeit in der Gegenwirkung neben Entzündbarkeit durch Eindrükke. Der Cholerische verbindet also mit der Lebhaftigkeit der Gemüthsbewegungen mehr innere Kraft und stärkere Gegenwirkung; dafür sind in ihm auch die Eindrücke stärker und eingreifender als bei dem Sanguinischen. Darum finden wir in ihm überhaupt mehr Thätigkeit. Diese offenbart sich in der Belebung der Einbildungskraft, in dem schnelleren Spiele der Vorstellungen und endlich vorzüglich in dem ganzen energischen Handeln.

Die lebhafte Einbildungskraft des Cholerischen erhöht die Fülle seiner Gedanken und in Verbindung mit Energie die Vielseitigkeit des Geistes. Er

*) Kant ward ein Feind dieses Temperaments und Lobredner des melancholischen, wenigstens beschuldigte er jenes grösten-theils nur schlechter Eigenschaften; dies wahrscheinlich darum, weil er in ihm mehrere Anlagen zu Tugenden nur halb entwickelt sah. Dagegen gibt ihm Dirksen den Vorzug vor den Uebrigen.

besizt jedoch mehr Einbildungskraft als Phantasie. Sein lebhafteres Interesse fördert die Aufmerksamkeit und schärft das Nachdenken. Leicht faſst er sich und findet Aehnlichkeiten durch Wiz; scharfsinnig behandelt er vorzüglich das Historische.

Was sein Gefühl charakterisirt, so ist sein Selbstgefühl stärker, doch auch schon tiefer, mithin auch schon für ein Erhabenes, obgleich ein Sinnliches gewonnen und als Selbstgefühl daher auf Ehre gerichtet. Er liebt das Volltönende und Prunkende; das Aeussere gilt ihm zwar nicht als Hauptsache, wie dem Sanguinischen, doch beschäftigt es seine Aufmerksamkeit mehr als den Melancholischen. Seine Affecten sind heftiger und rüstiger, daher sich nun das Leidenschaftliche beimischt. Sein Zorn, den ein Wort und die Unterlassung einer geringfügigen Höflichkeit aufregen kann, athmet die Hizze der Wuth und selbst der Rachsucht. Seine Ehrliebe nimmt leicht den Charakter der Herrschbegierde an, und aus ihr entspringt dann Eifersucht. Er wird mehr habsüchtig als sparsam und geizig seyn. Mit seinem stärkern Selbstgefühle verbindet sich heroische Zuversicht, Herzhaftigkeit, Entschlossenheit, doch auch Hartnäckigkeit. Langeweile findet er oft und seine regsame Thätigkeit sucht sie zu verdrängen, sey es auch durch gewagte Mittel. So lange ein Unternehmen nicht langweilt, bleibt er beharrlich; er wird standhaft und fest, wenn seine Begierden, die eine grössere Mannichfaltigkeit haben, befriedigt worden sind.

Da dies Temperament am meisten den Widerstand aufruft, so kann es mit Recht das unglük-

lichste genannt werden; dennoch hat der Cholerische Munterkeit und Frohsinn im Gefühle seiner regsten Thätigkeit, das mehr die Hofnung belebend erhält, und die Furcht vertilgt, nicht minder im Gefühle der Unabhängigkeit, die er erstrebt, oft auch der Gesundheit.

Noch ist Manches von dem Sanguinischen geblieben, wie die ungeordnete Lebhaftigkeit und Ungeduld. Die schwächere Seite dieses Temperaments aber besteht also 1) in der stärkern Reizbarkeit zu den blinden Affecten, besonders des auffahrenden Zorns. Die Beharrlichkeit kann in Stolz übergehen; die Heftigkeit und Energie des Gemüths erzeugt oft auch im Geniessen Unmässigkeit, wie im Wirken, und daher Rauheit, verfolgenden Fanatism und Härte, welche jedoch nicht Menschenfeindlichkeit ist. Die Empfindlichkeit verstärkt sich übrigens bei einem schwachen Körper. Sonach ist Leidenschaftlichkeit überhaupt die schwache und schlimmere Seite, insbesondere aber 2) die Selbstsucht und Inconsequenz, Herrschsucht, Despotism jeder Art; Ehrgeiz, Repräsentationsstreben, eine Scheingrösse, ja zuweilen sogar eine künstliche Heuchelei.

Die perfectible Seite zeigt sich schon in dem Vorsprung vor dem Sanguinischen, vor dessen Leichtsinne, Unbesonnenheit und Flüchtigkeit, vor dessen Abhängigkeit von Andern und dessen Tändeleien. Es ist weniger gesellig und zuvorkommend als das Sanguinische, und besizt minder Genufs als Handeln, minder Besiegung und mehr Selbstsieg,

obgleich noch nicht Selbstbesiegung. In ihm liegt die Anlage zu einer männlichen Stimmung und zu einem festen Willen. Es behauptet also die bessere Seite 1) durch mehr Kraft und Feuer der Empfindlichkeit, daher mehr Enthusiasmus, mehr belebtes Gefühl des Wahren, Rechtlichen und mehr Seele im Handeln. 2) Durch mehr Thätigkeitstrieb, Entschlossenheit und Geistesgegenwart, nachdruksvolle Beharrlichkeit der Ausführung schwieriger Pläne, durch Anstand und Würde im Aeussern. Körperliche Stärke erhöht dabei noch das Ausdauern und das höhere Selbstgefühl. 3) Durch Gradheit und gediegene Offenheit, die des Muthes gewiſs ist. — Im Ganzen wird es mehr als Eigenthum des männlichen als des weiblichen Geschlechts erscheinen.

III. Männliches oder melancholisches (brittisches) Temperament; tiefer Sinn.

Das physiognomische Zeichen für das männliche Temperament sind ruhiger, gesenkter, sinnender Blik, Züge der Leidenschaft oder Würde tiefer in das Gesicht geprägt, Langsamkeit und Nachdruk des Ganges.

Mit dem cholerischen Temperament theilt es die Stärke der Gefühle, die Stimmung zur Thätigkeit und Arbeitsamkeit; nur ist diese hier kälter, langsamer und schwerer. Dazu kommt die Beharrlichkeit der Gefühle und die Geneigtheit zu Leidenschaften.

Starker Empfindungen und Rührungen fähig zu seyn bei einer langsamern Folge der Vorstellungen, aber desto tieferer Eindrücke ist der allgemeine psychologische Charakter dieses Temperaments.

Der Melancholische liebt Beschäftigungen ruhiger und einfacher Art, scheut aber ihre Mühsamkeit und Beschwerlichkeit nicht.

Sein Verstand hat das Gepräge des Tiefsinns, neben einem erhabenen Gefühle. Hat er nur erst aufgefaſst und eines Stoffes sich bemächtigt, dann dringt er tief ein, und verfolgt den Gedanken bis zu seinen lezten Gründen. Er zeigt sich weniger wizzig, mehr scharfsinnig. Die gleichmässige Gründlichkeit eignet ihn zur Bearbeitung der Wissenschaften, da das Abstracte ihn ausschliessend gewinnt. Bei starker Aufmerksamkeit hat er treues Gedächtniſs, doch weniger Erinnerung. Eigen ist ihm die Fähigkeit zur Vertiefung. Seine Phantasie bildet gigantische Formen, haftet auch einseitig an fixen Vorstellungen; daher sein Hang zur Grübelei. Sie ist gewöhnlich in Ruhe, aber bei edlen Gegenständen feurig und voll Kraft. Schon Aristoteles fand, daſs alle, die sich in der Staatsverwaltung, wie in der Philosophie, ja sogar in den Künsten auszeichneten, Melancholische waren*). Allein dieses Factum selbst ist noch einseitig aufgefaſst und könnte auch nur beweisen (wie Dirksen richtig sagt), daſs dieses Temperament das Genie nicht hindere. Wohl kann es mit geringen Ta-

*) Aristot. Probl. XXX. quaest. I. vgl. Cic. Tusc. quaest. I. 33.

lenten bestehen, und dann werden diese zu ärmlicher Beschaffenheit, die selbst den Geistesarbeiten ein schwerfälliges Gepräge gibt. Dagegen kann dies Temperament grössere Talente bis zur originellsten Erfindsamkeit unterstüzzen.

Die Gefühle der Melancholischen sind weniger lebhaft und aufsprudelnd in Affecten der Freude, des Schmerzes, der Furcht u. s. w., dagegen tiefer, beharrlich und intensiv stärker. Daher beleben sie starke Eindrücke weniger, vielmehr treiben sie sie mehr in sich selbst zurük und sind bald betäubend, bald zurükstossend. Der Schmerz wird leicht nagender Gram, die Freude still und gemässigt, der Genufs mehr mit der Einbildung als mit den Sinnen verbunden.

Wünschen und Neigungen gehen sie ruhiger, aber desto bedächtiger, beharrlicher und vorsichtiger nach. Die stärksten Neigungen dauern bei ihnen lange aus, werden verborgen, ja ganz verschlossen. Die Begierden sind mehr ein stilles Sehnen. Innerlich kann die Bewegung heftig fortdauern, während sie es nicht scheinen. Daher werden sie oft ganz falsch beurtheilt und für phlegmatisch geachtet. Die Leidenschaften des Melancholischen, derer er leicht fähig ist, sind langsamer, schleichender, aber brennender, daher verzehrender bis zum Selbstmorde. Seine Rachsucht ist mehr geheimer Groll, sein Ehrgeiz ist minder Ehrsucht als Ruhmbegierde und Lob und Beifallsstreben. Mühsame Besorglichkeit kann ihn karg machen.

Vermöge seiner Bedächtlichkeit ist er besorglich und unentschlossen, fürchtet mehr und hegt Unmuth. Damit hängt ein mifstrauisches, ungeselligeres, verschlossenes und in sich gekehrtes Wesen (wie bei den Britten) zusammen, wodurch er Andre abstöfst, ungelenksamer, unbiegsamer und eigensinniger erscheint. Daher rührt dann ein reger schwankend irrer Zweifelsgeist, der ohne deutliches Bewufstseyn der Gründe verfährt. Doch ist einmal eine Freundschaft mit ihm geschlossen, so ist diese treu und fest, ja durch seine milde geduldige Gesinnung kann er sogar anziehend werden.

Bei seiner Reizbarkeit und seinen Phantasiespielen sind seine Gefühle abwechselnd und wogend, wenn kein starkgewordener Verstand sie zu hemmen weifs. Daher rührt dann der Wechsel zwischen Ernst und Heiterkeit, zwischen Belebung und Abspannung, zwischen Sympathie und Antipathie; daher ist er veränderlich im Umgange, bald warm und unterhaltend, bald kalt, trocken und einsylbig. Die ungleiche Stimmung, welche schon Aristoteles a. a. O. bemerkt, erschwert zuweilen die richtige Beurtheilung dieses Temperaments.

In der ganzen Stimmung ist das widrige Gefühl das vorwaltende. Daher die ihr leicht eigne Schwermuth, welche die lebhafte Einbildungskraft nährt und mit behaglicher Beharrlichkeit am Unangenehmen hängt. Diese geht dann endlich in eigentliche Melancholie über und zwar in weichern Seelen, die sich einem süssen Schmerz und schmelzenden Gefühlen hingeben, daher wir sie träumend

und

und nachsinnend finden. Doch grade in der Veränderlichkeit dieser Stimmung liegt die Verhinderung der ausartenden Unbiegsamkeit; in der Muthlosigkeit ein Gegengift gegen verstekte Leidenschaft.

Die schwache und schlimmere Seite dieses Temperaments, ausser dafs es minder offen, minder schnellfassend und begreifend als das cholerische ist, liegen demnach 1) in der Geneigtheit zur Empfindlichkeit, zur überspannten Afficibilität, einer Quelle von Quaal für den Melancholischen, wie für Andre, aber auch von zum Theil lächerlichen Thorheiten. Daher kann hier mit einem erhabenen Gefühle und einem scharfsinnigen Verstande so viel Inconsequenz verbunden seyn. Daraus aber geht 2) die Geneigtheit zu veränderlichen Launen hervor, welche ungesellig, sogar oft, unaufgelegt zu Arbeiten des Geistes, überdies schwach und leidenschaftlich machen. Daher dann Murrsinn und Unzufriedenheit mit Neid und Eitelkeit in schwachen Seelen dieser Art sich paaren. Damit hängt der Hang zum Trübsinn, und zur Schwermuth zusammen, welche Verschlossenheit, Unthätigkeit, Kleinmuth, Ueberlegsamkeit bis zur Aengstlichkeit erzeugt. 3) Hang zur Schwärmerei, zur in sich gekehrten und brütenden Phantasterei, zur Scrupulosität, welche bis zum Wahnsinne aufsteigen kann. 4) Hang zur Verborgenheit in sich und in der Einsamkeit, ja zur Verbergung seiner eignen Gefühle und Neigungen, zur Erkünstelung eines Scheins aus Empfindlichkeit, Mistrauen oder Ehrgeiz. So auch die Geneigtheit zu verstekten Leidenschaften. In Unge-

bildeten geht jener Hang in Verstellung über; in Besseren verräth diese Geneigtheit sich, vollends bei einem schwächlichen Körper, durch Aergerlichkeit, Grämlichkeit, Schwerversöhnlichkeit, durch Sehnsucht der Liebe; sonst wurzeln auch feindselige Leidenschaften ein, und die Unabhängigkeit von dem Urtheile der Menge macht feindlich. 5) Der hartnäckige, feste Sinn, welchen ein starker Körper unterstüzt. Dieser kann sogar zur kalten Bosheit führen und wird mehr Gehülfe des Starrsinns als des selbstständigen Charakters.

Die perfectible günstigere Seite aber liegt darin, dafs dies Temperament ruhiger, gleichmässiger, minder übereilt und doch auch tieferer Eindrücke empfänglicher ist, als das cholerische. Doch es hat noch einen andern Vorsprung vor demselben gewonnen, da es sich nehmlich fähiger zur Geduld, zum Aufschub und zur Resignation, beharrlicher in Entschlüssen zeigt. Endlich ist es auch vorzüglich mit mehr Individualität und Originalität begabt, daher es auch die meisten Sonderlinge zählt (wie in England). Die starke Seite zeigt sich daher namentlich 1) in der geringeren Sinnlichkeit, wodurch Mässigkeit und Besonnenheit befördert wird. Nur Furchtsame nähren dabei Kargheit; bei andern kann edle Verachtung sinnlicher Zwecke entstehen. Eben daher ist es in dem weiblichen Geschlechte sanfter und gelassener. 2) Ernst, Beharrlichkeit und ausharrende Geduld; jene mehr heroisch, männlich, consequent, diese mehr weiblich. 3) Hohes Selbstgefühl. 4) Intensiveres ruhiges Wirken, welches mehr zur Selbstbeobachtung und

Selbsterkenntnifs, mehr zur Philosophie führt. Doch das reizbarere Gefühl bewahrt zugleich eine grössere Gewissenhaftigkeit.

IV. Alterndes oder phlegmatisches (deutsches) Temperament; matter und ruhiger Sinn.

Dieses Temperament, welches als Temperament eben so wenig als die Andren einen Werth oder Unwerth an sich haben kann, hat gemeinhin nur Ankläger gefunden. Doch nahm sich seiner früher Thomasius *) und später Andre an.

Sein physiognomisches Zeichen ist matter oder ruhig milder Blik, Langsamkeit und Schwerfälligkeit der Bewegungen. — Langsamer noch als das melancholische Temperament, ist es mehr für ein mechanisches Arbeiten, schwerfällig und reizlos für leichte und schnelle Fassung und Beurtheilung. So ist es auch minder hartnäckig als das melancholische.

Mit körperlicher Schwäche verbunden, kann man es (mit Platner) das phrygische nennen. Auf diese Modificationen allein passen die meisten und gewöhnlichsten Schilderungen dieses

*) S. dessen Ausübung der Sittenlehre. Vorrede u. S. 162. — Dirksen a. a. O. S. 244.

Temperaments. Hang zur Unthätigkeit, verbunden mit der Unfähigkeit auszudauern, ist ihm eigen, sinnliches Wohlleben sein Zwek, ohne grosse Gemüthsbewegung, wie die Aufwallungen der Aengstlichkeit und des Mitleidens. Bei starker Erregung ihrer Lebenskraft zeigt sich zuweilen Lustigkeit bis zur Ausgelassenheit, doch auch immer bis zur Albernheit. Da diese Modification des Temperaments durch Wohlleben und Ueppigkeit, wie durch ein heisses Klima genährt wird, so findet man es minder in den niedern, als in den mittlern und vornehmen Ständen.

Das phlegmatische Temperament mit körperlicher Stärke nannte Haller zuerst das Böotische. Dies befördert schon mehr die Lebhaftigkeit und Reizbarkeit, und erhöht die Thätigkeit; es läſst ausdauern und beschränkt insbesondere die Furchtsamkeit. Doch kann es auch die Unempfindlichkeit und Rauheit, die Unlenksamkeit und die Abneigung gegen Neuerungen vermehren. Unter dieser Modification findet man dies Temperament häufig bei Menschen, deren Lage einförmig und reizlos ist, und welche die Beschwerlichkeit der Arbeit drükt, daher es Haller das Bauerntemperament nannte.

Die ungünstigere, schwache Seite des phlegmatischen Temperaments ist wenigstens die am meisten oder nächsten in die Augen fallende, sie mag aber auch die gewöhnlichere seyn aus demselben Grunde, aus welchem es mehr schwache Greise gibt als vollendetere.

Indem nehmlich mit der Zeit die Gefühle schwächer werden müssen, so kann der grofse Haufe leicht in Gefühllosigkeit und Gleichgültigkeit, in Indolenz und Indifferentismus ausarten. Daher das Hangen am Hergebrachten, besonders unter dem Landvolke, die Anhänglichkeit an alten Gewohnheiten, Trachten, Denkarten, wie an dem alten Glauben. Daher sind Phlegmatische höchstens nur durch Furcht zu schrecken, in und ausser der Religion. Mit dieser Aengstlichkeit, die ebenfalls manchen Greisen eigen ist, hängt zugleich der Mangel des Sinnes für das Heroische zusammen; ja wenn die Feigheit sich mit Tücke paart, so kann dieses Temperament sogar zur Härte, wie zur Bosheit führen.

Eine zweite abschreckende Seite ist die Trägheit und Unthätigkeit desselben, seine Mattheit und Schlafheit, seine Bequemlichkeitsliebe, seine holländische Tactmässigkeit und Unbesorglichkeit, seine spanische Unbetriebsamkeit und chinesische Faulheit. Nur die dringendste Noth, mithin wieder auch nur die Furcht kann solche Phlegmatische aus ihrem Schlummer zur Thätigkeit und Arbeitsamkeit aufmuntern. Wo Geistesabstumpfung dazu kommt, kann Blödsinn erzeugt werden.

Dennoch mufs auch dieses Temperament, eben weil es nur Temperament ist, seine perfectible Seite haben. Denken wir uns das Phlegma überhaupt auch nur als die höchste Gebundenheit der sinnlichen Natur, so mufs es als lezte Potenz bereits seinen Keim in einer ursprünglichen Gebundenheit, mithin sogar in dem Sanguinischen fin-

Daher können eben schon manche Kinder phlegmatisch scheinen. Phlegma wäre sonach ursprünglich latent in der ursprünglichen Unbeholfenheit oder der blossen Empfänglichkeit für äussere Reize, dann vorwaltend in der Trägheit und Unbetriebsamkeit, nachher einseitig vorherrschend in der Faulheit, Indolenz und Abstumpfung, harmonisch entwickelt aber endlich in der höhern Gleichgültigkeit, in der Ataraxie des Gleichmuths, der von aussen unbestimmbarer ist.

Wie der Sanguinische ist der Phlegmatische leidenschaftlos, erträgt leicht kleinere Unfälle, ist frei von Affecten, am wenigsten behaftet mit den feindseligen (im Alter einschlummernden) Leidenschaften des Neides, Hasses u. s. w., minder begehrlich, daher einfach in seinen Sitten wie das Landvolk, offen und ehrlich, mithin von einer gewissen natürlichen Gutmüthigkeit und Einfalt des Herzens erfüllt, voll Glauben an das Höhere.

Da jedoch die Rükwirkung sinnlicher Reize schwächer werden, so mufs das phlegmatische Temperament zugleich alle Vorzüge vor dem sanguinischen haben, welche die erwachte Verständigkeit möglich macht, wie selbst das allmälige Vergessen der Sinne. Daher die Beschränkung des Gefühls, auch des weichlich sich hingebenden sympathetischen, welches durch den Verlust Andrer halb zermalmt wird. Die Phantasie ist in ihm minder spielend, doch noch wirksam in der Furcht, welche zugleich etwas Moralisches, eine höhere Scheu wird, und durch ihre Milderung die Hofnung als Gegengift

bei sich führt. Ueberhaupt wird der Phlegmatische selten zu Affecten, und ausser der Furcht höchstens nur zum Zorn verführt, der sich jezt jedoch weit langsamer entwickelt und äussert.

Desto mehr Ruhe ist im Innern entstanden, Bedächtigkeit, die einen höhern Frieden vorbereitet; desto mehr Geduld und Mühsamkeit, Sanftmuth und Verträglichkeit, und statt einer finstern Apathie ein stillheitrer Gleichmuth; bei grösserer Entfernung von Uebereilungen desto mehr Seelenstärke. So nähert es sich der Mittelmässigkeit zwischen allen Extremen.

Die Geistesträgheit ist mit diesem Temperament um so weniger nothwendig verbunden, da grade die intellectuellen Kräfte am wenigsten von dem Temperament abhängen. Daher kann sich in ihm ein gesunder und starker Verstand, ein fester grader sichrer Blik, oft sogar Wiz, wie practischer Scharfsinn verbinden.

Dieses Phlegma kann nicht blos der Gewohnheit, sondern dem Grundsazze seine Entstehung verdanken, welches dann starke Eindrücke zu ertragen, angenehme oder unangenehme zu mässigen weiſs. Werthlos und gleichgültig erscheinen ihm dann nichtswürdige Dinge, über welche es sich erhebt und dabei eine höhere Anstrengung offenbart.

Wie das Temperament an sich werthlos ist so zwingt es auch Niemanden zu einer Gesinnung irgend einer Art; es ist vielmehr abhängig von dem Willen und der freien Richtung eines Jeden; denn es gehört zur — bildungsbedürftigen und bildungsfähigen — Natur. Auch hält schon in jedem Temperament theils Widerstreit der Sinnlichkeit, theils die schwache und starke Seite sich die Wage. Der Mensch trägt also die Schuld allein, nicht die Natur und ihr Temperament, wenn etwas wirklich Böses und nicht blos etwas Leichtsinniges geschieht, so wie Er auch sein Verdienst, wenn das Gute ein wirklich moralisches Gutes, kein blosses äusseres Glük war. Auch lehrt ferner die Erfahrung, dafs man vom Temperament nicht auf den Charakter schliessen dürfe. Es gibt Cholerische, die gar nicht Freimüthigkeit, sondern Verstellung lieben, Melancholische, die nicht arbeitsam, sondern faul werden.

Doch ist das Temperament als Natur zu behandeln, mithin zu beschränken und unterzuordnen, und zwar schon früh. Die Zucht desselben geschieht theils diätetisch durch den Körper, theils asketisch durch das Gemüth. Es sind aber diese äussern und innern Mittel für jedes Temperament nach seinen unnatürlichen Richtungen anzupassen, so dafs immer die günstigere Seite die stärkere und siegendere werde. Wie der Geist den Körper als sein Werkzeug zu höhern Zwecken ausbilden kann, so greift er auch als leitende Intelligenz in die Sinnes-Arten ein. Nicht auszurotten ist das Temperament, sondern zu verbessern, nemlich die Män-

gel des seinigen, namentlich noch durch Umgang mit andern Temperamenten. Dem schwachen Phlegmatischen ist die Lebhaftigkeit des Sanguinischen zuwider, allein nun lerne er von dem Sanguinischen Gewandheit und von dem Cholerischen Anstand.

Charakter.

Der Mensch verändert sich täglich; allein er soll nicht blos werden, sondern auch seyn, nicht blos auffliegen ins Unendliche, sondern sich auch im Fluge erhalten. Veränderlich sind die Menschen darum, weil sie ein unendliches Ziel und endliche Kräfte besizzen. Wie aber der Mensch ein Veränderliches an sich hat, so auch ein Unveränderliches in sich, etwas Wandelloses im Unbestande. Er ist auf dem Wege, den Charakter zu gewinnen, wenn er sich jenes Unveränderlichen und zwar in sich bewufst wird.

Der Mensch tritt ohne (tiefen) Charakter in die Welt, das Thier mit seinem bleibenden Charakter. So mufs der Mensch sich ihn selbst und zwar frei und willig geben, liebend aneignend; durch die Natur kann er nie zu dem Charakter kommen. Nur ein Charakter kann aufgenöthigt werden, so wie einer ertrozt werden kann.

Charakter aber ist dasjenige Beharrlichste im Menschen, sofern er sich dazu verhelfen konnte und sofern er es als seine herrschende Denk- und

Handels-Art behauptet. Wie das Temperament Sinnesart war, so ist der Charakter Denkart. Seinem Begriffe nach wird er dem Allgemeinen, dem noch Unbestimmten und dem Schwankenden entgegengesezt. Wir erkennen in ihm eine bestimmte, dauernde, herrschende, und wenn auch nur willkührlich selbst erworbene Besonderheit, eine Art zu begehren oder zu wollen, obgleich nicht ein Hang, sich unwillkührlich zu richten, wobei die Selbsterweckung aufhört. Uns gilt er hier als Erscheinung. — Das Begehrungsvermögen erschöpft ihn zwar nicht, allein er liegt vorzüglich in demselben und in dem Willen, dessen Festigkeit und Beharrlichkeit. Nothwendig ist er mit Stärke des Geistes, selbst in dem minder Ausgebildeten verbunden, mit einer Stärke, welche weder Starrheit, noch Sprödigkeit, noch auch falscher Troz, sondern wahre, sich behauptende Energie ausmacht.

Bei der Gewinnung des Charakters hat das Gesez der Stetigkeit die Oberhand. Wohin und mit welchem Grade von Kraft sich der Wille richtet, dies bestimmt ihn. Es hängt aber diese Bestimmung wieder davon ab, wiefern der Mensch Einfachheit und Unabhängigkeit von den Bedürfnissen, auch von seinen Lieblingsneigungen gewinnen lernt, wie fern er sich frühes Selbstsehen und Selbsthandeln und Selbstvertrauen verschafft, wie er dies frühzeitig durch starke Proben läutert und bewährt. In das innere Schweben und blinde Forttreiben kann nicht eher etwas Bestehendes gelangen, so lange nicht eine ruhigere Thätigkeit entsteht. Uebung allein verschafft dies nicht, sondern kann nur bele-

ben. Sammlung der Kraft unter Regel, Beurtheilung, Maximen werden erfordert.

Nicht angeboren ist der Charakter, darum herrscht ursprüngliche (jedoch nicht absolute) Charakterlosigkeit, wie ursprüngliche Gesezlosigkeit. Hier erscheint noch nicht Kraft, noch weniger Kraftverhältnifs als bestimmt, sondern ohne festes Gepräge und Richtung. Hier herrscht noch Leben in dem Objectiven; Triebe ertheilen an sich da noch keinen Charakter. Die Stufen oder Perioden desselben aber können den verschiedenen Geist der Bestrebungen zur Erringung jener Beharrlichkeit darstellen:

1. Charakter des Uralters oder der Kindheit, das Product der Nothwendigkeit des Instincts und der mechanisch instinctmässigen Annahme von Gewohnheiten. Hierbei waltet noch Passivität vor. — Währung der Individualität.

2. Charakter des Geschlechts, wie er schon bestimmter hervortritt im Jünglinge und Mädchen, das Product seiner fixirten Lieblingsneigungen und Meinungen. Hier wird eine schon entschiedenere Richtung kenntlich, welche den Umständen (mit Eigensinn) trozt, und sogar gegen Nothwendigkeit, wie gegen Gewohnheit austrebt. — Gepräge der Selbstheit.

3. Charakter der Mannheit, das Product geregelter und bewufstvoller und innerlich stärke-

rer Thätigkeit. Hier tritt Selbstgenügsamkeit ein. — Consequenz der Originalität.

4. Charakter der Menschheit, das Product eines gegen seine eignen Neigungen muthigst anstrebenden Willens. Hier finden wir eine sich und der Vernunft gesezmässig gleiche Ataraxie. — Stempel der Selbstständigkeit.

Die Stärke des Charakters beruht auf der kraftvollen Gediegenheit des ganzen Wesens. Sie bewährt sich dadurch, dafs sie nicht einen Charakter, welcher einseitige, blinde Beständigkeit seyn kann und den selbst der Bösewicht besizt, zeigt, sondern den bestimmten Charakter. Dieser sezt Einigkeit mit sich und der Natur voraus. Stärke schliefst nicht Biegsamkeit aus; darum kann Charakterstärke wohl mit Sanftmuth (welche mehr Sache des Grundsazzes als der Stimmung des Gefühls, Sanftheit, ist) vereint bestehen. — Höher als die Stärke des Charakters steht die Grösse desselben. Sie ist die intensive harmonische und selbstthätige Kraft in dem Charakter, und die concentrirteste und besonnen erworbene zwekmässige Bestimmtheit, welche mit Sittlichkeit zusammenstimmt. Der wahrhaft grosse Mann ist der, welchem die Vernunft sich am vollständigsten, feinsten und klarsten (in theoretischer und practischer Hinsicht) ausspricht, und alles Denken etc. sich zu Einem verbindet.

Die Charakterschwäche bezeichnet theils den schwachen, theils den schwankenden einseitigen Charakter. Hierbei waltet das Gesez der Trägheit ob.

Immer bleibt der Mensch, wie er erscheint, in Etwas hinter sich selbst, hinter seinen Vorsäzzen zurük. Dem Unveränderlichen soll er verschiedene Formen ertheilen. Die Schwäche verbirgt sich nicht selten hinter Eigensinn, Dreistigkeit und Laune.*)

*) Ueber Charakterschilderung und Charakterzeichnung. S. Unten.

Charakteristik der Seelenart der Nationen.

Die Nationalcharaktere kommen erst nach der Theorie der Alter und der Temperamente in Betrachtung, denn jene sezzen diese voraus und gehören gleichsam zur angewanden Theorie der Alter und der Temperamente. Das Interesse wird dabei als psychologisches sehr wichtig, da hier eine Reihe von Fragen über die längere und kürzere Dauer von gewissen Combinationen in grossen Massen, von der Möglichkeit gewisser Uebergänge u. s. w. aufgehellt wird. Zur Betrachtung kommt zugleich das mehr Zufällige im Menschen, nemlich das, was er nicht allein durch seine, sondern auch durch fremde Freiheit erhält; nicht minder finden wir hier die willkührlichen Bestimmungen sowohl von innen als auch von aussen, und die Anwendung des Obigen auf ganze Menschenhaufen.

Charakter kann hier nur in jenem weniger strengen Sinne genommen werden, wo es weder Bestimmtheit, noch höchste menschliche erworbene Selbstständigkeit ausdrükt, sondern wo selbst die

Unbestimmtheit ein Charakter heissen kann, mithin die unwillkührlich angeeignete, gemeinsame Besonderheit von Stammesgenossen derselben Stammessprache. Diese Besonderheit ist blos die vorherrschende, vorwaltende, minder veränderliche Stimmung, also nicht absolut unveränderlich, sondern nur minder veränderlich als politische Institute, Länder und Himmelsstrich. Diese zeigt sich aber überhaupt mehr an Gefühl und Trieb als an Geist. Zwar wird dabei eine Verschiedenheit bestimmt, in so fern sie sich an grösseren Menschengruppen und in langer Reihe von Jahren haftend und bleibend hervorthat und noch hervorthut; allein dies ist nicht die grellste Sonderbarkeit einiger Classen dieses Volks, nicht die Thorheiten einzelner Stände, wie sie namentlich in Städten aufschossen; eben so wenig aber auch die hervorstechendsten Eigenthümlichkeiten vor andern Nationen, nicht zunächst die Verschiedenheit als solche. Bestimmt wird hier zuvörderst a) das Gemeinsame, der Vorstellungsarten und Gefühlsarten; das Homogene, worin alle Einzelne troz mehr heterogener Sonderbarkeiten dennoch mehr oder minder zusammentreffen. b) Die herrschenden Thätigkeitsarten, d. i. nicht blos die modischen Wünsche, die geltenden Neigungen und die gewöhnlichen Leidenschaften, sondern auch die gewohnten Beschäftigungen, die gemeinsten Anstrengungen. c) Die aus jenen allen hervorgehenden Hauptrichtungen und Grundbestimmungen an sich, und sodann, die relative Bestimmung der Grösse der Verschiedenheit einer Nation, zuerst unter sich, unter ihren einzelnen Ständen, Geschlechtern, Altern, dann auch in

Beziehung auf andere Nationen, von denen sie mehr oder minder abweichen, je weiter und länger sie von andern abgesondert waren. In jener Hinsicht, oder nach Verschiedenheit unter sich, ist es nun zu erwarten, dafs immer einige Verschiedenheit unter den einzelnen Ständen und sogar unter den einzelnen Individuen der Stände vorkommen müsse, darum weil sie Stände und Individuen sind. Hier gilt nun ein Erfahrungsgesez für Nationen sowohl als selbst für einzelne Gemeinen: Die Individuen in einem Ganzen gehen desto weiter aus einander, haben desto mehr Eigenthümlichkeit für sich, je höher und freier sie gebildet sind, also auch je menschlicher, d. i. der allgemeinen Norm der Menschheit näher sie sich erhoben haben. Daher verräth eine Sonderbarkeit mit Willkühr, (wie die der Aegyptier, der Hindus) zwar eine, jedoch auch nur einseitige Bildung. Hingegen geben wir den Griechen Originalität mit reiner Freiheit, eben weil ihre Cultur, wenigstens bis auf die Zeit der Schulen, allseitig, d. i. menschlich war. Daher sehen sich die Deutschen in katholischen Reichen weit ähnlicher, und in protestantischen findet sich grössere Verschiedenheit der Meinungen und Bildungsarten. Wenn sich gewisse höher gebildete, z. B. Hauptstädter, mehr ähnlich sehen, so ist dies entweder mehr äussere Abglättung oder Annäherung an Humanität. So finden wir viel Nationalcharakter (viel angenommene Besonderheit), aber wenig selbstständigen Charakter, wenig Originalität, wenig Menschheit.

Die Quellen, aus denen die Kenntnifs der Nationalcharaktere geschöpft werden kann, sind theils all-

allgemeine theils besondere oder Hülfsmittel. Unter jenen stehen die Producte der Nationen und zuerst die freien geistigen, als der Spiegel ihres Geistes, dann die ästhetischen, als Spiegel ihres Gefühls, und endlich die practischen, als Spiegel ihrer Thätigkeitsrichtung. Das moralische: An ihren Werken sollt ihr sie erkennen, erhält hier eine grosse psychologische Anwendung. Jene Producte aber dienen zugleich als Hauptkennzeichen und wirken gewissermafsen auch wieder zurük als Ursachen. Die verschiedenen Stufen und Arten der (intellectuellen, ästhetischen und practischen) Cultur sind stehende Quellen, und unter diesen vorzüglich die Sprache, oder, wenn es kein Hauptstamm ist, die Dialekte, die Grade der Geistesbildung, Begriffe von Religion, von Freiheit, Erfindungen; Musik, Poesie, Geschmak, Kunstsinn; Beschäftigungen, Privatleben, Lieblingsneigungen und deren Verwandtschaft etc. — Die besondern Quellen dienen für mittelbare Schlüsse und liegen in den Hauptepochen der pragmatischen Nationalgeschichte und deren Dauer, in gewissen Theilen und Classen der Nation (Sammelplätze, Hauptstädte), in Parallelen, in charakteristischen Anekdoten von Rechtsstreiten etc.

Das Einzelne mufs zu einem Ganzen vereint und dann ein vollständiges, treues und klares Bild des sich unterscheidenden Charakters gewonnen werden. Dafür betrachte man die einzelnen Aeusserungen zuerst. Eine Kenntnifs aller einzelnen Individuen aber wäre dabei unmöglich; doch auch selbst unnöthig. Denn nicht jede Aeusserung ist charakteristisch für sie, sondern nur die-

jenigen, welche a) eine aus lang fortgesezten Gewohnheiten hervorgetretene Erscheinung ist, welche also am meisten den ursprünglichen und den unveränderlichern reinsten Stammescharakter der Nation verräth; b) welche durch alle einzelne Stände hindurchgeht und sich überall mehr oder minder hervorstechend verräth, zugleich unter allen Schiksalen bleibender, oder in grossen Distancen der Wohnsizze bemerkbar bleibt; c) welche sowohl im Privatleben als in öffentlichen Gesellschaften zur Lust, oder in öffentlichen Volksversammlungen sich mit Ernst als öffentlicher Gemeingeist zeigt. Es darf die Darstellung kein von Einzelnheiten als solchen aufgegriffenes Aggregat seyn (gesezt auch, es könnten alle Einzelnheiten übersehen werden,); vielmehr mufs sie ein organisches Ganzes bilden, von dem jedes Einzelne darum national ist, weil es für dieses Ganze Bezug hat. Das Ganze hat man zuweilen Staat genannt und wohl dann nicht mit Unrecht, wenn man dadurch den Inbegriff aller seit dem Stammvater unwillkührlich und willkührlich entstandenen und fortgehenden Eigenschaften, gegründet in dem Herkommen und den Gewohnheiten der Verfassung (also nicht blos der Rechtsverwaltung, sondern auch des religiösen Cultus u. s. w.) bezeichnete. In einer andern Hinsicht aber existirt vor dem künstlich und gehörig organisirten Staate schon der Stammescharakter, und er selbst ist Product von diesem.

Nun entsteht die Frage: bei welchem Theile der Nation man vorzüglich die charakteristischen Merkmale aufzusuchen habe? — Vorzüglich bei denjenigen,

welche eigentlich die Nation oder das Volk bilden, in demjenigen Theile des Landes, wo man auf dem Lande ist, also nicht in Hauptstädten (die man eher im Vorbeigehen bereisen könnte), als vielmehr in den Provinzen und zwar zuerst auf dem platten Lande, in den Dörfern, unter den niedern Classen des Volks (doch nicht unter dem Pöbel der Städte) und zunächst in ihren öffentlichen Versammlungen. Von da schreite man zu den Uebrigen, jedoch sehr allmählich, auf, und verweile zunächst, und am längsten beim Mittelstande, der Classe, welche am meisten das Gepräge der Sitten des Landes trägt. Dann erst komme man zu den höhern Classen, dem gelehrten Stande, bis zu dem höchsten des Adels.

Diese aufgefundenen charakteristischen Erscheinungen sind nur mit dem Grade von Allgemeinheit aufzustellen, den sie wirklich haben und dabei übereilte Schlüsse zu vermeiden. Haupt- und Nebenzüge, das Wesentliche und das Zufällige, das was in allen Provinzen und was nur in manchen Gemeinen, in denen etwa anderweitige Einflüsse (z. B. eines Tonangebenden Mannes, oder eines stärker getriebenen Handels und daraus entstehenden Luxus) sich entwickeln, sind genau zu bestimmen. So haben z. B. Gränzenbewohner eines Landes andre Culturmodificationen, als die im Mittel des Landes Wohnenden.

Diese so geordneten und geschiedenen Stoffe verlangen endlich Erklärung. Allerdings fragen wir nach nichts Anderem früher, als nach den psy-

chologischen Entstehungsgründen und den hinzugetretenen psychologisch-moralischen Bildungsursachen. Hier also suchen wir 1) den Geist des Urstamms, von welchem eine Nation ausging; und insbesondere ihres eigentlichen Stammvaters; 2) den Geist ihrer ältern Lebensart, ihrer geschriebenen Gesezze (als Buchstaben), ihrer Gebräuche, Lebensart, Institute, Gewohnheiten, Erziehungsanstalten; 3) den Geist ihrer Gesezgeber und Religionsstifter, mit dem Verhältnisse desselben zum Geiste ihrer Nation; wie weit sie Einfluſs erhielten, Ton anstimmen konnten, über ihre Nation oder gar ihr Zeitalter erhaben waren? 4) den Geist ihrer Regierung, ihrer Regenten als Nachfolger der Gesezgeber, der Begünstigungen ihrer Cultur. Dann erst kann man auf die äussern Veranlassungen oder Erhaltungsursachen sehen, und zwar a) auf Schiksale (Kriege oder Frieden, innre oder äuſsre Kriege, Reichthum oder Armuth), und b) auf Himmelsstrich und Landeslage (Gebirge oder Thäler, am Meer oder im Lande), Nahrungsmittel, Kleidung.

Ueber die Darstellungs-Methode dieser Resultate ergibt sich Folgendes: a) Auch hier kann es blosse Schilderungen, allgemeine Gemälde geben, vielleicht mit den eignen Worten von Nationalen, oder strengere und charakteristische Zeichnungen erst der Umrisse, dann der Schattirungen.

b) Nicht alle Völker können aufgenommen werden; denn dies wäre theils unmöglich, da wir von Vielen nur den Namen, von Andern, alten oder neueren, unbefriedigende Nachrichten haben; theils auch unnöthig, weil wir an Einer Probe jeder

Art genug hätten. Sollten hier nicht die sogenannten grossen Nationen ausgewählt werden? Allein, wenn grofs hier zahlreich heifst, so sind sie zu gemischt, um das Allgemeine angeben zu können; soll es hingegen gar heissen, geistig grofs, so mufs man entweder voraussezzen, dafs es unter einer solchen Nation nicht auch wie überall Geistes-Zwerge gebe, oder (was zugleich eine Ungerechtigkeit wäre) die ungebildeteren Nationen, die für den Psychologen schon wegen ihrer grössern Nähe an der Natur noch interessanter sind, übergehen. Eher können wir uns also an die mächtigen, die herrschenden, die Tonangebenden halten, besonders wenn sie wirklich den Geistern andrer Nationen imponirten, und ihnen eine andere Richtung gaben. Wir wählen am richtigsten die neuen Völker und zwar die mehr bekannteren, von diesen aber nicht blos die an Einflufs Reichsten, sondern die Hauptrepräsentanten der verschiedenen Stufen der Bildung, die vorzüglich Charakteristischen.

Wollte man alle Völker umfassen, so würde die Darstellung in chronologischer Ordnung möglich und gerathen seyn; doch es reicht aus der psychologischen Scale der Völker, entworfen nach den verschiedenen Stufen und Seiten der Bildung und der davon abhängigen Seelenzustände, schon eine Probe von Jeder Verschiedenheit hin. Der Eintheilungsgrund dazu schliefst sich consequent an dem an, welcher in den bisherigen progressiven Verschiedenheiten der Specialpsychologie angewendet wurde, nemlich bestimmend nach den unwillkührlichen und nothwendigen Bildungsstufen. Anders würde sich eine Parallele von Nationen in einzelnen Stücken verhalten,

jedoch auch nur einseitig, obgleich interessant seyn. So verbindet sich aber die Verzeichnung der Nationalcharaktere mit dem Aufstufungen der Temperamente und Alter. Für das kindliche, sanguinische Temperament wählen wir als Beispiel die Franzosen, für das jugendliche, cholerische die Italiener, für das männliche, melancholische, die Engländer und für das greise, phlegmatische die Deutschen.

I. Kindliche — sanguinische Nation, — Franzosen.

Auf die alten Gallier-Stämme wurden mehrere Stämme verpflanzt; so zuerst der verfeinerte Römer, dann der vagabunde Gothe und der rohe Franke. Wie nun aber die Gallier, welche Cäsar und Dio Cassius kannte, waren, wie sich noch jezt Ausgewanderte der Franzosen zeigen, dies mufs sich vereinen lassen. In neuerer Zeit gab die Hauptstadt, Paris, den Ton an; allein in ihr darf man keineswegs den ächten Franzosen aufsuchen, wie nicht unter den Vornehmern, welche durch Staatenverhältnisse gelitten hatten.

Als Grundzug des Charakters dieser Nation finden wir Kindlichkeit, die sich in ihrer Abartung kindisch zeigt. Ihr Gefühl besizt die Lebhaftigkeit und Empfindsamkeit des Kindes und Sanguinischen. Der Franzose hegt leichte Entzündbarkeit ohne Tiefe, entzündbaren Enthusiasmus, und darum Frohsinn (Liebe zu Vaudevilles), der ihn bei

Wenigem heiter und selbst im Unglücke zufrieden erhält. Daher rühr tseine Singlust,*) welche von jeher zwischen den Pyrenäen und dem Rheine herrschte;**) daher seine Tanzlust und frühe Gewandheit im Tanze, welche schon Diodor kannte.***) Ihm erscheint, wie selbst der Eingeborne Montaigne sagt, die Welt wie eine Schaukel; er steht unter abwechselnder Herrschaft der Plaisanterie und des Scherzes. Mit dem Kinde theilt er die Unruhe im Gefühle; wie er aufbrausend und leicht aufrührerisch wird.****) In ihm lebt Gefühl für das Schöne, besonders das Zierliche und Niedliche, — als Glänzendes, doch meistens im Puzze. Geschmak hat er als sinnliche Vollkommenheit, dabei Anmuth und Gefühl für das Schikliche, welches als schneller Ton eine Leichtigkeit der Anschmiegung und Gefügigkeit hervorbringt. Das Gefühl des Graziösen hat oft das ärmste, nie das üppig erzogene Kind; so auch der Franzose. Seine Sache ist Artigkeit des guten Tons, Unverlegenheit in den Sitten (aisance); höflich zeigt er sich nicht aus Eigennuz, sondern aus Geschmaksbedürfnifs, daher er Muster des Conversationsgeschmaks wird.

*) Singen sie? fragte der schlaue Mazarin, so oft er ein neues Finanzedict in Umlauf brachte, und wenn es bejaht wurde: Nun gut, so zahlen sie auch. — Klopstok sagte von Rouget de Lille, dafs er durch sein Marseillerlied mehr als 50 tausend Deutschen den Hals gebrochen habe.

**) Livius V, 37.

***) Diodor. Sic. V, 30.

****) Livius bemerkt dies schon V, 37.: flagrantes ira, cuius impotens est gens.

Auch im Begehrungsvermögen zeigen die Franzosen die leichte entzündbare Thätigkeit des Kindes, daher alle Veränderlichkeit der Bestrebungen, durch die sie meistens für den Augenblik leben. Mit ihrer Kindlichkeit hängt ihre Liebhaberei für Haus- und Schoosthiere zusammen. In ihnen finden wir den Leichtsinn, welcher vergeſslich ist, die Flatterhaftigkeit, welche von einem Extrem zu Anderen leicht übergeht und wichtige Dinge als Scherz behandelt. Muth wird ihnen als Herzhaftigkeit zu Theil, Genie für den Angriff als Kekheit und Dreustigkeit und Etourderie der Unbesonnenheit.*) Liebe zum Wechsel und zum Neuen sticht in ihnen hervor, daher auch Modesucht, Sinn für Neuigkeiten und Anekdoten. Das gesellschaftliche Talent ward schon den alten Galliern zugeschrieben, und Frankreich blieb das Land der Conversation. Daraus bildet sich der Sinn für Sprachen, für Repräsentiren, und in dieser Hinsicht sind sie für den Schein, für den Pomp, für Körperstellungen ganz geeignete Schauspieler (Tanzmeister, nach Hogarth). Denken und Sprechen mischen sie, und ihre Philosophie ward die Sociale genannt, da ihr Philosophiren Raisonnement und Discours ist. — Wie sie allerdings Muth als Kühnheit, ja Tollkühnheit, gleich den unwissenden Kindern, und das Talent des Angriffs besizzen, so halten sie auch nur am Anfangen und Beginnen, am Un-

*) Schon Dio Cassius bezeichnet in ihnen το θρασυ. vergl. Tacit. Ann. III, 42. von ihrer wilden Freiheitsliebe und Tapferkeit. Cäsar B. G. VII, 25. staunt ihre unerschütterliche Aufopferung an.

ternehmen und Erfinden; die Vollendung und gründlich erschöpfende Ausführung überlassen sie Anderen. Es wird der Franzose mehr durch den Stoff bewegt, und darum ist er entzündbar für Leidenschaften, leicht zu elektrisiren durch Phantasieproducte. Zorn und Rache zeigen sich in ihm nur in einem heftigen Anfalle, der Stolz in einem augenbliklichen Point d'honneur, welches romantisch heissen kann.

Leichtgläubigkeit hat der Franzose mit dem Kinde gemein, neben seiner Naivetät, und jene zeigt er in dem Glauben, dafs sein Volk in der Cultur am höchsten stehe. Aus seiner Naivetät und seiner Oberflächlichkeit entsteht Wiz, durch den leicht Erfindungen gewonnen werden. Seine Leichtigkeit offenbart sich in allen Geistesäusserungen, wie seine Rachsucht zur leichtesten der Satyre oder des b o n m o t wird. Stets wird man an ihm Gegenwart des Geistes in äusserer Hinsicht entdecken, und ihn gemeiniglich an Wissen und Gelehrsamkeit den Kindern gleichstellen; da er das oft selbst seyn w i l l. Franzosen haben nicht eigentliche Geistesbildung, wohl aber Belles lettres und savoir faire; und wollen sie einmal gründlich verfahren, so pafst dies nicht für sie, da sie absprechend oder pedantisch werden. In ihnen zeichnet sich aber lebhafte Phantasie aus, welche sich mit ihrer fröhlichen Laune und dem Sinn für den Schein, wie in Kindern, vereint.

Suchen wir die Charakterzüge nach Werth und Unwerth auf, so zeigt sich die grosse Lebhaftigkeit als ein Zug für den lezten. Diese bewirkt nicht allein Leichtsinn und Seichtigkeit, sondern gestattet

auch wenig Theilnahme für die tiefern Leiden der Menschheit, der Schwachen und Armen. Daraus entspringt Frivolität, Einseitigkeit, Ungründlichkeit, furchtbare Veränderlichkeit. Indem Galanterie den Franzosen zum Charakterlosen macht, Passivitität zum Sclaven, macht Glük ihn tollkühn und durch Leichtsinn grausam. Beharrlichkeit und Ernst erwartet man oft vergebens, und findet desto häufiger schaalen Spott über das Ernste und Heilige. Deshalb wird es schon unmöglich, dafs er sich zur vollen Genialität erhebe. Aller Druk wird ihm leicht oder er fühlt ihn gar nicht; daher sich die Priester und der Adel von jeher die Macht über das Volk verschafft hatten.

Diejenige Seite hingegen, welche Werth hat und die gute heissen kann, stellt ihre grosse Geschwindigkeit, welche sie nur selten an sich verzweifeln läfst, — ihr Selbstvertrauen dar. Auch als Ausgewanderte und Unglükliche bleiben sie nie von Hülfsmitteln entblöfst, sondern wissen in jeder Lage aus sich selbst zu schöpfen. So lange ihnen noch ein Schimmer der Hofnung vorschwebt, ist diese nicht erschöpft. Da wo Deutsche melancholisch und träge werden, und Britten sich selbst morden, da schicken sich Franzosen in die Zeit und erhaschen den günstigsten Augenblik oder mildern durch Frohsinn und Zerstreuung. Ihre gewöhnliche Freiheit von Pedanterei macht sie entschlossener, ihr richtiges Gefühl practisch für die Welt.

II. Jugendliche — cholerische Nation, — Italiener.

Auf den Italiener wirkt die Natur, ihre Fülle und das Land Vieles, denn Alles beut sich dar, an das Herz mit Sinnenwonne zu dringen und leitet zur Ueppigkeit und Genufslust. Lebhaftigkeit des Franzosen eint sich in dem Italiener mit Ernst des Spaniers. Sein Gefühl ist stark und lebhaft, heftig und tief dringend, heisser als im Franzosen, wie es dessen Ausdruk in lautem Sprechen darthut. Leicht geräth er in Bigotterie und Mönchsglauben. Sein Sinn eignet sich für das Sinnlichschöne, den Grundstoff ihres Kunstgefühls. In der bildenden Kunst war er stets Lehrer andrer Nationen, so auch in der Musik, welche stark auf ihn zurükwirkt. Sein Kunstgeschmak ist aber zugleich mit Affect verbunden, daher die pathetischen Declamationen in Schauspielerinnen. Dabei zeigt sich Sinn für Anstand.

Leidenschaftliche Heftigkeit zeichnet die Begierden des Italieners aus. Auffallend ist sein Eigennuz, der die Wechsel und Banken erfand, seine Geldliebe und Lohnsucht; sein Sinn für Eigenthum überwiegt den für das Leben (wie der Genuese sich für ein kleines Handgeld auf mehrere Jahre verkauft); daraus dann Spielsucht als Gewinnsucht (Erfindung der Lotterieen), Bestechlichkeit, Habgier hervorgeht. Gleichen Ursprung hat die unzählbare Menge von Müssiggängern und Bettlern. — Ihre Trägheit und Unbetriebsamkeit, durch welche sie vor angestrengter Arbeit zurükschrecken, steht mit ihrer Liebe, die zum Theil platonisch, aber auch leicht eifersüchtig

ist wie mit ihrer Rachsucht im Verein, die bis zur Wuth und zum Wahnsinne treiben. Daher die vielen Räuber und Meuchelmörder, daher ihr Sinn für Jagd und die Grausamkeit gegen Thiere. Der Ehrtrieb zeigt sich hier in lächerlichem Stolze des Adels neben der armseligen Dürftigkeit. Mehr als der Franzose liebt der Italiener öffentliche Belustigungen, Pomp, Processionen, Maskeraden, und dies um zu sehen und um in grosser Gesellschaft gesehen zu werden.

Die feinsinnigste, starke und feurige Einbildungskraft ist in ihm das überwiegende Vermögen, welches zugleich bekanntlich nie ohne innigeres und leiseres Gefühl ist. Dies bewährt sich in der Liebe zur Musik, welche Kunst mehr in den Sinn hinabzieht als Poesie und Mahlerei, dies schwächt die Energie des Geistes. Daraus aber erklärt sich auch seine Begeisterung, sein Wiz, seine Satyre, seine Stimmung zur Schwärmerei. Darum konnte in Italien das höhere Trauerspiel nie gedeihen; daher stammt die Neigung zu dem, was vorzüglich den Sinn ergözt, mehr zu dem Angenehmen als zu dem Schönen; daher das allgemeine Gefallen an Balletten und Opern, welche in Feenwelt und Zauberei führen und durch Pomp und Ueberraschung den Geist fesselte. Das Staunen, in welches sich der Italiener verliert, und damit die geheimnifsvolle Nacht des Unbegreiflichen gleichsam nur umschwebt, raubt die für das Philosophiren nöthige Stimmung. Wo die ästhetischen und poetischen Vermögen der Seele über die intellectuellen herrschen, da ist die Richtung zum Mysticismus gegeben, darum bleibt Katholicismus

der Eingeborne Italiens. Alles begünstigt bei dieser Nation mehr die Poesie als die Philosophie, mehr auch noch die Theosophie als die Philosophie, mehr die Religiosität als die Moralität. Der Italiener besizt allerdings schnellwirkendes Fassungsvermögen und erzeugt Spizfindigkeiten, allein die vorherrschende Phantasie schadet ihm. Mechanisch im Denken, ermangelt er des Aufstrebens; dagegen zeigt er leicht Genieausbrüche, verfällt aber auch leicht in Geisteskrankheit.

Ziehen wir die schlechteren Züge in Rüksicht, so reiht sich alles an Müssiggang und Sclavensinn, daher der Italiener, veranlafst durch seine Leidenschaftlichkeit, ungesellig, mifstrauisch, zurükhaltend erscheint, bis zur kalten Vernunft wenig sich erhebt, des Sinnes für Menschheit und Menschenwürde ermangelt und an schlechter Religion, wie an schlechter Policei sich begnügt. Eleganz und Bettelhaftigkeit macht nach der Beobachtung der Reisenden den Charakter aller italienischen Städte aus, wo Alles Bettler oder Reicher ist.

Die bessere perfectible Seite gründet sich bei den Italienern, wie bei den Spaniern, auf herrliche Anlagen. Ihr Sinn für das Grosse geht nicht unter und sie können nicht leicht Alltagsmenschen seyn. In ihrem Nationalstolze liegt der Keim zum Patriotismus, in dem Kunstsinne der Keim der Menschlichkeit. Nicht weniger zeigt sich der Freiheitssinn in manchen Aeusserungen; Allen aber fehlt es an freier Erhebung.

III. Männliche — melancholische Nation, — Engländer.

Die insularische Lage des Landes hat auf die Engländer grossen Einflufs. Durch sie werden sie an das Weltmeer und den Seehandel gekettet, aber auch inniger an ihr Land als an alle Länder jenseits des Meeres; durch sie wurden sie unabhängiger und erhielten mehr selbstständigen Charakter. Schon durch diese Lage von Galliern wie von Franzosen getrennt, zeigen sie sich von diesen ganz verschieden und beide Nationen hatten daher von der frühesten Zeit an ganz verschiedene Schiksale, Staatsformen und Cultur. Charakteristisch ist das gegenseitige Urtheil, welches Beide über einander fällen. Der ernste Engländer urtheilt strenger über den Franzosen; dieser aber leichter über jenen; ja der Franzose achtet und preifst sogar die englische Nation, indefs der stolze Engländer den Franzosen mehr hafst oder wenigstens verachtet. England ist das einzige Land, wo den frei wirkenden Kräften mannichfaltiges Spiel vergönnt ist, und so kann sich auch leicht das Originale und Excentrische bilden. Männlichkeit ist der Charakter der Engländer. Ihr Gefühl ist für das Erhabene gestimmt; das Grosse ist ihre Sache, wenn es auch oft mit Affectation ergriffen wird. Kunstgefühl hegen sie im geringern Grade. Ihre Affecten weichen von denen der Franzosen weit ab, denn er schmelzt kaum das Eis ihres Charakters und sie bleiben einsylbig. Anstand zeigt der Mittelstand wie die Grossen; Grofsmuth und Milde, Philantropy ist ihnen eigen, nicht weniger tiefe Sympathie.

Stark äussern sich ihre Leidenschaften, welche höherer Art sind; charaktervolle Verschiedenheit unterscheidet ihre Neigungen. Ihre Ehrliebe ist ein Posten, dem sie vertheidigend Alles aufopfern, so dafs sie bei Einschränkung derselben das Leben hingeben. Ihr Eigensinn und Stolz, der nur in England Menschen sieht, steigt bis zur Grobheit und Ungeselligkeit. Keine Nation hegt eine so raisonnirte Anhänglichkeit an ihr Vaterland, und keine hat eine solche, gegründete oder ungegründete, Ueberzeugung von sich als die Brittische. Dies ist weder der Nationalhochmuth der Spanier, noch die kindliche Nationaleitelkeit der Franzosen, sondern Ueberzeugung von den Vorzügen der Constitution, der Sitten u. s. w. Unter den Engländern herrscht der Geist der Industrie und Verbesserung (improvment) aller Art. Erwerbgeist und daher auch Gewinnen gilt als Hauptsache; er stiftet und unterhält Clubs. Dabei zeigt sich aber auch Sinn für Wohlhabenheit und Zwanglosigkeit, doch auch für Gemächlichkeit, wenn nicht für Weichlichkeit. Sich zur Ruhe sezzen ist das Ziel aller Stände in England. Bei ihren starkbesezten, aber einfachen Tafeln, wie in jeder Gesellschaft, spricht man wenig, und liebt den Trunk als die rüstigsten Zecher in Europa. Die Spielsucht steigt bis zum Leben und Tod auf. Besizt der Engländer auch kein Wort für Langeweile, so findet sich bei ihm doch das Bezeichnete.

Kalte Vernunft, die stark und gesund, aber nicht sehr ausgebildet ist, gesunder Menschenverstand, welcher Erfindungen macht, sind sein Eigenthum. Er gibt sich selbst nicht als Erfinder, wohl aber als

Verbesserer (improver) an, und bewährt den Nationalzug in der Kunst nüzlicher zu verbessern, welcher so viele Societäten entstehen liefs. Er liebt Versuche für Industrie und verfährt selbst so in der Philosophie, welche die berechnende heissen kann. Speculation des Handelsgeistes erlöscht nie in den Engländern. Ihre einsylbige Worterspamifs führt sie zum Selbstdenken, allein in Untersuchungen werden sie schwerfällig und pedantisch. Prosa beginnt schon in ihrer ersten erhabenen Poesie. Für die minder starke und bewegliche Einbildungskraft besizzen sie Beharrlichkeit in Gedanken und Ausdruk. Eine Menge Vorurtheile, wie das Nationalvorurtheil für das Vaterland, bleibt ihnen eigen, und ihre Religion ist nicht selten von Aberglauben erfüllt.

Die minder gediegene Seite dieser Nation enthält also ihre scheue Ungeselligkeit, aus dem Handelsgeiste entsprossen, ihr Stolz und ihre harte Unmenschlichkeit, die alles der Habsucht und dem Reichthume unterordnet, ihr Geiz, ihre Unbiegsamkeit und ihr Starrsinn. Ihr Reichthum wird selten zum Glüklichseyn angewendet.

Die gediegene Seite hingegen bleibt ihre Männlichkeit, und das damit vereinte Verbesserungsstreben, fliesse es auch nicht immer aus reinen Quellen, die feste Kaltblütigkeit und Zuverlässigkeit, der Mangel des Mifstrauens, selbst gegen Betrüger. Ist der Engländer auch nicht liebenswürdig wie der Franzose, so mufs er dennoch geachtet werden. Seine Häuslichkeit nährt den Gemeingeist, seine Vaterlandsliebe legt er in der Dankbarkeit gegen grosse Männer der Nation

Nation dar und bringt deren Andenken auf die Nachwelt mit möglichster Aufopferung.

IV. Greise, — phlegmatische Nation, — Deutsche.

Die Zerstückelung des grossen deutschen Volkes in verschiedene Staaten, Verfassungen, Cultus, und die Vervielfältigung der Verhältnisse und Abhängigkeit macht die Beobachtung und Auffassung des Charakteristischen schwer. In der Mitte von Europa liegend konnte Deutschland ein freier Plaz werden, wohl aber auch ein Tummelplaz barbarischer und gebildeter Nationen.

Phlegma ist die Eigenheit des Deutchen, in welchem es sich aber mit Verstand verbindet. Darauf aber kann der Charakter desselben zurükgeführt werden und schon Cäsar sah Gallier und Deutsche als Gegensäzze an, wie in unsrer Zeit Villers (in d. Polyanthea 1807). In dem Deutschen erkennen wir deutlich das gemässigte, aber um so mehr natürliche Gefühl, welches dem hohen Alter eigen ist. Dieses zeigt sich in dem Muthe ohne Menschenfurcht, in dem Herzen voll Menschenliebe und in der Seelenstärke. Allerdings ist es oft erkaltet und ihm fehlt dabei das Hinneigen an ein Ganzes. — Minder fühlt der Deutsche für Glanz als für das anspruchlose Schöne; sein Geschmak ist reell, nicht auf das Aeussere gerichtet; so auch weniger für Wiz geeignet.

In dem Begehrungsvermögen zeigt er Tiefe und Geseztheit, dabei Biegsamkeit und Nachgiebigkeit, daher er am wenigsten neuerungssüchtig oder revolutionär ist. Schon früh liefs sich der Deutsche von Andern als Mittel gebrauchen (wie zum Streite für fremde Staaten) und noch schikt er Missionäre in fremde Länder. So hat er auch Sinn für das Urtheil Andrer, aber auch Sinn für alles Gemässigte, für Convenienz und Regel, für allgemeine Sitte und Lehre. Die Deutschen hängen an Gewohnheiten, und kenntlich ist ihr Hang zur Ordnung. Darum aber zeigen sie auch Fleifs, Sparsamkeit, Reinlichkeit und Bescheidenheit ohne Nationalstolz. Sie erziehen mit Sorgfalt ihre Kinder sogleich zur Sittsamkeit und Gradheit. Der Patriotismus äussert sich weniger für Deutschland, als vielmehr für einen engern Kreis; Liebe zur Freiheit erstirbt nie und äussert sich in ruhigen Zeiten mehr romantisch als bei andern Nationen.

Mehr aber auch als andre Nationen bewährten die Deutschen eine höhere Bearbeitung des ihm eignen gesunden Verstandes und der Vernunft, darum auch grosse Gelehrigkeit. Der Deutsche lehrt Vieles, und lernt Vieles, auch von andern Nationen und in fremden Sprachen. Er bleibt, wie Robertson sagte, der Grofshändler der Gelehrsamkeit. Nur er kann das Ganze hell denken und den nothwendigen allgemeinen Gang des Lichts überhaupt und in einzelnen Ideen bemerken. Durch stillen Forschungsgeist kommt er in der Wissenschaft auf manche Spur zuerst und durch sich selbst, welche Andere mit Geräusch benuzzen. Wifsbegierde verbin-

det er mit Scharfsinn, mit tiefem Nachdenken und kalter Ueberlegung, ob er sich gleich im Schulgeiste anders verhält und dann Begriffs- und Eintheilungssucht, oft nur grübelnden Geist zeigt.

So stehen auf der guten Seite seines Charakters, sein Fleifs und seine Thätigkeit, die Verdienste um Wissenschaften und Erziehung, der Sinn für Menschheit und Gerechtigkeit gegen alle Nationen. Ihn empfiehlt sein biederer Gradsinn, seine Ehrlichkeit, seine Gemeinnüzzigkeit und Häuslichkeit. Wie von jeher der deutsche Stamm kernig und gesund war, so war er auch der gröfsten Cultur am fähigsten und die am meisten erzogene Nation, wie dem Ideale der Menschheit noch am nächsten. Daher wird auch deutscher Geist in der Menschheit fortdauern. Keine Nation hat den Menschen so sehr von der Nation ausgeschieden, die Erziehung des Menschen von der des Bürgers getrennt und die Geschichte der Menschheit so aufgefafst, wie die deutsche; keine hat an Kraftentwiklung, troz dem Mangel an Einheit aller Glieder des Vaterlandes so Vieles gewonnen, wie die Deutsche.

Auf der entgegengesezten Seite schadet dem Deutschen seine grofse Abhängigkeit, welche mehrere Schwächen erzeugt. Aus ihr geht Pedanterei, Kleinigkeitsgeist, Hang zur Nachahmung, die geringe Meinung von sich, das Mifstrauen je Original seyn zu können hervor und es schliessen sich dann Neid, namentlich Brodneid, Verläumdung und Verkleinerungssucht an. Die Methodensucht geht über zur peinlichen Classification in Rangordnung und uner-

schöpfliche Bestimmungen von Titeln. Weniger als Franzosen und Engländer ketten sich Deutsche an einander und unterstüzzen sich gegenseitig. Haben sie kein Wort für Convenienz, so doch die Sache im hohen Grade, welche ihnen schadet.

So erhellt aus den vier aufgestellten Proben für die Charakteristik der Nationen, daſs jede derselben einen gediegenen, aber auch einen minder gediegenen, schlechtern Theil in sich trägt, welche vereint den Charakter bilden. Leicht können Thatsachen, welche Vieles als nicht Festberuhendes darlegen auf die Annahme führen, daſs wohl die genannten Nationalcharaktere mehr Nationaltemperamente, d. h. mehr Sinnes-Arten sind, als Eine feste, auf Grundsäzzen beruhende Denkart. Dann aber sollten die höhern Temperamente (der Britten und Deutschen) sich dem allgemeinen Charakter am meisten nähern.

Der Nationalcharakter ist dauernd und Geisteswerke überliefern ihn der Nachwelt; allein er ist nicht immodificabel, folglich auch nicht völlig unwandelbar und imperfectibel. Von jeher gab es Einzelne, die sich über ihr Volk erhoben und die nicht blos die Sprache, sondern auch die Grundsäzze andrer Völker in sich aufnahmen und in ihre Gewalt so bekamen, daſs in ihnen das Fremde nicht erkannt werden konnte; es gab Einzelne, die allen Nationen angehörten. Kinder und Weiber kommen sich unter allen Nationen näher, und Männer weichen oft nur als Bürger ihres Staats von einander ab.

Die Völker werden sich bei grösserem und freierem Völkerverkehr immer mehr verstehen lernen

So werden auch die Nationalunterschiede immer mehr aufhören und sich wenigstens zuerst immer mehr zu Einer Farbe ausglätten, je mehr die Nationen menschlich erzogen und gebildet, von reinen Menschen regiert und zu einer menschlichen Religion erhoben seyn werden. Dies aber kann nicht durch das Vielwissen, sondern durch einfaches und gerechtes Handeln geschehen. Für den Menschencharakter wird sich eine Nation mit Glük nach einer oder mehreren andern Nationen bilden, dabei aber der Nationalcharakter an sich unvermischt bleiben. Wechselwirkung herrscht zwischen dem vielseitigen Kinde und dem allseitigen Greise, und in derselben müssen sich die verschiedenen Nationen unterstüzzen. Frankreich behauptet seine vielseitige Bildsamkeit, Italien seine Künste, England seine Erziehung des kräftigen Stammes, Deutschland erhält seine Sprache und Wissenschaft und bleibt Lehrerin.

Wie die Specialpsychologie die Nationalcharaktere behandelt, so schreitet sie auch zu noch specielleren Classen, den verschiedenen Wirkungskreisen der verschiedenen sogenannten Hauptclassen einer Nation, und die allgemeinsten Absonderungen in den Nationen. Dies machen aber nicht ihre Beschäftigungen und Lebensarten aus, welche die Geschichte der Menschheit als in einander überfliessende behandelt, sondern vielmehr die Theile, in welche sich die meisten Nationen absondern und wirklich theilen, die Stände oder Kasten. Onhehin gingen diese verschiedene Stände (bei mehreren

orientalischen Völkern) eben aus verschiedenen Nationen oder Stämmen hervor, von denen Einer den Andern unterjocht, zwar nicht vernichtet, aber doch sich einverleibt hatte.

Die kleineren Unterschiede müssen hierbei ins Unnennbare reichen und man kann von einer Specialpsychologie nur Darstellung der Hauptzweige und nur Andeutungen, welche die grosse Mannichfaltigkeit der Schattirungen in der Menschennatur bemerkbar machen, erwarten. Uebrigens giebt es für das weibliche Geschlecht wenige Stände, vielmehr gehört diese Bestimmung mehr einseitig den Männern an.

I. Gewerbsstand.

Unter diesem Stande wird derjenige Theil begriffen, welcher den grossen Haufen, ja den gröfsten und zahlreichsten Theil der Menschenmasse ausmacht und auf die höhern Stände bedeutenden Einflufs hat. Dem Menschenkenner darf übrigens hier nicht das Niedrige zurükhalten, da ihm Alles gehaltvoll erscheint.

a) Landbauer, d. i. der arbeitende, nicht aber allein der Tagelöhner, sondern freie Arbeiter, abgesehen von den geniessenden Brodherrn.

Der Charakter des Landmannes wird zum grossen Theil durch die Art seiner Beschäftigung selbst bestimmt. Diese ist körperlich, einförmig und mechanisch, schwer und von sinnlichem Interesse

geleitet. Sein ganzes Wissen ist daher zunächst auf den Sinnenkreis beschränkt, aber innerhalb desselben oft desto richtiger und gesunder. In so fern kann auch der gemeine Verstand (sensus communis) bei ihm zugleich ein gesunder seyn. Der kleinere Kreis ist übersehbarer, der immer wiederkehrende, wie der seinige, zugleich der anschaulichere. Seine Denkkraft hält die Sinnlichkeit gleichsam befangen und gebunden; darum aber besizt er auch die Stimmung des Geistes, welche eine gleichförmige Beschäftigung immer hervorbringt. Der Charakter seiner geistigen Wirksamkeit ist weder Reflexion, noch etwa Speculation, sondern Glauben. Das Mechanische und Schwere seiner Arbeit erzeugt Trägheit, als die Folge von Geistesleerheit. — Seinen Charakter bestimmt aber ferner sein geselliges Verhältnifs. In so fern der Landmann nicht leibeigen ist und fremdes Gut baut, so schliefst er sich inniger an seinen Stand an. Sein ununterbrochenes Zusammenleben mit Andern läfst ihn vertraulich werden, und er theilt, wenn auch nicht seine Erfahrungen, doch seine Meinung mit. Dieser engere Verein, der durch die Masse grofs wird, gibt Anlafs zu Erregung des sinnlichen Gefühls und leicht kann dabei ein unruhiger, aufgeklärterer Kopf Vieles wirken. Zu diesem Verhältnisse kommt endlich noch das politische, nach welchem er von Andern abhängt und von einem höhern Stande geleitet wird. Dadurch, dafs er als das unterste Glied eines Ganzen, welches schon einen Staat bildet, erscheint, bleibt er auch immer der Unterdrükte, wenn nicht Gedrükte; er erfährt wenigstens einen Druk der Oberherrschaft, obgleich in verschiedenen Graden. Dieses Verhältnifs aber begrün-

det in seinem Charakter mehrere Züge; so bei den freien Arbeitern das Mifstrauen, oft selbst gegen den Verstand der Vornehmen, die über das Gewerbe des Landmanns oft falsch urtheilen oder sich in Kleinigkeiten zeigen. Dies Mifstrauen ist entweder Mangel des Zutrauens und eine Art Scheu aus Unwissenheit oder wirklicher Argwohn. Bei Leibeigenen geht es in geheime List, in Groll und Tücke, ja in wirkliche Ausbrüche der Unzufriedenheit über; ihre anfängliche Furcht wird bittere Abneigung und Hafs. Eine Widersezlichkeit des Trozzes theilt sich dann leicht der Menge mit.

So thut bei dieser Classe sein äusserer Standpunct, welcher sehr fest steht und durch welchen seine Sphäre und sein Horizont, d. i. ganz eigentlich sein Gesichtskreis, abgegränzt wird, mehr als bei irgend einer Andern. Die Gemüther des Volks, als der unwissenschaftlichen Menge, erscheinen ungebildet und zwar in Hinsicht auf das Nichtsinnliche und das Uebersinnliche, mithin auf das Abstracte; dabei aber keineswegs in Hinsicht auf das Sinnliche und das Concrete. Volkssinn und abstracte Idee bleiben an sich unvereinbar; doch findet sich die Beschränktheit der Einfalt, ja Dummheit nur in einem fremden Kreise, mithin als relative Unwissenheit. Auch das Volk kann denken, wie das Kind; allein sein Denken ist theils ein gemeines, dem wissenschaftlichen entgegengesezt, wo die Anschauung vorherrscht, theils ein concretes, und dabei ein rhapsodisches, ungründliches und schwankendes, wie es sich in der Weitschweifigkeit und Unbestimmtheit der Gespräche beurkundet. Der gemeine Ver-

stand ist hier Denkkraft. — Das Gefühl fordert bei dieser Classe starke Rührungen, ausser denen wir Unempfindlichkeit, besonders bei Unterdrükten, obgleich keineswegs gänzlichen Mangel von Sympathie bemerken. Daraus stammt dann Blödigkeit, Scheu, Furcht und Mifstrauen. Ihr Begehren wird meistens durch Instinct und die niedrigsten Bedürfnisse bestimmt, und sie wünscht mehr Erhaltung als Vermehrung des Gewonnenen. Eigenthümlich ist daher die Neigung zu berauschenden Getränken. Eben so findet sich Neugier, mit Neigung zu Spott, neben Hang am Alten, aus Trägheit oder aus Mifstrauen oder aus Gleichgültigkeit gegen Verbesserung; Steifsinn und Grobheit, Härte gegen Untergebene, Hartnäckigkeit und Eigensinn, gegen welchen die deutlichsten Vorstellungen nichts fruchten.

Nichts ist für diesen Stand gefährlicher als Ueberfeinerung und Verweichlichung durch städtischen Reichthum, Sitten, Moden u. s. w., gefährlicher als alle Aufklärung in Meinungen. Es entsteht daraus ein innres Mifsverhältnifs durch Verstärkung der Macht der Sinnlichkeit zur Uebermacht und der stark und männlich erhaltenden Vernunft zur Ohnmacht, so wie ein äusseres Mifsverhältnifs zwischen den arbeitenden und den geniessenden Ständen. Menschenkraft mag bei den Handarbeiten durch Maschinen und Thiere geschont und Zeit gewonnen werden, aber dabei der Geist, nicht aber das Geniessen, erweiterten Spielraum erhalten. Durch Nachäfferei des Vornehmen wird im Bauernstande der Nationalsinn geschwächt, der Hang zur Ungebundenheit und ähnliche Vergiftungen wandern aus den Städten aufs Land.

b) Handwerker. — Hier beginnen die Bürgerstände, welche Mittelstände sind und durch die Innungen und Zünfte einen Charakter erhielten, wodurch sie eigne, abgesonderte Gesellschaften wurden.

Mit dem Landmanne in Vergleichung gestellt, sind viele Handwerker minder an Körper gesund und stark, minder an Geist gewizzigt, klug und abgefeimt als jener, weil sie mit noch einförmigeren und beschränkteren Gegenständen zu thun haben. Die Nähe der höheren Stände aber gibt dem Handwerker mehr Politur, und er übertrifft den ungebildeten Bauer, der grob in seinem Aeussern erscheint. Der Anstand, welchen der Handwerker besizt, nimmt Gezwungenheit an, und verliert das Natürliche, was wir noch bei dem Bauer finden. Doch erhält jener wieder Vorzüge durch seine Erziehung. Die frühere Erziehung in den Lehrjahren ist strenger, sein Umgang auch nachher eingeschränkter. Auf die Zunft hat die Ehre einen grössern Einflufs und die Aussicht auf die Zukunft macht ernster und thätiger. Zwar erbt noch einigermassen hier das Geschäft auf den Sohn, doch nicht mehr so uneingeschränkt als bei dem Baner. Auch ist der Städter unterrichteter, überlegener in Kenntnifs allgemeiner Wahrheiten und im Räsonniren, indefs der Bauer nur in Geschäften gewandter bleibt. Freier ist aber auch der Bürger, da derjenige weniger sichtbar, perennirend, mithin auch minder furchtbar wird, welcher über ihn herrscht.

Abgesehen von dieser Parallele, so sind die Zunftverbindungen ursprünglich vortheilhaft,

also auch Seelenbildend. Sie forderten einige Geselligkeit, näherten wenigstens manche Menschen einander, und verlangten also auch Mittheilung ihrer Kenntnisse. Späterhin wurde der Innungsgeist verderblich durch die Hartnäckigkeit im Beharren auf veralteten Formen, durch Erstickung des Erfindungsgeistes, durch leidenschaftliche Aufwallungen in den Zunftversammlungen.

Die Beschaffenheit des Geschäfts bringt die Handwerker weniger zu blosser Erfahrung, als zu Kunstfleiſs und Handgriffen. So sind sie auch weniger abhängig vom Zufalle, den die Elemente dem Landmanne zuführen. Ihr sizzendes Arbeiten lieferte von jeher mehr Schwärmer und Separatisten, wie auch Pedanten, so wie man namentlich unter den Schuhmachern theosopisch apokalyptische Köpfe findet. Die Schiefheit des Körpers vereint sich bei ihnen oft in Verschobenheit des Geistes, der Sitten und Urtheile. Nach den verschiedenen Betriebsarten bilden sich Verschiedenheiten, wie die Handwerksclassen, welche durch den Handel und durch Kaufleute beschäftigt werden, abhängiger und einfacher sind, diejenigen aber, welche mit dem Aufgehellten der Nation in Verbindung stehen, sich mehr von dem Herkömmlichen ablösen, zu Vervollkommnung geneigter, aber auch um des Vortheils willen hinterlistiger werden.

c) Kaufleute.

Bedürfniſs lieſs den ursprünglichen Handel erstehen, nicht die Habsucht, welche später hinzukam. Der ältere Handel hatte immer das Abhelfen fremder Bedürfnisse zum Grunde, der neuere die Be-

friedigung des Luxus. Theils läfst der Trieb des Erwerbs, theils der Trieb der Erhaltung das Streben nach Gütern entstehen; eigne Charakterzüge sind dessen Folge.

Der Handel im Grossen erwekte und beförderte stets den Fleifs und die Ordnung, übte den Scharfsinn und gab zu vielen Hülfsmitteln Anlafs, welche die Geschäfte unterstüzzen. Practischer Sinn, Erfindungsgabe, Sparsamkeit gehören zu der guten Seite seines Einflusses; Gewinnsucht, Eigennuz, Hang zum Alten, welches Vortheile gewährt, Schmeichelei, Geldstolz zur schlechten Seite. Der Verkehr läfst in dem Kaufmanne die Ausbildung gedeihen, und zwar je mehr er mit dem höheren Stande in Verbindung tritt, daher man unter den Waarenhändlern eine weniger ausgedehnte Bildung beobachtete. Wiefern der beständige Umgang mit dem Gedanken des Geldes den Kaufmann auch der Achtung gegen die Menschheit in gleichem Grade wie gegen jeden Capitalisten, wiefern er dem Geschmacke neben dem Luxus, wiefern er also der wahren Humanität näher bringe, dies hängt von anderweitiger Bildung des Charakters ab. Der Kaufmann hat nicht wenige Vortheile voraus, selbst vor dem Gelehrten, indem er früher und allgemeiner zur Verwaltung öffentlicher Aemter, vorzüglich in See- und Reichs-Städten, gelangt; dennoch ertheilen die erzeugenden Beschäftigungen (durch Hand, Kopf und Gefühl) höhern Werth als die blos vermittelnden und austauschenden des Kaufmanns.

2. Gelehrter Stand.

Dieser Stand bildet an sich und allgemein gefafst keinen Abgesonderten, vielmehr ist er unter verschiedene besondere höhere Stände vertheilt, in denen Gelehrsamkeit bald Mittel, bald Zwek, bald mehr Nebensache, bald Hauptsache ausmacht. In der Natur der Gelehrsamkeit überhaupt liegt auch weniger Bestimmendes für den Charakter, als in der Art der Behandlung und in dem Kreise der Anwendung. Dächte man sich freilich die Gelehrsamkeit idealisch, nicht blos als Fertigkeit in Beherrschung eines gegebenen historischen Stoffes, sofern er in mehrern und in alten Sprachen enthalten ist und auf Belesenheit beruht, sondern zugleich als Gewandheit des philosophischen Scharfsinns und kritischen Wizzes, des Geschmaks, des Erfindungsgeistes und Genie's, alsdann gäbe sie dem intellectuellen Charakter allerdings eine Höhe, über die er nicht hinausschreiten könnte. Dennoch bliebe aber auch dann noch eine Einseitigkeit möglich, welche eine blos intellectuelle Bildung gibt; immer bliebe dann noch die Ausbildung des practischen Charakters, d. i. nicht blos des technischen, sondern des menschlichen, der verstärkten Aufmerksamkeit einzelner Individuen überlassen, einer Aufmerksamkeit, die wenigstens nicht unmittelbar in der Richtung auf das Wissen allein als solchen liegt.

Leicht liesse sich nun der Gelehrte in einzelnen Ständen besonders darstellen, wenn die Verschiedenheiten hier durchgreifend genug wären. Die Lehrenden unter den Gelehrten entwickeln schon

durch das Lehrgeschäft ihren Verstand und insbesondere deutlichere Begriffe; doch bei geringer Aufmerksamkeit auf sich werden diese deutlich gedachten Begriffe leicht als für an sich wahre und für stets ausgemachte gehalten, wodurch Hartnäckigkeit im Behaupten und ein Stillstehen in Retractation, in Beweisen und Principien, vorzüglich wo sie eine bestimmte Schule bilden, vermittelt wird. Sie befördern ferner am meisten die Ergründung im Wissen, mithin die Gründlichkeit, welche in einzelne Zweige des Wissens Licht, Ordnung und Festigkeit bringt; doch leicht wird über das Verweilen bei Details der Zusammenhang des Ganzen übersehen und einen isolirtem Wissen mit Pedanterei mehr Wichtigkeit beigelegt, als es besizt. Das Ideal für eitle Schulpedanten geben schon die griechischen Sophisten ab. Betrachtet man die Lehrenden in einer Commun, so bestimmt die Form und der Geist der scholastischen und akademischen Verfassungen, wiefern sich darin ein freierer Gemeingeist und höherer Wetteifer, oder ein engbrüstiger und egoistischer Geist der Eifersucht, der Eitelkeit, der Herrschsucht verbreitet. Anders verhalten sich die Altgelehrten, anders die neumethodischen, anders die affectirten Genie's, die selbst über Pedanterei pedantisch wizzeln; anders die Tonangebenden und renomirenden Genie's, anders der Stubengelehrte, der mit einem eingeschränkteren Kreise umgeht, anders der Gelehrte, welcher an das Geschäftsleben gebunden wird.

Der Religionslehrer wird ehrwürdig, weil er unter den Gelehrten derjenige ist, welcher sein Le-

ben nicht der Bücherwelt aufopfert, sondern in der Natur und der lebendigen handelnden Welt wirken und um sich her veredeln kann. Die fast einzigen Gelehrten, welche ihr Geschäft unter Menschen und im Umgange mit den verschiedensten Classen finden, bleiben die Aerzte, die überdies durch das Alter weniger unbrauchbar, sondern wegen Erfahrung schäzbar werden. Ihr Geschäft fordert auf, für Schwache zu wirken, in Gefahren Endschlüsse zu fassen, und dies kann einen männlichen entschlossenen Charakter erzeugen. Die vorschwebenden Schrecken des Todes, die Bilder des Schmerzes und Elendes, der ihnen oft dargestellte Kummer der Armuth kann sie immer mehr vermenschlichen, doch auch auf die Schwäche der Menschennatur aufmerksam machen. Es opfert der Arzt bei seinem Gefühle der gänzlichen Hingebung an Andere, und in seinen Kämpfen mit Eigensinn, Aberglauben und Vorurtheilen leicht Vieles und allen Selbstgenuſs auf. Vertrauen zu sich erhält er durch den sichtbaren Erfolg seiner Arbeit, und tauscht dies für gegenseitiges Vertrauen ein. Darum und durch den vielseitigen Umgang mit Anderen erwirbt er sich die Erfordernisse für die Gesellschaft und Menschenkenntniſs. Nur dann, wenn neue oder alte Methoden ihn beengen und sein Selbstvertrauen ausartet, wird er pedantisch. Leicht wird er auch, wie er in alter Zeit ein körperlicher Sclave war, ein Sclave herrschender Gewohnheiten und Laune.

3. Adel.

Der Adel blieb in jenen Zeiten, wo er Leibeigne in Krieg führte, der einzige Stand, welchen

höhere Bildung über die Uebrigen sezte und als solcher behandelt ward. Uns ist in ihm nur noch eine durch den Rang ausgeschiedene Classe, jedoch kein an sich abgesonderter Stand hinterblieben. Jezt umgibt er meistens die Throne und lebt an Höfen; dadurch wird er ein Abdruk derselben und bildet sich nach der Eigenheit des Hofes und der Regierung. Durch seine Absonderung von den niedern Ständen ist er zur Annahme gewisser Charakterzüge gedrungen, und so bildet sich in ihm eine bestimmte Abgemessenheit des Betragens und Tons, die Etiquette in Rangverhältnissen. Die grössere Gleichheit, welche diesem Stande eigen ist, wird zur Möglichkeit eines zwanglosen Zutrauens und einer Vertraulichkeit, die selbst an Innigkeit wächst, je mehr sich der Adel von allen Anderen isolirt. Dieses gleiche Verhältnifs vermittelt dann auch die Achtung, welche einzelne Glieder für einander hegen.

Dafs der Adel weifs, er sey der höchste Stand im Staate, dies macht ihn dreust und bringt ihn zur eignen Auszeichnung. Das Bewufstseyn hoher Geburt nährt das Selbstgefühl, das sich im Aeussern durch Anstand zeigt, das aber mehr rege ist als das Bewufstseyn von Talent und Tugend. Der gesellschaftliche Umgang knüpft hier beide Geschlechter mehr an einander, und beide bestimmen sich wechselseitig; adliche Frauen haben daher grössern Einflufs als bürgerliche auf Männer, doch nehmen sie auch Vieles von diesen an.

Der Mangel an Nahrungssorgen und die Unterstüzzung durch Reichthum bringt die Ausbildung

der

der gesellschaftlichen Talente bei dem Adel weiter, darum herrscht die gröfste Feinheit der Sitten unter ihm und in Residenzstädten. Die Umstände berüksichtigt man dort am meisten und sich selbst in diesen; darum gedeiht auch dort eine gewisse Menschenkenntnifs, die zum Theil in Selbstbeherrschung übergeht. Wie dabei aber das Talent immer in einem ungetrübten Zustande zu erscheinen genährt wird, so wird auch die Kunst zu scheinen geübt.

So ergibt sich aus den Andeutungen über den Charakter der Stände, dafs die Theilung der Geschäfte, welche zum Theil nothwendig und dadurch auch wohlthätig war, in ihren Wirkungen von der Eintheilung der Menschen in Stände oder Kasten unterschieden werden mufs. Hier finden wir die Vortheile und Nachtheile des Zunftgeistes; dort die Vortheile und Nachtheile beschränkter, einförmiger Richtungen. Allerdings hat aber die Unterscheidung der Stände manche Kräfte, namentlich die Denkkraft, die Sympathie und den Gemeingeist aufgehalten.

Nicht unter allen Nationen gleichen sich die Stände auf gleiche Weise. So kommt sich der Adel unter allen Nationen noch am meisten gleich, weniger der Kaufmann und noch weniger der Gelehrte. Nicht alle Lebensarten trennen die Menschen gleich weit und sezzen sie gleich tief. Die menschliche Natur besizt vielmehr die glükliche Leichtigkeit sich in

alle Verhältnisse zu schmiegen; daher könnten viele einzelne Mitglieder der Stände, auch selbst durch ihre Verhältnisse, noch mehr wirken, wenn sie einem Ideale ihres Standes in Verbindung mit der reinen Menschheit in ihnen, sich zu nähern strebten.

Der Specialpsychologie

Zweiter Abschnitt.

Es ist Thatsache, dafs man die Zustände des Menschen, wie die Lagen der Dinge früher beobachtete und später untersuchte als ihr Wesen und Seyn. Für diese scheinbar räthselhafte Thatsache kann aber auch die Erklärung aufgefunden werden. Der Beobachter fafste nemlich zuerst die Erscheinungen in ihrem Leben und Wirken, ehe er das Bleibende von dem Zufälligen unterschied. Dadurch entstand jedoch namentlich für die innere Physik des Menschen die Folge, dafs die lange in der Psychologie herrschende Metaphysik sich mit der Seelennatur und den Seelenkräften beschäftigte, ohne zugleich die Seelenzustände zu erklären. Zustände sind in einer ewigen Reihe begriffen, und es ward den Psychologen bisher schwer, sie mehr als nur beiläufig zu behandeln.

Bei allem Wechsel und Werden um und in uns gibt es nur Eine Natur, Eine erste allgemeine Anlage, Eine höchste allgemeine Bestimmung; dagegen viele und mannichfaltige Verhältnisse ihrer Wirkungen. Diese Erscheinungen lassen sich unter drei Hauptverhältnissen betrachten.

1. Lage. — Sie ist die physisch bestimmte Beziehung einer Erscheinung zu der Anderen, und zwar ein willkührlich oder ein unwillkührlich angenommenes Verhältnifs. Dieses bleibt aber immer nur ein äusseres, hingelegtes und kommt nur einer Sache als solcher, oder einer Person als Sache zu.

2. Stand — (von Stehen) eine festere, bestehendere, sich gleichsam aufrecht erhaltende Art des Seyns, durch dauerhafte und wesentliche Bedingungen bestimmt. Diese kann sowohl eine Sache, als eine Person betreffen, daher auch von einem Naturstande, von einem geselligen, von einem rechtlichen und sittlichen Stande des Menschen die Rede seyn kann. Es wird aber der Stand nicht mehr blos äusserlich, sondern auch innerlich bestimmt, da er von dem Wesen des Gegenstandes unmittelbarer abhängt.

5. Zustand. — Die Veränderung in der Bezeichnung des aus dem Stande sich entwickelnden Zustandes, deutet auf das Daseyn und das Beisammenseyn mehrerer ausserwesentlichen und zufälligen Beschaffenheiten, welche mit dem bestehenderen Stande in Verbindung gekommen sind, hin. Es betrifft aber der Zustand mehr die Person als die Sache, mehr das Lebendige als das Todte, und ist so auch mehr innerlich als äusserlich unmittelbar bestimmt.

Ausser dem Menschen läfst sich etwas mit dem Zustande des Menschen Vergleichbares auffinden, was aber doch nur ein Bild desselben abgibt. Dies

würde die Stimmung der Saite seyn können, obgleich auch diese für die Saite etwas von einem Lebendigen Empfangenes ausmacht. — Im weitesten Sinne ist der Zustand minder eine Art, als eine momentane Erscheinung des Seyns, mithin mehr ein Product des Werdens; daher in ihm auch nur ein Theil eines endlichen Wesens befindlich ist. Für die Gottheit existirt kein Zustand, sondern höchstens der (idealische) Zustand, d. i. ein beharrliches Seyn.

Zustand des Menschen an (objectiv) und in ihm (subjectiv) heifst also ein modificables und wechselndes Verhältnifs, welches die Bedingungen enthält, unter denen er als Mensch wird und lebt. Der allgemeinste anthropologische Zustand dieser Art ist der Zustand des Lebens und seiner beiden Hauptmodificationen, der Gesundheit und Krankheit, der Thätigkeit und Unthätigkeit. Schon dieser anthropologische Zustand, welcher den ganzen Menschen umfafst, wird seinen wesentlichen Merkmalen nach schon zu einem inneren, nicht vorzüglich äusseren.

Gemüthszustand — also im Subject, — heifst das an sich wechselnde und mannichfach bestimmbare, doch momentan bestehende, ja zuweilen herrschende (mithin auch subjectiv [dunkler oder deutlicher] wahrnehmbare) Verhältnifs und die unterscheidbare Wechselwirkung alles Veränderlichen zu dem Unveränderlichen in dem Menschen, — theils zu der Anlage, theils zu der Bestimmung. So ist's das Verhältnifs des Bestimmbaren zu dem nothwendig Bestimmten, des Einzelnen zu dem Ganzen, des

Nicht-Ichs zu dem über alles Spiel der verschiedenen Lagen erhobenen Ichs.

Jeder Zustand ist ein Total-Zustand; jeder geht auf die ganze Seele. Zu dem Gemüthszustand aber verhält sich das Gefühl, wie das Ursprüngliche zu dem Abgeleiteten, wie eine einfache Erscheinung zu einer zusammengesezten, — oder zu ihm als Gefühlsvermögen, wie ein todtes Vermögen zu dem Producte seiner lebendigen Wirkung. Zustand kann ohne Gefühl vorhanden seyn und gedacht werden; doch dies nicht in umgekehrtem Verhältnisse. Am nächsten verwandt bleibt der Zustand dem Gefühle als Passivität.

Es läfst sich eine Geschichte der Seelenzustände, doch nur der wesentlichen und nothwendigen, entwerfen, nach welcher die Zustände, die sich im Greise finden, noch nicht im Kinde existiren können. Auch gibt es gewifs einen, wenigstens mittelbaren, Zusammenhang der Zustände, und ein Zustand veranlafst wenigstens den Andern, da ja Zustände sogar inniger und unmerklicher in einander fliessen als Temperamente und Charakter. Nur darf man einen Zustand nicht als einen freien Schöpfer, sondern nur als eine bestimmende Ursache eines Andern denken. So gibt es noch Grade, theils des Gefühls und Bewufstseyns des Zustandes, theils des so mannichfaltig modificabeln Zustandes selbst, und daher räumt man dem Menschen ein Steigen in dieser Hinsicht, in der Exaltation oder auch in der Versezzung zu einem fremden Zustande ein. Vom Schlafe des Em-

bryo und dem unterbrochenen Schlummer des Säuglings schreitet der Mensch zu dem Träumen und zu dem Wachen, von dem Umbestimmten zu dem Bestimmten, von dem Zustande der Bewufstlosigkeit zu dem der Besonnenheit, von dem Blinden zu dem Klaren. Vorausgesezt mufs dabei als erste Frage werden: ob es einen ursprünglichen Zustand geben kann, und ob es einen Zeitpunct gab, in welchem der Mensch ohne Zustand war? — So lange der Mensch lebt, befindet er sich immer in einem Zustande und mithin auch als unentwickelter, als Kind. Dieses besizt den allgemeinen Lebenszustand, auf den die Zustände der Hülflosigkeit, der Abhängigkeit, des Leidens u. s. w. folgen. Sobald der Affect wirkt, tritt der Mensch in einen Zustand.

Es kann aber nur Ein Zustand zu gleicher Zeit, wenigstens nur Einer mit Bewufstseyn verbunden vorhanden seyn, wie nur Ein (einfaches) Gefühl in jedem Moment. Einen, in sich einfachen Gemüthszustand, dem zusammengesezten entgegengestellt, macht das aus, was einmal im Bewufstseyn gegenwärtig bleibt, oder Eine Complication mehrerer Reihen von entgegengesezten Vor-stellungen.

Am ersten kündigt sich der Zustand an in der Empfindung (z. B. der Berührung), dann in dem besonnenen Gefühle (z. B. Gefühl und Zustand des Vergnügens) als Empfänglichkeit für Zustände und ihre Wirksamkeit, nie als Bestimmungsgrund der Zustände. Der Grund des Zustandes selbst aber liegt in der Bestimmbarkeit, der Modificabilität und

Perfectibilität des Menschen. Nehmen wir auf die Quelle des Zustandes Rüksicht, so ist dieser das Resultat a) der menschlichen Vermögen und Kräfte, und zwar insbesondere des, wenn auch nicht gleichzeitigen, doch unmittelbar vorhergegangenen Verhältnisses der Kräfte (sey es disharmonisch oder harmonisch). Doch er ist auch zugleich das Resultat b) des Strebens und des Grades des Strebens nach dem Unveränderlichen und Bleibenden, und so c) des Grades und der Art der Thätigkeit und Belebung dieser Kraft, und zwar mehrere oder mindere; d) endlich aber das gemeinschaftliche oder einzelne Product der äusseren Einwirkung, wie der inneren Thätigkeit. Der Mensch wird in eine Stimmung versezt und kann sich frei hineinversezzen; daher ist der Zustand mit verschiedenen Formen der Thätigkeit verbunden. Davon aber hängt die Beschaffenheit des Zustandes als unwillkührliche oder willkührliche ab. Entweder ist er in jener, von aussen, bestimmten Hinsicht etwas Gebundenes und Bindendes, oder in dieser Hinsicht etwas Entbundenes und Entbindendes; bald erscheinen die Zustände als Hemmungspuncte, bald als Entwiklungspuncte. Dennoch gibt es auch in keinem Zustande eine reine Passivität.

So liegt uns die Classification der Zustände von selbst entwickelt vor, und sie kann nach verschiedenen Eintheilungsgründen unternommen werden. — Mit Rüksicht auf die Kraft oder das Vermögen, von dem der Zustand unmittelbar veranlaſst wird, und die damit zusammenhängende dauernde Stimmung oder Verstimmung läſst sich Folgendes entwerfen,

bei dem die Zusammenstimmung der Wirksamkeit der Kräfte als das Ideal des Zustandes angenommen wird.

a) In Rüksicht auf das Gefühl zeigen sich die Zustände des Wohlbefindens und Uebelbefindens.

b) In Hinsicht auf das Streben — Zustände des Bedürfnsses, der Dürftigkeit und der Freiheit als Unabhängigkeit, — gebundene und freie.

c) In Hinsicht auf den Bestimmungsgrund — nothwendige und zufällige Zustände.

d) In Hinsicht auf die Entstehung — ursprüngliche und abgeleitete Zustände.

e) In Hinsicht auf Schranken — natürliche und unnatürliche, harmonische und disharmonische Zustände.

f) In Hinsicht auf Umfang und Dauer, — wenn auch nicht bleibende, doch wenigstens gradweise herrschende und vorherrschende, — allgemeine und besondere Zustände.

Die umfassendste und einfachste Eintheilung ist auch hier eine reine Entgegensezzung des ursprünglichen Zustandes erst eines lebendigen Wesens, dann eines lebendigen menschlichen insbesondere, und dann finden wir:

Entweder Zustand des gehemmten Lebens, der Gebundenheit desselben.	Oder Zustand des gewekten Lebens, der Freiheit desselben.
Zustand der Vegetation oder des Sinkens der Sensationen.	Zustand der Animalität oder des Steigens der Sensationen.
Einschläfrung des Bewufstseyns.	Erweckung des Bewufstseyns.
Abgeleitete:	Abgeleitete:
des Schlafes	des Wachens
der Sättigung	der Selbstbefriedigung
der Abspannung	der Begeisterung
Menschliche:	Menschliche:
der Vertiefung	der Zerstreuung
des fixen Wahnsinns	des irren Träumens.

Was den einen dieser Zustände schwächt, ruft den Andern hervor. Bedingt sind das Eintreten und die Dauer dieser wechselnden Momente durch die Determination der gesammten organischen Duplicität. Nur durch diesen Wechsel des Pflanzen- und Sinnen-Lebens dauert das Thier.

Das Princip ihrer Beurtheilung liegt in der *höchsten Bestimmung* des Menschen. Er ist bestimmt für das Unendliche, also auch für tiefere Beseelung. Tiefer führt der Schmerz; die Freude betäubt und macht wahnsinniger als der Schmerz; dies ist das Loos des Endlichen.

Für die *Darstellung* dient uns hier die Zusamstellung der natürlichen und widernatürlichen Zustände oder der Zustände der *Gesundheit* und *Krankheit*.

Zustände der Gesundheit.

Die Zustände der Gesundheit machen insgesammt Grundmodificationen des ursprünglichen Zustandes des Lebens aus. Leben aber ist Inbegriff der sämmtlichen Thätigkeit des Organismus, welche sich in Bestimmungsfähigkeit oder Receptivität und Wirkungsfähigkeit oder Reaction theilt. Zwei Grundmodificationen des Lebens bilden Gesundheit und Krankheit.

Der Zustand der Gesundheit läſst sich in einem zweifachen Sinne fassen, als absolute und relative.

Absolute Gesundheit ist der Zustand, in welchem der menschliche Organismus überhaupt die Thätigkeiten, zu denen er bestimmt ist, vollführt, und in welchem mithin seine beiderseitigen Vermögen ihre Naturbestimmung erreichen, d. i. zwekmässig. Zwekmässig aber äussert sich die Thätigkeit sowohl quantitativ mit Stärke und Schnelligkeit der Actionen, als leicht, kräftig ausdauernd; als auch qualitativ, in harmonischem Gleichgewichte der körperlichen und geistigen Thätigkeit (mens sana in corpore sano).

Relative Gesundheit hingegen drükt den Zustand aus, in so fern er realisirt erscheint im individuellen Organismus und modificirt durch Geschlecht, Alter, Constitution.

Nun kann jener absolute Zustand angesehen werden entweder als der ursprüngliche Zustand,

und dann kann Gesundheit der natürliche Zustand, wie Krankheit der unnatürliche heissen. Oder er kann als teleologischer Zustand genommen werden, mithin als Normalzustand, dem die Krankheit als abnormer Zustand entgegensteht. In beiden Annahmen bleibt die absolute Gesundheit eine Idee, und die vollkommenste Gesundheit auch nur des Körpers allein ist eben sowohl ein idealischer Zustand, ohne wirkliche Existenz, als eine vollkommene Seelengesundheit in irgend einem gegebenen Menschen. Dennoch bedarf es einer solchen Idee als regulativen Grundsazzes, wie als diätetisches Strebeziel des Menschen für sein körperliches und geistiges Wohlseyn. Wir können hier nur die Gesundheit als relative behandeln, in der selbst noch etwas Idealisches liegt.

Der Urzustand des Lebens fliefst sanft und unmerklich in alle abgeleitete, obgleich natürliche und nothwendige, über. Die ersten sich dabei entwikkelnden Zustände sind unwillkührlich, blind und unbestimmt, die folgenden willkührlich hell und bestimmt. Aus dem unbestimmten Urleben entfalten sich zwei Zustände nach und mit und durch einander, welche sich in der Folge noch mischen, doch auch sich weit trennen nach verschiedenen Graden, Wachen und Schlafen.

Zustand des Wachens.

Das Wachen kündigt sich durch vorherrschende Beweglichkeit und Aufgeschlossenheit der äussern Sinne und damit ein Leben in der Zeit und im

Raume an. Diese Ankündigung geschieht aber durch willkührliche Thätigkeit aller Vermögen, namentlich des Beobachtungsgeistes und durch steigende Grade des immer innigern Selbstbewufstseyns. Das Wachen ist (mehr als ein helleres Träumen) selbstthätiges und besonnenes Wirken, der am wenigsten leidende Zustand. Ein wachendes Gemüth heifst ein gesammeltes, dem zerstreuten und vertieften entgegengesezt; ein wachsames Gemüth hingegen heifst ein solches, welches die Aufmerksamkeit und das Bewufstseyn vorsäzlich ausübt, auch schon mehr oder minder zur Fertigkeit gebracht hat. So nun erscheint das Wachen als der Zustand gesammelter unzerstreuter und ungeschwächter Kraft; — des erregtesten allseitigen Bewufstwerdens, eines freien und nüchternen Denkens, eines kräftigen Willens und eines reinen harmonischen Gefühls. Es fordert das Wachen eine feste Richtung auf die Gegenwart, eine freie Aufmerksamkeit auf ihre Veränderungen und einen Willen, von jenen nur berührt, nicht aber überwältigt zu werden.

Durch Erwachen wird das Aufhören des Zustandes des Schlafs in der Unthätigkeit angedeutet, durch Aufwachen der Anfang des Wachens, mithin der beginnende Zustand der Thätigkeit. Sofern das Aufwachen veranlafst wird, so ist dies entweder ein Vermindern des Schlafs und ein Trennen von demselben, Erwecken; oder es ist eine Mehrung des Wachens, Aufwecken. Ein höherer Grad des Erwachens kündigt sich dann durch lebhafte Thätigkeit und muntere Bewegungen an. Munterkeit verräth den Wachenden, obgleich diese nur

einen geringen Grad der geistigen Thätigkeit, Aufgewektheit einen höhern bezeichnet. Sowohl der Muntre als der Aufgewekte besizt klare Vorstellungen und diese drücken sich durch leichte kräftige Bewegungen aus. Dies alles aber führt darauf, den Zustand des Wachens, wenn er natürlich genommen wird, mehr als einen Zustand der Heiterkeit als des Trübsinns zu denken, so wie das Erwachen mehr als einen Zustand der Behaglichkeit als Mifsbehaglichkeit. Daher nehmen wir den Lustigen immer auch für munter und aufgewekt. Sofern Lust eine belebende Empfindung ist, macht sie wirklich auch den Trägen munter; wie auf der anderen Seite der Muntere und Aufgewekte bei dargebotener Gelegenheit leicht zum Lustigen wird. — Unbefangen ist der wachende Mensch, thätig in sich und ausser sich bei offenen Sinnen. Von dessen Zustande neigen sich nun Abstufungen bis zu dem tiefsten — Zustande des Schlafes.

Zustand des Schlafes.

Wie man in der Physiologie des Schlafes noch gnügende Aufhellung vermifst, so fehlt es diesem Zustande auch noch an der psychologischen Erklärung. — Durch Ruhe wird das Gleichgewicht der organischen Thätigkeit erhalten; jene aber ist keineswegs Aufhebung der Thätigkeit. Der Begriff des Ausruhens und Kräftesammeln bleibt ideell; die Vegetation dauert während des Schlafes fort und ersezt. So ist dann der Schlaf ein Zustand, in dem der Organismus mehr einnimmt als hingibt, das umgekehrte Verhältnifs vom Wachen.

Mit der Abwesenheit des Lichts geht in dem Leben der Pflanze eine Veränderung vor, während welcher die Vegetation fortwirkt. Der bestimmende Einflufs des Lichts läfst die Pflanze sich schliessen und öffnen. In dem thierischen Leben bewirkt das Schwinden des Lichts gleichfalls eine Veränderung, da durch das Sehen die Nerven- und Muskelthätigkeit erschöpft und geschwächt wird. Diese Schwächung des Nerven- und Muskelsystems macht den Menschenschlaf aus. Die Nacht ist durch den aufgehobenen Einflufs des Lichts für den Schlaf bestimmt und was gegen diese Natureinrichtung zu sprechen scheint, ist durch Willkühr veranlafst. Mit dem Hinschwinden der Sinnesthätigkeit hören die Wahrnehmungen auf und die Thätigkeit des Bewufstseyns der Verhältnisse und der Willenskräfte.

Der grössere Theil der Kindheit nimmt Schlaf ein und vergeht fast im vegetirenden Zustande. Je mehr sich die Sphäre des Willens erweitert und die Schwäche der blossen Empfänglichkeit abnimmt, desto seltner, kürzer und unterbrochener wird der Schlaf. Es wird aber der Schlaf erregt durch alles, was die Thätigkeit des vegetativen Systems herabstimmt auf die Restitution des organischen Stoffes. Dann erscheint der Schlaf als Zustand der Unmöglichkeit für die Thätigkeit der Sinnesorgane und Muskelbewegung *). Er wird ferner erregt durch Alles, was die Thätigkeit des Nervensystems einseitig, stark niederdrückend oder stark erhöhend, be-

*) Nach Wagner v. d. Natur der Dinge. S. 434 f.

rührt. Endlich wird Schlaf vermittelt durch zu schwache Erregung bei dem Einfachen und Einförmigen; daher alles einschläfert, was Langeweile für den Geist erregt. Wie jede gleichförmige Berührung Schlaf bewirkt, so auch die fortdauernde Manipulation des sogenannten thierischen Magnetismus. Die Berührung der Nerven geht dabei in Bewegung des Körpers über und die exaltirte Empfindung wird leiser und empfänglicher.

Schlaf und Tod heissen Brüder, und sie sind es wirklich. Wenn der Tod ein Aufhören aller Thätigkeit wäre, so wäre dies freilich der Schlaf nicht. Doch Tausenden scheint dies selbst der Schlaf zu seyn, und warum dann nicht auch der Tod? Für den Physiker ist nie ein Stillstand des Wirkens in der Natur, auch in der Wintererde nicht vorhanden. Warum sollte dem Psychologen jene Erscheinung ein blosses Bild seyn? Gewissermassen sterben wir täglich, nicht blos als dem Wechsel alles Sinnlichen unterworfene Sinnenwesen, sondern selbst als Schlummernde. Wenigstens erscheint der Tod als lezter tiefer Schlaf, in dem das irdische Organ in Erde zerstiebt, ohne daſs die organische Kraft sich verlieren kann aus dem All. Hiesse Tod nichts als eine andere, unbemerktere Art der Wirksamkeit, so geht auch aus der erstarrenden Erde Vegetation hervor und aus dem unsichtbaren Thier- und Menschenkeime entbindet sich ein Thier- und Menschenleben. Das Junge im Ei schläft durchaus; lange noch neugeborene Kinder; kürzer und immer kürzer der immer mehr aufgewekte und erwachende Mensch.

Im Schlafe fällt der Mensch momentan zurük in das Pflanzenleben. Da ist das Reich der Sinne zugleich mit dem Bewufstseyn geschlossen. Unter den Sinnen aber schläft am frühesten ein und erwacht am schwersten das Gesicht, dieser thätigste und nüzlichste Sinn; dann der Geschmak, nach ihm der Geruch und nach diesem das Gehör. Zulezt schwindet der Sinn der Betastung. So ist mithin unter den höhern Sinnen das Gehör das leiseste. Das Erwachen tritt zuerst bei der Betastung wieder ein, deren Schlummer noch leichter gestört wird als beim Gehör; dagegen schläft das Gesicht am längsten und selbst auf ofne Augen wirkt das Licht noch wenig.

Wie die Vegetation im Schlafe fortwirkt und hoch gespannt ist, die Animalität aber aufhört, so tritt diese wieder herrschend über jene beim Erwachen ein. Die Seele schläft nicht, wie nicht das Organ; nur die Thätigkeit des Nervensystems ist aufgehoben und mit deren Rükkehr kehrt auch das Wachen wieder.

Zustand des Träumens.

Mit dem ersten Erwachen einiger Besonnenheit fand man in der ersten Ansicht des Lebens dieses als einen Traum und zwar als ein wirkliches Träumen. Alle Völker, selbst die roheren, glaubten an Träume, und das Halten an ihnen erzeugte die Magie und Traumdeutung. Selbst Philosophen unter den Griechen rissen sich noch nicht von den Meinungen, die herrschend das Volk regierten, los. Wie der Glaube an Träume nie ausstarb, so wurden sie auch stets

Gegenstände der Untersuchung. So viel und mannichfach aber die Beiträge für diese gewesen sind, so bleibt für eine erschöpfende Behandlung und Erklärung des Traums noch Manches zu wünschen übrig. Dahin gehören namentlich vollständige und detaillirte Beobachtungen, welche nicht nur die Vorstellungen, sondern auch deren Gang, nicht blos Träume der Erwachsenen, sondern auch der Kinder darstellen; welche eingedrungen sind in den Charakter der Vorstellungen, in den Grad ihrer Deutlichkeit und Dunkelheit und in den Grad des Bewufstseyns und der Willkühr; welche Vergleichung der Umstände, der Zeit und Dauer des Träumens enthalten und welche endlich auf Alter, Geschlecht, Bildung und Charakter des Träumenden zurük gegangen sind. Nicht Beobachtung der Erscheinung, die oft Schein ist, genügt hier, sondern man mufs das berüksichtigen, was die Erscheinung voraussezt. Es ist ein Traumbuch besserer Art keineswegs zu verwerfen, d. h. eine Sammlung von Darstellungen, psychologisch behandelt, geordnet und für den Zwek der Zerstreuung des Aberglaubens, welcher den Ahndungen parallel läuft, hinwirkend. Nicht weniger würde ein Nachtbuch, wie Tagebücher, nüzzen, welches der (von Lichtenberg aufgestellten) Idee einer Geschichte des schlafenden Menschen nahe käme. Noch lange nicht genug ist beobachtet worden: wiefern Individualität das Träumen überhaupt oder den Geist der Träume modificirt; wer am meisten träume; wie oft und ob heitre und carricaturmässig reine Menschen; wie Kinder, wie Greise träumen. Noch sind die Perioden des Schlafs genauer zu erwägen, in welche die

lebhaftesten, die deutlichsten und behaltbarsten Träume fallen; noch die Grade der Macht, mit welcher die Willkühr Träume und deren Richtung beherrscht.

Diesen Beobachtungen, deren vielseitige Umsicht zu entscheidender Aufhellung führt, mufs sich eine sorgfältige Ausscheidung des Wahren, der Ahndung davon (namentlich bei den Alten) zugesellen. In solchen Ahndungen (der Alten) lag, dafs der Traum etwas Gegebenes, als Anlage der Gottheit in unsrer Natur, — mithin nichts Unnatürliches sey; dafs Träume Genien seyen, die sich lenken lassen, dafs man den Traum als etwas von unserm Ich, dem immer Wachenden, unterschied.

Nur so vorbereitet kann die Erklärung dieses Zustandes tief eingehen und erschöpfen. Alles Willkührliche mufs (wie es nicht geschah) bei der Begriffsbestimmung ausgeschlossen werden, da sonst selbst eine charakteristische Beschreibung mehr leisten würde. Dafs man das Träumen als einen Zustand oder als ein zum Theil leidentliches, als ein nicht ganz freigegebnes Verhältnifs bestimmt; damit ist noch wenig gesagt; eben so wenig, wenn es als Mittelzustand zwischen Schlafen und Wachen charakterisirt wird, da Traum und Wachen nur Grade ausmachen, oder wenn nur klare Vorstellungen zum Inhalte desselben gemacht werden, da diese nicht immer statt finden.

Träumen ist die unwillkührlich ununterbrochen fortgesezte (und oft desto stärkere

productive oder dichtende, übrigens aber eine veränderte Richtung erleidende) Thätigkeit der Seelenkräfte (des freier gewordnen Geistes) im Zustande des Schlafes. Nach der näheren Entwiklung ergibt sich Folgendes.

Der Zustand des Schlafes als solcher, als Instinct der organischen Masse, ist bei dem Träumen das Unwesentliche für den Psychologen.

Thätigkeit ist das Träumen. Mit dem innern Leben läfst sich kein Begriff als der der Thätigkeit, die sich selbst gegen den Schmerz im Widerstand äussert, verbinden. Diese Thätigkeit im Träumen ist aber auf alle Seelenkräfte bezogen, und die Erfahrung mufs beweisen, dafs jede Kraft im Traume thätig seyn könne, wenn sich auch bald die eine, bald die andere hervorstechender thätig zeigt, dafs also keine Kraft genannt werden kann, für deren Wirksamkeeit man im Träumen keine Nachweisung habe, selbst das höhere Erkenntnifsvermögen und die tiefsinnige Vernunft nicht ausgeschlossen. Die Erfahrung mufs und wird ferner beweisen, dafs auch alle diese Kräfte zusammen und vereint, ja oft sogar harmonisch wirken können; obgleich hierüber die Beispiele seltner seyn werden, da selbst wachend nur wenige Menschen angetroffen werden, welche harmonisch leben, fühlen und handeln.

Diese Thätigkeit der Seelenkräfte wurde eine ununterbrochen fortgesezte genannt. Kein Schlaf, auch sogar nicht der tiefste ermangelt des

Traums.— Diese Bestimmung scheint am meisten die Erfahrung gegen sich zu haben und leitete Manche zu Zweifel (wie Jakob). Dennoch lassen sich die unwidersprechlichsten Beweise für jene Behauptung sowohl empirisch als priorisch darlegen. Wenn die Erfahrung dagegen spricht, so ist es doch nur die Erfahrung des gemeinen und also flüchtigen Beobachterbliks. Mancher behauptete schon, nie geträumt zu haben und sprach doch im Schlafe. Allein auch schon dieser Blik wird, wenn er consequent ist, finden müssen, dafs wir in dem Zustande des ausschliessend sogenannten Wachens zuweilen schlafen oder nichts fühlen, denken, wollen. Der tiefere oder nur ruhigere Beobachter sieht bald weiter und findet in seinem Nichtsthun nur einen Schein und eine Täuschung desjenigen, der nur bei dem Sinne stehen bleibt.

Die höhere Beobachtung unterscheidet vor Allem bald zweierlei: Thätigkeit und Bewufstseyn der Thätigkeit. Er findet nemlich, dafs wir nicht in allen Momenten unsers Lebens, ja selbst nicht selten in den thätigsten das Bewufstseyn unserer Thätigkeit haben. Diese Unthätigkeit des Bewufstseyns (um nur dies von dem Umfange des Bewufstseyns im Traume voraus zu bemerken) ist einmal gegründet in dem Unwillkührlichen der Thätigkeit. So ermangeln wir namentlich des Bewufstseyns unsers Ichs grade in der stärksten Thätigkeit, d. i. im wildesten Thun (des Ungebildeten und Affectvollen), wie im reinsten Handeln am meisten und verlieren uns selbst im stärksten Wirken. Zu dieser practischen Richtung sind wir wirklich berufen,

nicht grade zu einem blossen beschaulichen Bewufstseyn. Jene Unthätigkeit des Bewufstseyns ist aber auch zweitens gegründet in der abgerissenen Thätigkeit selbst. Wir merken uns nur das für uns Zusammenhängende. Ueberdies geschehen die passiven oder unwillkührlichen Associationen der Bilder im träumenden Subject ohne Mühe, und daher legen wir, weil es unserm Selbst wenig Thätigkeit kostet, unsere Bilder oft Andern in den Mund und vergessen unsre Persönlichkeit. Auch können wir dann nicht unsere Gedanken nach Gefallen hervorrufen.

Als die wichtigsten Gründe der Erfahrung, welche es mehr als nur wahrscheinlich machen, dafs die Seele immer und im tiefsten Schlafe thätig sey, mögen Folgende ausgehoben werden:

a) Oft wissen wir aus der gegenwärtigen Empfindung sicher, dafs wir geträumt haben; allein wir können nicht durch Besinnen erfahren: Was? nicht durch Erinnern: Wovon? Aus dem Mangel der Erinnerung darf man nie schliessen, dafs der Traum wirklich nicht vorhanden war. So erinnern sich Manche nach einer Ohnmacht Nichts, Manche hingegen nach der Starrsucht dessen, was sie gehört, empfunden haben.

b) Oft fallen uns zufällig Träume wieder ein, welche wir lange nicht gedacht hatten, an die wir uns nicht einmal von fern erinnerten, und von denen wir allerdings nicht wissen, wie wir zu ihnen kamen. *)

*) S. Olshausen's Leitfaden z. Unterr. in d. Erf.-Seell. S. 209.

c) Das bisweilen erfolgende Fortsezzen unsrer Betrachtungen im Traume, besonders nach einer Anstrengung gilt als kräftiger Beweis. So ist ein Gedanke uns oft am Morgen deutlicher und Mathematiker löfsten da ihre Theorieen.

d) Am Morgen zeigt sich in uns ein besseres Besinnen und das bessere Auswendiglernen. Die Seele hat eben so still im Traume fortgearbeitet, als mancher Knabe im Wachen, welcher nicht aufmerksam schien und dann plözlich das Verlangte vorbringt. Vorsäzze, welche wir am Abend fafsten, sind uns am Morgen sogleich gegenwärtig.

e) Man füge hinzu das gewöhnliche Erwachen zu einer bestimmten Stunde, wo man es wünschte und sich vorsezte. Der Wunsch wird von einem Interesse geleitet; wie in dem Knaben von Freude über ein Vorhaben *).

f) Das starke ängstliche Aufschreien, welches bei Manchem oft nach dem ersten tiefsten Schlafe eintritt.

g) Das Traumwandeln (ein nachdrüklicher, obgleich weniger beachteter Beweis). Nachtwandler sind oft in einem an sich schon unbegreiflichen, unmerklichen Schlafe.

*) Interessante Gegenstände werden auch noch im Traume fortdauernd untersucht. So erfuhr Franklin oft den Ausgang eines Tagsgeschäfts im Traume. Condillac, bei der Ausarbeitung seiner Cours d'études oft genöthigt die vorgearbeitete Abhandlung unvollendet zu lassen, fand mehrmals am Morgen, dafs er während des Schlafs die Arbeit zu Ende gebracht hatte.

Zu diesen von der Erfahrung entlehnten Beweisen gesellen sich priorische Gründe und zwar Folgende:

a) Ein gänzliches Aufhören aller Geistesthätigkeit kann während des Lebens nie statt finden. Vielmehr mufs sich die Seele, deren Sinne nun abgeschlossen sind, an den innern Sinn desto mehr halten, mufs sich folglich mit dem Vorrathe der in ihr liegenden Vorstellungen beschäftigen und sogar die in ihren tiefsten Gründen schlummernden Bilder und die beim Wachen sehr verdunkelten früheren Anschauungen hervorrufen. Daher wird der Mensch im Traume mehr in seine Kindheit versezt als beim Wachen.

b) So mufs auch in der Thätigkeit der träumenden Seele ein objectiver und subjectiver Zusammenhang statt finden mit der der wachenden Seele; wäre es auch nur ein unmerklicher leiser Uebergang. Die Ideenreihe kann nie ganz abgebrochen werden. Daher hält die Seele bei der Starrsucht eine lange Zeit an der Idee fest und sezt sie nach dem Anfalle wieder fort. Die ursprüngliche Tendenz des Denkens bleibt unverlierbar; sonst fände sie nicht im Traume zuweilen, was sich im Wachen durchaus nicht finden liefs.

c) Die Seele ist um so thätiger, je weniger sie vom mechanischen Andrange gestört wird. Je mehr die Extensivität der Kräfte beschränkt wird, um so mehr nimmt die Intensivität zu; so auch im Schlafe.

d) Auch stimmt diese, lange verkannte, Thatsache am innigsten mit der höheren Bestimmung

zusammen. Wie schon einer der Alten sagte: das Gewissen schlummert nicht, so dürfen wir es glauben; es wacht das freie Göttliche in uns, auch im Traume, und es soll immer mehr wachen. Es eilt fort das nimmer rastende Streben, es wirkt still weiter, es wird und bildet sich selbst aus, auch dann sich gleich bleibend, wenn der Körper unbeschüzt hingesunken ist. Und wie leicht schliefst sich hieran die Ahndung, dafs dies Leben fortwachen und fortstreben werde!

Es träumen Alle nicht nur viel, sondern auch immer; dies bleibt das Resultat.

Dieses Resultat könnte höchstens nur folgende Einschränkung erleiden: Nach Graden und Alter gibt es einen Gradualunterschied. Mehr träumt, oder stärker ist thätig der am Tage wirklich Wachende, als der am Tage Träumende, geschweige als das Kind und der mit offnen Augen Schlummernde. — Dem stumpfsinnigen Wilden, wie dem Kinde, ist das ganze Leben ein Traum und sie finden daher Leben in der ganzen Natur, das um sie her nie ausgeht. Erst allmälig unterscheiden sie das Tagesleben von dem Nachtleben, indem die Nacht, wie die Natur, kälter und ruhig und interessirt betrachtet, vor ihnen gleichsam stirbt; allmälig unterscheiden sie Visionen und Träume, Wachen und Nichtwachen.

Troz des beständigen und das höhere Wachen ausschliessenden Träumens, troz dem, dafs in der Kindheit der meiste Stoff zu den Träumen gesammelt wird (daher sie selbst uns wie ein Mährchen

vorkommt), träumen doch Kinder und Wilde am wenigsten merklich, weil ihre Traumthätigkeit keine starke und auffallende ist. Dies aber nicht blos darum, weil sie weniger Vorstellungen, Gefühle etc. fassen, weil sie ärmer sind an Geist, und weil sie weniger Stoff zu Reminiscenzen und zu barok zusammengesezten Träumen haben, sondern eben vorzüglich, weil sie überhaupt noch minder aufgelebte Geistesthätigkeit besizzen, noch nicht aus ihrem körperlichen Schlummer ganz erwacht sind. Ja gewissermassen haben sie gar kein Wachen, wenn man dies dem Träumen entgegensezt; vielmehr ist ihr Wachen ein Träumen, und von diesem wirklich nicht unterschieden. Der Jüngling träumt schon lebhafter und mannigfaltiger und barocker, nicht nur, weil er mehr Vorstellungen einsammelte, sondern auch, weil die innre Unruhe und die innre Thätigkeit, besonders der producirenden Kräfte zugenommen hat. Noch mehr oder auffallender träumt der Affectvolle und der Leidenschaftliche, so wie der Bösewicht seinen gröfsten Verräther in sich selbst trägt, der in dessen Schlafe kundbarer wird. Doch auch dieser träumt noch oft, ohne zu schlafen, oder ehe er schläft, denn so wie der Jüngling von unruhigen Bildern und Gedanken gefesselt, nicht einschlafen kann, so der Bösewicht nicht von beunruhigenden Mahnungen des Gewissens, das immer wacht und quält. Dahin gehören aber auch alle Menschen von halber oder einseitiger Bildung. — Der Greis, an Jahren oder an Phlegma (wäre es auch künstliche, unnatürliche Erschlaffung) träumt nicht sowohl am wenigsten, als am ruhigsten, still-

sten und harmonisch. Der reinere Greis lebt schon in höherer Welt, d. i. in einer reinern, harmonischen Thätigkeit, wo keine Leidenschaften toben und das Herz sanfter schlägt, indefs der Geist sich in Kindheitsscenen wiegt und nur sofern wieder Kind wird; obgleich jezt das wachende und träumende Leben im Greise sich mehr harmonisch gleicht.

Gehen wir zu Folgerungen über, so finden wir Folgendes:

Schlafen stört das Träumen nicht (wesentlich), vielmehr geht dies für sich fort, wie die Thätigkeit der Seele überhaupt und der einmal aufgeregten, der (leidenschaftlich) unruhigern oder (durch Geistesthätigkeit) geübten insbesondere. Ja man kann sagen: das Schlafen fordert sogar das Träumen. Die innere Welt wird von der Aeussern getrennt doppelt lebendig; daher entflieht der Unruhige durch Verschliessung seiner Augen wie seiner Quaalen. Die geringe Störung eines Körpers macht schon die Seele sinniger und göttlicher; daher es wohl vergönnt werden kann, dafs auch Weisere noch auf Träume halten.

Dagegen störet wohl der Traum den Schlaf, d. h. die Unruhe der Vorstellungen läfst nicht einschlafen, und die Vorstellung wekt den Schlummerer. Auch hier siegt die Seele über den, jezt sogar trägeren Körper. Es würden den Faulen endlich böse Träume aufjagen, wenn seine thierische Maschine zu sehr der Trägheit unterläge.

Was wir am Tage mit ofnen äussern und innern Sinnen wirkten, fühlten, dachten, auch wenn

es unterbrochen wurde, geht nicht verloren. Die innere Thatkraft nimmt den Faden wieder auf und sezt ihn fort. (Desto eher, wenn er des Fortsezzens werth war oder schien.) Ja noch mehr: Was wir überhaupt in mehreren vorhergegangenen Tagen, selbst in früherer Kindheit geübt, worin wir vollends in jener oft auch lange schon verflossenen Zeit Uebung, wozu wir Neigung erhalten hatten: damit beschäftigen wir uns in den stillen Nächten fort. Das Kind spielt da seine Spiele, lernt seine Lectionen; Jüngling und Mann sezzen ihre Lebensweise, wie ihre Fertigkeiten fort. Und wer im vollen Wachen dies Alles mit Ordnung oder Zusammenhang thut, wird auch regelmässiger träumen. Diese Fortsezzung der Berufsgeschäfte verräth sich sogar noch in Krankheiten. So bei Nachtwandlern; so in den Phantasieen der Fieber.

Die schreckenden Träume sind also auch nichts als eine Fortsezzung unsrer Gefühle. Doch eben diese sollen uns nicht erschrecken, nur aufschrecken und plözlich zum vollen Bewufstseyn unsers Selbst, auch wenn dies häfslich wäre, bringen. Wir wachen da auch plözlich auf. Sie können uns warnen, wenn auch nicht vor einem äufsren Uebel, doch vor uns selbst und vor der Richtung die wir annahmen. Oft können sie (diätetisch) die Wirksamkeit der Lebenskräfte stärker erregen oder ausgleichen, wenn sie vielleicht in Stocken gerathen sind, oder wenn sie wenigstens zu sehr beschränkt und gebunden zu werden drohten. Daher ist nur der Träumende oft der Verräther des Wachenden; doch wird die Verrätherei immer nur der Träumen-

de selbst entdecken können, mithin der Träumende allerdings Manches von sich selbst kennen lernen. Der Traum kann gleichsam das geheime Gericht des Menschen heissen; doch sollte auch hier er, der Selbstthätige, sein eigner Richter seyn. Andre darnach zu beurtheilen ist weit unsichrer.

In jedem Traume trift man einen Zusammenhang an, und zwar schon einen objectiven, — mit dem Object, sowohl mit dem, welches vorherging oder gegenwärtig war, als auch mit dem Wachen, welches den Träumen folgt. Ein objectiver Zusammenhang (wo nicht mit unsrer ganzen eigenthümlichen Individualität, doch gewiſs) mit einem frühern Wachen, mit der Richtung der früheren Thätigkeit, wenigstens mit einer Vorstellung, einer Stimmung, einer Fertigkeit in uns. In uns nemlich; denn das Aeussere (wie ein Mückenstich, ein Strohhalm zwischen den Fuſszehen, ein Stoſs) thut es nicht allein und vorzüglich, sondern ist vielmehr auch hier nur Veranlassung zur Richtung, nicht zur Weckung der inneren Schöpferkraft; denn aufgewekt ist das Innere, nie Schlummernde, Bewegende immer. Man kann also gewiſs als Gesez aufstellen *), daſs kein Traum gar nichts enthalte, womit der Träumende nicht im Wachen, wäre es auch lange vorher, umgegangen wäre. Schloſs daher wohl der griechische Kaiser recht, welcher einen Menschen zum Tode verurtheilte, blos weil diesem geträumt hätte, er bringe den Kaiser um? Gewiſs nicht; denn dieser hatte kein Recht,

*) Gegen Olshausen a. a. O. S. 212.

den fremden Träumer zu richten, wie jeder Träumer nur sich selbst richten kann, und kein Träumer handelt mit vollem Bewufstseyn, sondern nur mit einem gewissen. Nur dieses menschliche Bewufstseyn z. B. seiner Bestimmung macht's, dafs Menschen nicht Mehr des Bösen in der Welt vollbringen; denn gedacht hat gewifs schon Mancher etwas jenem Aehnliches, nur ward es nicht freier, überlegter Endschlufs, und konnte es auch nicht werden. Dafs etwas Wahres in jedem Traume enthalten sey, läfst sich beweisen.

Etwas Wahrheit, einige Realität mufs (abgesehen davon, dafs man Träume gern erzählen hört) in jedem Traume liegen; denn in jedem a) wirkt der Mensch überhaupt, die allgemeine Kraft desselben nach den allgemeinen Naturgesezzen. Diese Bildungen der Phantasie mögen daher noch so carricaturmässig seyn, sie bleiben dennoch in den Schranken der Phantasie, die nur aus gegebenen und vorräthigen Stoffen (niemals aus Nichts) bildet. Träume sind nie ganz regellos. b) Es wirkt ferner in jedem Traume dieser besondere Mensch, seine Kraft, sein Gewissen, seine Individualität. Daher sieht kein Traum dem Andern ähnlich und Jeder träumt anders; daher ist in dem Charakter jedes besonderen Traums etwas, sey es auch wenig, von dem besondern Charakter des Individuums; daher liegen die Grundzüge jedes Traums in den individuellen Gesinnungen und Neigungen und Reminiscenzen eines Individuums, wären es auch noch so alte. Kein Einwurf würde es daher seyn, dafs manches Individuum zuweilen eine ganz andere Person

son vorstellt; denn es ist nur deren äusserer Schein und immer vermischt mit einem Charakterzuge des Träumers. So erscheint der Mensch zuweilen auch besser, zuweilen schlechter im Traume, als er ist, und er kann lernen, dafs er entweder beides schon einmal ganz oder beinahe war, oder dafs er es werden kann.*) c) Es liegen aber auch wirkliche Urveranlassungen zum Grunde, welche wir beim Träumen nur in dem höheren (inneren) Sinne und in den Eindrücken, die dieser von der Körperwelt, doch zunächst von seinem eignen Körper empfängt. Innerhalb des Körpers liegen die Reize, welche den Traum bestimmen; nur bestimmen sie anders als im Wachen, da dort das Regulativ fehlt.

Neben dieser Wahrheit aber liegt im Traume auch Etwas von Täuschung oder Schein, welches sich leichter als jene bemerken läfst. Das Täuschende des Traums, welches schon die Alten in Göttern und Geistern erkannten, finden wir a) über-

*) So träumte der verstorbene Prof. Tillich, als er früherhin eine Zeitlang Gebete zu lesen unterlassen hatte, mehrere Nächte hindurch mit der eifrigsten Andacht betend, und die ältesten Sprüche seiner Kindheit dabei hersagend; auch fühlte er sich beim Erwachen gestärkt und heiter. — So sprach die Liebe eines Kindes aus einem Traume, in welchem es seinem Vater von Gefahren errettete, wenn auch diese Gefahr ein Phantom war. So läfst Collin Atilia (im Regulus S. 27). als ihr Sohn Sergan von dem gefangenen Vater und seiner Trennung durch einen reissenden Strom erzählt hatte, sagen: „Was dünkt dir Publius? Die That war Traum; nicht seine Liebe, die den Traum gebahr.“

haupt in der grösseren Stärke der niederen Kräfte, namentlich des Erinnerungs- und Dichtungs-Vermögens; also in der Stärke der unwillkührlichen Associationen, in der Lebhaftigkeit, ja Anschaulichkeit der Vorstellungen, verbunden mit der schwachen Reaction der höheren Seelenkräfte. Wirklich tritt der träumende Mensch von der einen Seite zurük (schon durch den begleitenden Schlaf) in die Pflanzenwelt. b) Die Täuschung finden wir ferner in den Individuen. Wenn es im Wachen thörigte Einbildungen gibt, dürfen wir wohl sie bei einem Träumenden vermissen. c) Diese Täuschungen sind aber das Unwesentliche in der Traumthätigkeit, denn sie betreffen meist die sinnlichen Formen der Zeit und des Raums. Daher kann der Mensch dann in kürzerer oder längerer Zeit einen grösseren oder kleineren Raum durchlaufen. Sie betreffen ferner die äusseren Sinne; daher kann sich der Nachtwandler allerdings statt des Papiers ein Bret unterschieben lassen, das er nicht sieht. Das Verfälschte sind also nur Bilder. Auch wird die Täuschung nicht von aussen aufgedrungen, sondern er selbst, der Träumende bildet sie erst aus Eindrücken und Reizen. Selbst jenes Zurüktreten im Traume ist nur scheinbar. d) Endlich sind diese Täuschungen vorübergehend, und die Gestalten zerflattern schon im Traume, geschweige wenn die Wirklichkeit verglichen werden kann.

Ausser dem erwähnten objectiven Zusammenhang treffen wir im Traume noch einen subjectiven, — mit dem Subjecte. Es ist nemlich in dem

Traume selbst nicht blos eine Succession, sondern sogar ein Zusammenhang der Bilder. Zweifel können leicht dagegen erhoben werden, da oft der Inhalt der Träume zu bunt, ja carricaturmässig erscheint, und da doch die Meisten von einem Gegenstande zum Andern überspringen. Allein auch hier wird von der Seele das Gesez der Caussalität befolgt, und gewifs ist immer auch ein Faden da, an dem sich Alles reihte, wenn er uns auch verborgen bleibt. Dies um so mehr, da sich erklären läfst, warum in manchem Traume baarer Unsinn sey. Ausser der hier statt des Sinnes wirkenden Phantasie fehlt es den Menschen auch im Wachen nicht an solchen Ideensprüngen, und nur Wenige bringen es im richtigen Denken zur Fertigkeit.

Bei allem Zusammenhange der Traumbilder aber gibt es in der Thätigkeit des träumenden Menschen verschiedene Acte dieser Thätigkeit, wobei die Mittelglieder leicht verloren gehen, und oft einen fast wunderbar scheinenden, Zusammenhang der Träume verrathen. Daher würden zuweilen sehr interessante Träume bemerkt werden, wenn man sie mit Mühe beobachtete. So träumt Mancher nicht nur, dafs er träume, sondern auch dafs er eine frühere alte Traumerscheinung wiedersehe.*)

*) So hatte Herr von — einen dreifachen Traum in Einer Nacht. Zuerst erschien ihm ein Mann, der ihm sagte, er solle sich entweder sein vergangenes oder sein künftiges Schiksal von ihm erzählen lassen. Der Träumende wählte das Erstere; dieser aber hielt ihm einen Spiegel vor, worin er die Scenen seines vergangenen Lebens, deren er

Wenn wir im Traume so wissen, dafs wir träumen, so werden wir auf diese Bemerkung gemeiniglich zunächst und vorzüglich durch das Auffallende, das Interessante, das Ungereimte desselben geführt. — Es träumen Menschen zusammenhängend mehrere Nächte fort; doch kann dies allerdings zuweilen bis zur Krankheit übergehen, da eine öftere Versezzung in dieselben fremden Verhältnisse, geschweige in dieselbe fremde Persönlichkeit leicht zu fixen Ideen führt.*)

Unentschieden liessen die Psychologen die in der Theorie der Träume Viel entscheidende Bestim-

sich kaum im Wachen bewufst war, aufs lebhafteste und deutlichste erblikte, bis er durch eine interessante Herzensscene erwachte. Darauf schlief er wieder ein. Derselbe Mann erschien ihm noch einmal, liefs ihn in einem Spiegel nun auch alle Menschen, die er gekannt, Lebende und Verstorbene, vorübergehen; doch so, dafs die noch lebenden Glüklichen ihn freundlich ansahen und verweilten. Jezt erwachte er zum zweiten Male. Er ging nun aus dem Bette, um sich zu zerstreuen. Gegen 5 Uhr Morgens legte er sich etwas beruhigt nieder, fing an in einem neuen Traume über seinen vorigen Traum nachzudenken und verfertigte dabei ein Gedicht, welches er in Musik sezte. Nach dem Erwachen schrieb er den ganzen Traum, das Gedicht und die Composition auf. S. Moriz Magazin für Erfahrgs. Bd. IV. St. 1. S. 55—62.

*) So träumte sich ein junger Mann, der Buchhalter war, immer in die Rolle eines reichen Kaufmanns. Das Merkwürdigste dabei war nicht blos die Wiederholung dieser Träume, sondern vorzüglich, dafs diese Träume unter sich einen Zusammenhang der Zeitfolge, wie das Gemüth selbst, hatten, und dafs er in der folgenden Nacht fortfuhr, wo er die Nacht vorher angefangen. S. Abels Sammlung merkw. Ersch. aus d. m. Leben, 1787. Th. 2.

mung über die Art und den Grad des Bewufstseyns und der Aperception im Träumenden.

Das Bewufstseyn im Menschen (diese Erfahrung wird uns vorzüglich durch den Traum einleuchtend) ist zwar oft nur wie ein Wetterleuchten wirkend, daher sich das Bewufstseyn des innern Zustandes oft blizschnell zeigt und uns überrascht durch sein Erwachen (so das Befremden, dafs man träume, oder dafs man träume seinen Traum); oder es ist im Wogen (nimmt allmählig ab und eben so zu). Im Ganzen aber ist eine gewisse Wirksamkeit nie ganz unterdrükbar.

Das Bewufstseyn des Aeussern, d. i. der sinnlichen Aussenwelt, die uns während des Schlummers die nächste ist, mufs nothwendig so gut als ganz aufhören, da die Sinne verschlossen sind. Doch nicht so das Bewufstseyn der geträumten sinnlichen Gegenstände, welche für das träumende Subject dieselbe Realität haben, wie die des Wachens.

Minder schon, obgleich auch noch oft, wird das Bewufstseyn unsers äussern Zustandes, unsrer Lage und eignen Verhältnisse (wie bei dem Rausche) beschränkt.*) So auch das Bewufstseyn von Kenntnissen

*) Eine ihren Mann und ihre Kinder liebende, 40 jährige Frau, (welche das Heirathen im spätern Alter wohl selbst für Thorheit hielt) nahm im Traume einen Heirathsantrag von einem ihr sonst ganz gleichgültigen jungen Manne an, ohne

und Erfahrungen, wenn auch nicht als der unsrigen. Hierzu kommt die Erfahrung: Dinge, die uns sehr nahe angehen und heftig erschüttern, werden uns nicht leicht sogleich darauf im Schlafe wieder vorkommen. Nach einer erduldeten Kränkung oder Vereitelung unsrer Wünsche ist zwar der Schlaf unruhig, und eine Menge von Träumen gleiten vorüber, allein keiner wird die Vorstellung des so eben Erlebten enthalten. Eher geht die Seele bis zur frühsten Kindheit zurük. Bis zu welchem befremdend auffallenden Grade wir das Bewufstseyn unsrer örtlichen Umgebungen verlieren können, zeigt das Traumwandeln.

Noch weniger als das Bewufstseyn unsers körperlichen Zustandes wirkt das Bewufstseyn unsres Selbst und der Producte desselben; am wenigsten aber wird sich dann der Mensch bewufst seiner Caussalität im Produciren des Objects, d. i. dafs er die Ursache der Erscheinungen im Traume sey. Zuweilen hat man zwar noch ein Bewufstseyn seiner Kraft; allein auch daneben ein Gefühl der Beschränkung derselben, der Ohnmacht im Gebrauche derselben. So beim Alp; so bei allen Verlegenheiten im Traume. So ist es uns auch in andern Träumen oft schlechterdings unmöglich, eine angefangene Handlung zu Ende zu bringen,*) die doch

sich zu erinnern, dafs sie noch Frau sey. Doch entschlofs sie sich mit vieler Aengstlichkeit zum Jawort. S. Moriz Magazin Bd. IV. St. 3. S. 79 f.

*) Moriz Mag. Bd. V. St. 1. S. 72.

sonst ohne alle Schwierigkeiten zu seyn scheint. Eben so möchte man im Traume oft gern wissen, wie eine uns interessirende Geschichte (denn jeder Träumer ist ein Romanschreiber) zu Ende gekommen wäre. Hier scheint das Thätigkeitssystem der menschlichen Seele zu stocken und einen ganz andern Gang als im Wachen zu nehmen. Der Hauptgrund (wie überhaupt der Grund aller Bilder und Handlungen, die uns im Traume begegnen) liegt in der Stärke einer unwillkührlichen Ideenassociation. Wir werden in jedem Augenblicke zu Nebenbildern unsrer Phantasie hingerissen und selten geschieht eine Handlung, die einige Weile fordert, im Traume nach ihrer ganzen natürlichen Folge, die sie im Wachen haben würde. Oft kann auch grade eine gewisse Mittelidee fehlen, ohne welche in der Handlung des Träumenden eine Lücke entstehen mufs, wodurch die natürliche Folge der Handlung unterbrochen wird. Vielleicht ist eine dunkle Ahndung des Träumenden der völligen Entwiklung seiner Unternehmungen hinderlich, und zwar, dafs sein Körper sich nicht frei bewegen könne, weil er ruhe.

Das Traum-Subject ist oft ein andres Subject, wenn auch nicht ein andres Individuum, als das Subject, welches uns von uns im Wachen vorkommt. Dieses macht nicht sowohl ein reales als ein ideales aus. Daher entsteht ein doppeltes Ich, eine Dualität, ein Doppelleben unsrer Seele. Zunächst werden wir uns nehmlich nur unsrer, oft auch sehr wahren, Vorstellung von uns, nicht aber unsrer selbst bewufst. Daher läfst sich

in unserm Ich nicht blos beim Wachen ein Bewufstseyn des Vorstellenden, des Vorgestellten und der Vorstellung unterscheiden, sondern auch in Einer Person der Lehrer und Schüler, der Träumer und der traumanschauende Geist, auch wohl ein traumbeurtheilender und oft strengrichtender Geist. Dies ist besonders bei halben oder bei wachenden Träumen der Fall.*) Doch geht hier schon der Traum in Krankheit über.

*) Kozebue erzählt in seinem merkwürdigsten Jahre etc. Berlin 1801. Th. 1. S. 285. „Etwa um Mitternacht erwachte ich aus dem Schlafe und es kam mir vor, als wäre ich auf einem Schiffe. Ich empfand nicht allein ganz eben dieselbe Bewegung und hörte auch das Rauschen der Wellen und sogar das Rufen der Matrosen. Dabei war ich meines Bewufstseyns völlig mächtig [nemlich der Persönlichkeit, nicht völlig aber des Orts]. Da ich auf der Erde lag, so konnte ich, wenn ich nach dem Fenster blikte, nur den Himmel sehen, was dann die Täuschung noch mehr erregte [vielleicht auch vermehrte]. Ich war mir dessen bewufst und stand daher auf; doch vergebens. Es war gleichsam ein Kampf zweier Seelen [des Sinns und der Phantasie, des Sinns und der Vernunft] in mir, deren eine mich so mächtig in meinem Wahne bestärkte, als die andere mir zurief: es ist nur Täuschung. Ich wankte im Zimmer umher, sah, dafs Alles war wie gestern Abends, trat ans Fenster und heftete mein Auge starr und lang auf ein steinernes Gebäude. Dies Gebäude war das einzige, was sich nicht zu bewegen schien, alle die übrigen hölzernen Häuser schienen mir Schiffe und rings umher glaubte ich das offene Meer zu sehen. Wo schleppt ihr mich hin? sagte die eine Seele. Nirgends, versezte die Andere; du bist in deinem Zimmer. Dieser Zustand währte wohl eine halbe Stunde." Hieraus wird deutlich, wiefern der Mensch träumend eine andre Persönlichkeit als wachend habe. Man vergl. Abel's Samml. von Erschei-

Ziehen wir nun die Entstehungsgründe oder den Pragmatism des Träumens in Rüksicht, so haben wir die allgemeine Form des Träumens, die besondern Ursachen der Classen der Träume und die individuellen Veranlassungen eines besondern Traums und seines Inhalts zu betrachten.

Der wahre erste Ursprung der Träume kann nur ein innrer seyn; denn der Sinn ist verschlossen. Als Hauptkraft bewährt sich in ihnen die Einbildungskraft, nach deren Gesezzen sich alles verknüpft. Dennoch ist sie nicht die einzige thätige Kraft. Die allgemeine Form menschlicher Thätigkeit bleibt in jedem Traume nur Eine, so wie die besondere, von einem Individuum angenommene Denk- und Gefühlsweise nicht schwindet, sondern den Träumer begleitet.

nungen Bd. 2. S. 129. f. besonders S. 135. Eine solche doppelte Persönlichkeit hat sich sogar schon durch zwei ganz abgetrennte Leben in Einem Subjecte gefunden. So war bei Tage ein Lehrling in einem Buchladen von seinem Herrn ausgescholten worden, und während seines Paroxysmus in der Starrsucht war er ein Mann von Jahren, und hatte Weib und Kinder zu ernähren. Beide Zustände rükten so regelmässig fort, dafs er sich wachend nie als verheiratheter Mann, träumend nie als Lehrling dachte. Mischte sich in seinen Paroxysmus doch etwas von Persönlichkeit, so hielt er dies für eine Traumphantasie; dagegen erinnerte er sich desto besser der im vorhergegangenen Paroxysmus gehabten Vorstellungen und knüpfte seinen neuen Traum an die vorigen an. Mit dieser doppelten Persönlichkeit führte er ein doppeltes Leben, deren jedes ein regelmässiges und abgesondertes Ganzes bildete.

Sinnesempfindungen sind die ersten Veranlassungen der Träume; dies aber in verschiedenen Graden. Sie sind matte, nicht ganz aufwekkende äussere Empfindungen. Die schwächeren Lebensempfindungen scheinen im Schlafe nicht ganz zu verlöschen, da der Schlafende leise Eindrücke von Kälte und Wärme empfindet und drauf sich bedekt oder enthüllt. Da jedoch diese Empfindungen dunkel (ohne Licht des Bewufstseyns) und zugleich lebhafter und noch unbestimmt sind, so schiebt die Phantasie Bilder unter, und mit dieser Vermischung von äusseren Empfindungen und inneren Einbildungen ist der Anfang des chimärischen Traumes da.*)

Die Verschlossenheit der fünf Sinne im Traume sezt den Menschen gleichsam ausser dieser Welt, von der er keine Eindrücke aufnehmen kann. Geruch und Gehör sind noch am meisten für äussere Eindrücke offen; der Träumer hört mehr noch äusserlich, im Traume selbst aber sieht er mehr als er hört, da die zahlreichsten und lebhaftesten Eindrücke durch das Gesicht kommen. Es umkleidet sich auch die abstracteste Idee immer mit Formen und Farben, minder mit Tönen oder Gerüchen.

*) Die Empfindung der Kälte führt den Träumenden in eisige Schneefelder. — Ein Philosoph erzählte geträumt zu haben, wie er von Mördern umringt gewesen sey, und diese ihm einen Pfahl zwischen die zweite und dritte Fufszehe eingeschlagen hätten. Die Veranlassung war ein Strohhalm. — So versezt das Hören eines lieblichen Gesangs den Träumer in einen Concertsaal; Lärmen und Geräusch wecken Bilder von räuberischen Einfällen.

Versuchten wir z. B. eine Idee von Gott zu erfassen, so mischt sich am meisten ein Gesichtsbild hinein. (Daher es schwer ist zu wissen, was bei dieser Ideenbildung in der Seele des Blindgebornen vorgeht, für welchen nichts von dem reichen Fond von Bildern vorhanden, womit wir unsre Empfindungen bekleiden.) Auch im Traume gab und gibt es also Seher!

Uebrigens wirken alle Sinne innerlich vermittelst der reproductiven Einbildungskraft fort. Die Einbildungskraft macht, dafs einerlei Empfindungen bei verschiedenen Menschen verschiedene Träume verursachen. Die productive Phantasie aber wird schon beim Wachen in der Dunkelheit, wegen Freiheit von sinnlichen Eindrücken weit thätiger und bildender, obgleich bei vorhandener geringer Vernunft desto mehr ins Ungeheure bildend. So auch im Traume. Die Einbildungskraft herrscht dabei über alle Vermögen vor. Sie bestimmt die Wirksamkeit der übrigen Vermögen oder hält sie auf; sie allein erklärt alle Ungereimtheiten und die Nichtbemerkung des Unwahrscheinlichen. Sie äussert hier darum ihre ganze Gewalt, theils weil im Schlafe unsre Empfindungen geschwächt sind. Da nemlich diese Empfindungen nicht verdunkelt werden können durch gegenwärtige Wahrnehmungen, so reproducirt sie willkührlich Vergangene. Theils rührt ihre Macht daher, weil ihr Spiel minder aufgehalten, minder gestört und unterbrochen wird, — da das verdunkelte Selbstbewufstseyn ihre Täuschungen nicht löfst. Sie macht den Menschen bald jung, bald alt, bald reich, bald arm; wir fliegen gleich Vögeln oder schweben

wie die alten Götter. Sie hat alle Verwechselungen zu verantworten. Wir geben und nehmen uns Eigenschaften, und geben und nehmen sie Andern. So verwischt sie auch und vermischt die Individualität, gibt Thieren Sprache u. s. w. Die von der Einbildungskraft reproducirten Bilder werden dann durch die Phantasie oder das Dichtungsvermögen auf mannigfaltige Weise bald neu verknüpft, bald wieder getrennt. Dies allein ist die Ursache davon, dafs wir im Traume Andre an Orten sehen, wo sie uns nie vorkamen; dafs wir uns auch wohl mit ganz fremden Personen beschäftigen. Hierin liegt dann auch der Grund der Ideensprünge und das Barrokke und Carricaturmässige der Träume. — Die besonderen Arten und Fertigkeiten der Association der Einbildungskraft können nachgewiesen werden.

Auch das Gedächtnifs wirkt im Traume. So sehr die Besonnenheit für das äussere geschwächt ist, so stark ist oft die Erinnerung aus der Tiefe der Seele, in die wir beim Wachen oft nicht zurükdringen. So versezt uns der Traum nicht selten lebhaft in die Kindheit, und manchen Unglüklichen stärkt ein Traum aus der Jugend durch eine seligere Vergangenheit. So recitiren Andre, die sonst über ihr Gedächtnifs klagen, Stellen aus Dichtern. — Dafs wir hingegen die Träume leicht vergessen, rührt theils von dem schnellen Fluge der Bilder, theils von unserm prosaischen Leben her. Die Behaltbarkeit der Träume hängt sowohl von der Stärke des Gedächtnisses beim Wachen, als auch von der Zeit, in der wir träumen (ob in dem Morgenschlafe oder dem ersten Schlummer), nicht minder von dem Cha-

rakter des bald deutlicheren bald auffallenderen Träumens, und von dem Glauben an Träume ab.

Das Gefühlsvermögen ist hier immer abhängig von der Phantasie. Es fühlt der Mensch Freude und Traurigkeit, Besorgnifs und Beruhigung, Furcht und Hofnung auch im Traume. So auch in Beziehung auf das Begehrungsvermögen. Er wünscht und verabscheut wie im Wachen.

Doch sogar die höhern Seelenkräfte sind beim Traume als mitwirkend nicht zu übersehen; sie sind nicht allein dies, sondern oft sehr thätig. Gewifs wäre es der Untersuchung werth, wiefern und unter welchen Bedingungen die Seele in manchen Träumen sogar mehr Kraft erhalten könne als im wachenden Zustande. Bei Exaltationen der dort so herrschenden Einbildungskraft ist dies begreiflich; eben so da, wo, ungestört von Sinnenwahrnehmungen, die Seele reiner wirkt und wünscht.

Verstand in allgemeiner Bedeutung, als Verknüpfungsvermögen des Mannigfaltigen in Raum und Zeit, mufs in allen Träumen wirksam seyn, weil im Wachen wie im Traume eben daran jedes empirische Bewufstseyn gebunden ist. Dies Bewufstseyn ist ja abhängig von der Identität der Handlung, wodurch wir das Mannigfaltige des Stoffes zu Einer Vorstellung vereinigen und ihn dadurch zum Eigenthume des Vermögens der Aperception überhaupt machen. Was den Verstand in engerer Bedeutung betrift, oder die höhere Anwendung des Verstandes zur Beurtheilung des einzelnen

Vorgestellten nach entwickelten allgemeinen Begriffen und Grundsäzzen, dieses Vermögen pflegt gewöhnlich, doch keineswegs durchgängig, im Traume zu cessiren, wie dies ja oft auch in der Tagesträumerei geschieht. Daher rührt dann die Verwechselung mit realen Gegenständen.

Doch wir erkennen im Traume Verhältnisse, wir stellen im Traume Ueberlegungen an, wir geben und hören Rath. Ein klarer Beweis von der Thätigkeit des Verstandes neben der Thätigkeit der Einbildungskraft im Traume ist ferner das Gefühl der Verwunderung. Die Unordnung und Sprünge nemlich, welche die Einbildungskraft erzeugte, das Auffallende, was wir im Traume sehen oder hören, läfst uns zuweilen dann selbst Gedanken einkommen, ob wir wohl wachen oder träumen. Dafs wir dennoch unsern Traum für keinen Traum erklären, dies rührt daher, weil die Aufmerksamkeit nicht Zeit und Veranlassung zum Verweilen bei Einem Gegenstande, und die Einbildungskraft desto mehr Macht hat. Jene Verwunderung sezt aber die Vorstellung gewisser Regeln und ihre Vergleichung mit einem gewissen Falle voraus. Beides ist aber nur durch den Verstand möglich. Daraus allein sind auch andre befremdende Träume erklärbar. So alle Unterredungen im Traume.*)

*) Johnson hatte zuweilen im Traume einen Wettstreit über wizzige Einfälle und es verdrofs ihn, wenn es ihm vorkam, dafs sein Gegner mehr Wiz besässe. So träumte sich van Goens in die lateinische Classe, wo Eine Antwort seinen höhern Plaz entscheiden sollte. Er konnte aber dem Lehrer

Aufmerksamkeit auf sich selbst hat der Träumer mit mehr oder minder Selbstgefühl. Nicht nur sieht er sich deutlich ausser sich, sieht sich begraben, hinrichten und dergl. sondern spottet auch über sich und vertheidigt sich. Oft besiegt man im Traume Leidenschaften mit Glük. Daher wollte Lichtenberg aus dem Traume sogar mehr den Menschen selbst sprechen lassen, als aus dem Wachen.

Die Urtheilskraft, sofern sie sich äussert durch Subsumtion der Handlungen unter das (Sitten-) Gesez, ist darum gewöhnlich im Traume unthätiger, weil die schöpferische Einbildungskraft auf das Gegebene, geschweige auf ein Gesez, minder merken läfst, weil der Mensch schlafend unter der Herrschaft des Instincts steht, und weil auch die wachenden Menschen es am seltensten zu einer starken Urtheilskraft bringen. Daher rührt eben die Uebersehung des Ungereimten und Unanständigen in manchen Träumen. Dafs jene aber nicht in allen Träumen gleich schlummre, dies beweist das relativ schikliche Benehmen manches Träumers in den Handlungen, ja das Beurtheilen mancher Träume selbst.

die Antwort nicht geben und dafür gab sie sein Nachbar, dem doch eigentlich der Träumende die Antwort in den Mund legte. Hier besann der Träumende sich auf die Antwort selbst nicht eher, aber auch grade dann, als sein Nachbar reden wollte. In beiden Fällen hörte das Bewufstseyn der Persönlichkeit auf, welches in jedem Augenblicke neue Bestimmungen bekommt.

Sogar Vernunft finden wir hier. Nicht nur bleiben auch die Träumer Menschen, sondern auch vernunftstarke Individuen und büssen nicht ganz ihre Individualität ein. Darum zeigt sich Einheit in mancher Traumhandlung, daher die richtige Verknüpfung und grosse Ordnung der Vorstellungen mancher Traumbilder. Daher aber auch die Möglichkeit der Auflösung mancher Gedankenaufgaben, der Entwiklung und Vollendung von Meditationen über wissenschaftliche Gegenstände, ja die Entdeckung mancher im Wachen vergeblich gesuchten Resultate. Beispiele bestätigen dies; besonders in Denkern.*)

Bei

*) Krüger bemerkt (in seinen Träumen. Halle 1754.), daſs ihm Träume in seiner Jugend behülflich waren, mathematische Aufgaben zu lösen [da alle Erfindungen, auch mathematische, den Gesezze der Einbildungskraft folgen]. — Emanuel Maignan, ein geschikter Mathematiker des siebzehnten Jahrhunderts, erfand zuweilen im Traume mathematische Lehrsäzze oder auch die Beweise dazu, wenn er über seinen Meditationen eingeschlafen war. Solche Träume gewährten ihm ein so grosses Vergnügen, daſs er über denselben erwachte und sie sogleich aufzeichnete. — Ein Arzt Osann las im Traum den Bericht einer Krankheit, ertheilte Antwort und schrieb Recepte, ohne am Morgen davon das Geringste zu wissen. Er war erfreut, seine verordneten Recepte zu lesen, und die guten Wirkungen davon zu hören. (S. Richerz zu Muratori). — Van Goens erzählt von sich, (S. Moriz Magazin 7 Bd. S. 21 f.) daſs er als Schüler vor dem Schlafengehn auf eine schwere lateinische Construction aufmerksam geworden sey, deren völlige Auflösung er erst im Traume fand. — So kleidete Prof. Wähnert in Göttingen einen Gedanken in zwei griechische Verse und schrieb sie des Nachts nieder, nachdem er sich mehrere Tage vergeblich bemüht

Bei den besondern Ursachen der Träume können Lebensalter, Temperamente und Stand genannt werden. Der besondere Inhalt derselben hängt ab von Vorstellungen, mit denen man sich viel und mit Anstrengung beschäftigte. So träumte Cicero oft von Marius, weil ihn das Schiksal dieses Mannes beschäftigte. So träumt der Krieger von Schlachten; so bekannten angeklagte und abergläubische Hexen des Mittelalters einen nächtlichen Umgang mit Geistern. Es hängt der Inhalt aber auch ab von Vorstellungen, mit denen wir uns namentlich kurz vor dem Schlafen beschäftigten, vorzüglich wenn diese interessirten.

Der individuelle Gang des Träumens ist keineswegs ein blosses Spiel, sondern nothwendig bestimmt. So wie die Züge, die ein Kind aufzeichnet, zufällig entstanden zu seyn scheinen und doch nicht sind unter seinen Umständen, so lassen sich bestimmende Ursachen für jeden Strich eines Traumgemäldes annehmen, wenn es auch unmöglich seyn sollte, die dunkeln Vorstellungen nachzuweisen.

Hier entstehen die Fragen: wiefern ist dem Berichte aus Träumen, ihnen als dem Spiegel der Vergangenheit zu trauen? Ist der Inhalt ein abgeschattetes Nachtstük des Tags? — Zum Theil wurden diese durch

bemüht hatte. Ein Andrer (S. Wagner Beiträge etc. Th. 1: S. 231.) verfertigte im Traume viele lateinische Sinngedichte und Elegien, wobei oft mehrere Pentameter, nie aber mehrere Hexameter nach einander vorkamen. — Reinhold fiel die Deduction der Kategorien mit aller Klarheit und Deutlichkeit im Traume ein (S. dessen Beiträge zu Hebung der Mifsverst. S. 316.)

das Obige schon beantwortet. Die Wiederholung im Traume kann freier und kühner oder pünctlich und sclavisch seyn; sie kann von der innern Thätigkeit des Gemüths oder von den äussern Thatsachen gedacht werden. Dadurch werden die Bedingungen schon angedeutet.

Wiederholung des Vergangenen und selbst der nächsten Vergangenheit läfst sich nach den Naturgesezzen der reproductiven Vermögen erwarten. Dies begründet aber der Zusammenhang, in welchem die innere Thätigkeit begriffen ist und welcher seine Grade hat. Nach dem Gesez der aufstrebenden Stetigkeit und des Fortschreitens geht das Streben nur dadurch weiter, dafs sich alles Folgende an das Vorhergehende und seine Theile schliefst. Jeder Traum ist ein Gemälde unsrer selbst. Die Verwandtschaft der Thätigkeit im wachenden und träumenden Zustande, so wie ihre Producte, hängt dann von besonderen Bedingungen ab, welche theils von dem Subjecte, nemlich in der Art seines innern Lebens und dem Grade seiner innern Bildung, theils von den Objecten abhängen.

Die Art des Lebens im Wachen kann man hier als ein besonnenes, gesammeltes, planmässiges, lichtvolles, oder als ein wildes, widersprechendes, zerstreutes, dunkles bestimmen. Die Grade der Bildung weisen gleiche Richtung an und zwar in Beziehung auf alle Kräfte. Die sinnliche Anschauung bestimmt die Art des ersten Eindruks und seine Lebhaftigkeit; sie hängt ab von der Richtung des offnen äussern und innern Sinns auf die Begebenheiten. So bleibt die Beschaffenheit des Gedächtnisses, (ein treues

wird leichter wiederholen), der Einbildungskraft (eine schwache und einförmige Einbildungskraft wird bei der Beschränkung auf wenige Vorstellungen, immer das Vergangene mahlen). Die Wiederholung hängt ferner vom Gefühle ab; ob dieses Innigkeit und Kraft hegt. Furchtsame wiederholen nur schrekliche Träume. Gefühle und Affecten liegen der Phantasie näher als Meinungen. Das mechanisch Aufgenommene kehrt bei nichtdenkenden Menschen leicht wieder; in Gebildeten aber nur das, was mit Selbstthätigkeit aufgenommen wurde und ihr Eigenthum war.

Von dem Objecte wird die treue Wiederholung des Tages im Traume bestimmt nach der Consistenz der Begebenheiten, nach der Einheit und Einartigkeit der Erscheinungen. Je harmonischer die Begebenheit an sich war und je angemessener sie für die herrschende Gesammtthätigkeit des Träumers erscheint, desto Mehr wird sich aus dem verflossenen Tage in der Nacht wiederfinden und wiederholen lassen. — Dagegen kann die Wiederholung nie eine vollständige seyn. Schon im Wachen ist dies bei starker Besonnenheit nicht möglich; um so weniger im Traume. So wie sich im Wachen die Ideenverknüpfungen vorher nicht sicher berechnen lassen, so auch nicht im Traume, in welchem die Phantasie minder durch die Vernunft geleitet wird, und statt auf das Aehnliche, sogar auf das Contrastirende kommen kann. Das Fortschreiten des Geistes, der das Angefangene auch im Traume fortsezt und vollendet, hebt das sclavische Verweilen auf. Das vollendete innere Leben bildet aus Wachen und Träumen immer mehr Eins, und an die Stelle der Wie-

derholung tritt vielmehr harmonisches Fortschreiten des ganzen Menschen.

Weiſs man einmal, daſs der Traum eine Fortsezzung der Thätigkeit beim Wachen ist, so bedarf es nur eines Studiums über diese, um jene zu beurtheilen und zu leiten. Der Mensch hat auch den Traum in seiner Macht.*) Diese Macht der Willkühr sowohl auf eigne als fremde Träume zu wirken bewährt sich a) durch Vorbereitungen der Seele, und zwar nach den Verhältnissen des Temperaments und der besondern Gemüthsart. Dazu würden zunächst Beobachtungen der individuellen Association eines Subjects im wachenden Zustande erfordert werden. Welche Uebergänge und Sprünge sich da zeigen, diese werden sich auch im Traume wiederfinden. Wer poetisch zu träumen wünscht, lese Dichter, für's Zusammenhängende geordnete Geschichte. b) Der Träume können wir uns ferner bemächtigen durch angemessene Beschäftigung mit einer Art Vorstellungen kurz vor dem Schlafe; so wie c) durch veranlaſste Reize in dem Schlafe. Was hierbei zu thun möglich ist, erhellt vorzüglich aus dem künstlichen oder magnetischen Schlafe, durch die Art der Bestreichung und Lenkung der Ströme des magnetischen Fluidums als Nachtreiz. Die magnetischen Schläfer werden in einen Zustand durch den sanften Nervenreiz versezt, in dem sie, ohne sich dessen bewuſst zu seyn, auf vorgelegte Fra-

*) D. G. Schmid ahndete in s. Archytas Th. 1. S. 38. eine Kunst Träume zu machen oder wenigstens Einfluſs auf Träume Andrer zu haben.

gen Antwort ertheilen. Ein Name, leise ins Ohr des Schlafenden gesprochen, wird von der Einbildungskraft ergriffen und bildet Träume.

Wachen und Träumen sind also nicht entgegengesezt, sondern untergeordnet, dieses unter jenes. Daher gibt es kein wachendes Träumen, wohl aber ein träumendes (d. i. dunkleres) Wachen. Wenn es gewifs ist, dafs im Wachen kein Traum statt finden kann, sollte es nicht schon im Traume ein Wachen geben, sey es auch nur in den Zuständen erster oder momentaner Erregung, wenn nicht in Strahlen, doch in Blizzen? Ein solches Erwachen aus dem ursprünglichen Todesschlaf finden wir in den ersten starken Regungen des Instincts, des unwillkührlichen, aber nicht bewufstlosen; in den ersten Eindrücken (d. i. des überraschten Gefühls vor einem verwandten erwarteten Gegenstande), in dem ersten Einfall, der ersten Laune.

Je länger der Mensch lebt, desto weniger schläft er, desto weniger sollte er also auch träumen und desto mehr das wache, volle Leben siegen über das unruhige Träumende. Wohl ist für Manche das ganze Leben nur ein Traum; allein es ist in der That ein ewiger Traum in Hinsicht der Unmöglichkeit eines absoluten Bewufstseyns (bei allen dunkeln Gefühlen, Vorstellungen und Bestrebungen aus uns und allen geheimen Einflüssen auf uns).

Wir können in dieser Hinsicht eine dreifache Art des Träumens unterscheiden: 1) Unabsichtliches Träumen; 2) absichtliches Träumen, bei welchem die Schwäche beginnt; 3) Blindesträumen, wo-

bei der Krankheit eintritt. Als Unterarten zeigt sich dann das träumende Wachen, in verschiedenen Menschen und zwar

a) des Kränklich-Reizbaren, — also des Empfindlichen, des Bedenklichen, des Visionensehers,

b) Des Zerstreuten, des Gedankenlosen, — also des Phantasirenden, des Hingerissenen und Geblendeten, des Getäuschten, des Trunkenen, des Affectvollen, des Selbstvergessenen.

c) Des Vertieften, — also des Staunenden, des Brütenden, des Leidenschaftlichen, dessen, welcher sich in seinen Plänen verliert und in der Vergangenheit oder in der fernen Zukunft, welche beide nicht sind, lebt.

d) Des Trägen, — also des Langsamen, des Schlaffen, welcher nicht sowohl seinem Genius als seiner Laune lebt.

Sowohl das nicht wache als das wache Träumen sind unwillkührlich, doch deshalb nicht absolut bewuſstlos, da das Ich nie ohne alle Berüksichtigung des Nichtichs bleibt. Beide ermangeln des Maasses, des Raumes, der Zeit, des Thuns, daher das Unermeſsliche der Traumwelt entsteht; Beide zeigen unwillkührliche Thätigkeit der productiven Kräfte. Dies ist ihre Aehnlichkeit. Allein in dem halbwachen Träumen ist dagegen mehr Einheit und mehr Anhalten; daher es auch mehr Erklärbarkeit als das nicht wache Träumen zuläſst. Jenes

schwebt mehr in der Zukunft, dies mehr in der Vergangenheit; jenes überläfst sich mehr der Willkühr, dieses mehr dem Instinct. Halbwache Träumer wollen nicht Bestimmtes denken; Träumer können es nicht. Bei Jenen ist augenblikliche Hemmung möglich, bei Diesen herrscht ein selbstgeschaffnes Verhältnifs, dem die Phantasie den Schein der Wahrheit gibt.

Hier bleibt noch die Frage zu beantworten: Wie und wenn kann das Träumen Seelenschwäche, oder sogar Seelenkrankheit heifsen?

Leicht kann man Gründe für die Bestätigung dieser Benennung im Allgemeinen vorbringen. Jeder Traum zeigt eine Beschränkung der Besonnenheit, wo Bilder für Realität und volle Wahrheit genommen werden, denen doch die Zwekmässigkeit abgeht. Dazu kommen noch besondere Fälle: a) das Uebermaafs der Traumthätigkeit (in zu lebhaften Träumen); b) das zu lang fortgesezte, auch über den Schlaf noch nach einigem Aufwecken fortdauernde, Träumen. Ein zu lang anhaltender Schlaf macht nicht blos träge, sondern auch geistig stumpf und unaufgeschlossen. Hier läfst sich dann ein unwillkührliches und ein absichtliches oder willkührliches Träumen unterscheiden und dieses in zweifacher Hinsicht, nemlich: das kindische Träumen, als Schwäche, mit der Absicht sich zu unterhalten, wobei der Geist für das Wirkliche untauglich gehalten wird, und das Träumern als Ausartung und Unnatur, wobei der Geist gefoltert und der Traumwahnsinn (wie ihn Jean Paul

nannte) näher gebracht wird *); so in dem Handeln nach Traumbildern (z. B. im Nachtwandeln, welches schon Krankheit, d. i. zu lebhafte, unruhige Thätigkeit anzeigt); so in den Halbgebildeten, bei denen sich die Traumvorstellungen mit den Wahrheitsideen so stark vermischen, dafs sie für Eins gelten **). — Zu obigen Gründen kommen ferner d) der Hang zu gewissen Arten von Träumen und zu öftere Wiederholung derselben Träume; endlich e) das gar nicht merkliche Träumen, welches doch Schwäche gewisser Kräfte verräth.

Dies Alles aber kann nicht erweisen, dafs jeder Traum Wahnsinn und Schwäche sey, sondern höchstens nur den Keim und die Annäherung einer Schwäche darthun. Dafs mithin das Träumen noch kein Wahnsinn sey, bestätigen folgende Gründe:

a) Das Allgemeine und Unvermeidliche des Träumens unter allen oder unter den physisch und geistig gesunden Menschen verbürgt die Naturerscheinung in dem Traume. b) So ferner das Ausgleichende und Läuternde, mithin Gesundende des Traumes. Es beleben nemlich Träume manche schlummernde Ideen, bewirken eine Mannichfaltigkeit der Gedanken und Abwechselung in dem Einerlei des Lebens, zerstreuen die Trauer des Gemüths, versezzen in die unschuldigere Kindheit zurük, führen Fehler vor und bewirken durch das immer wachende Gewissen sogar Erröthen. Es

*) M. s. die Beispiele in Moriz Magazin I Bd. 4 St. S. 20 f. u. IV Bd. 1 St.

**) M. sehe die Beispiele in Moriz Magazin VII Bd. 1 St. S. 124 u. II B. 1 St. S. 53.

sollte der Mensch durch den Traum losgerissen werden von der Sinnenwelt, und in seiner Heimath wieder zu sich selbst kommen. c) Das Ahndende und Bedeutende der Träume. Alle Träume sind, wie Alles in uns, bedeutend, wenn auch nicht in jedem Sinne vorbedeutend. Bekanntlich löfsten Träumende manche Aufgaben, erriethen die Resultate von Prämissen und bereiteten lebhaft die Ursachen zu nachherigen Wirkungen vor. Träume verliehen hellere Blicke und eine glüklichere Treffkraft (ohne dabei an Prophezeiung zu denken). d) Das Besonnene mancher Träume, da Viele das Ungereimte als Träumende erkennen. e) Das Schwebende und Vorübergehende, — ohne dafs die Empfänglichkeit für das Regulativ des äussern Sinnes verloren wäre.

Man kann sogar einen bestimmten Maasstab für die Beurtheilung aller Träume aufstellen, auch sogar ein Ideal der Träume und einen vollkommenen Traumzustand unterscheiden. In jenen idealischen Träumen erblikt der Mensch das wahre, reine Göttliche neben dem Abstande seines bessern Selbst, welches durch Zusammenhaltung mit jenem am Morgen gleichsam neugeboren und kräftiger erscheint. Diesen vollkommenen Traumzustand aber finden wir in dem freien, jedoch harmonischen Spiel der Bilder der Phantasie und der Ideen der Vernunft ohne fehlerhafte Reactionen des Körpers. Einen solchen kann es nur in einem körperlich, geistig und sittlich gesunden Menschen geben, und er könnte der Normalzustand des Traum-Menschen heissen.

Widernatürliche Zustände oder Verstimmungen und Störungen des Gemüths.

Wären die Menschen von der Unendlichkeit, zu der sie streben, blos von der Endlichkeit, die sie umfängt, zurükgehalten; so würde ihr Gemüth keiner Abspannung und keiner Ueberspannung zum Opfer fallen. Allein dieselbe Seelenkunde, die das Göttliche im Menschen aufschliessen soll, hat noch die Ausschweifungen zu enthüllen, welche bald das Verlieren in die Unendlichkeit, bald das Versinken in die Endlichkeit zum Grunde haben. Denn noch hat die Menschheit nicht allgemein gesiegt. Noch zählen wir, nicht etwa unter Kindern, auch nicht grade unter den Wilden, sondern unter den cultivirteren Stämmen und Völkern der Erde und namentlich Europa's die meisten Opfer des Wahnes aller Art, tausendfältig verschrobene Misgestalten, in denen das Göttliche sich in eine niedere Thierheit verloren zu haben scheint, traurige Sclaven ihres eignen ungeordneten Gemüths. — Dies führt noch zu einem Theil der (besondern) Seelenkunde, welche uns das Erlöschen des Götterfunkens der Klarheit und der Freude, einen Tod des Geistes in dem lebenden Leibe darstellt.

Die Betrachtung solcher Seelenerscheinungen hat für den Anblik, und für den ersten Eindruk unläugbar etwas mehr oder minder Befremdendes, ja Zurükschreckendes. Jedes Hinaustreten aus den gewöhnlichen Bahnen erscheint schon als etwas dem Menschen Fremdes, welches durch seine Kühn-

heit oder seine Unbegreiflichkeit abschrekt. Noch weit trauriger, schreklicher, und empörender aber erscheinen diese Abweichungen. Sie lassen eine Herrschaft des Körpers über die Seele ahnden, die den stolzen Menschen mit Bangigkeit und Furcht erfüllt. Die Seelenverstimmungen vereinigen ferner in ihren höhern Graden Alles, was in den Leidenschaften, den wüthenden und kalten, Schrekliches ist; es ist etwas Erschütterndes, in der menschlichen Gestalt ein bewufst- und vernunftloses Wesen zu sehen. Wüfsten wir aus nichts Anderm zu erkennen, dafs die Vernunft nicht nur unsern allgemeinen höchsten Adel, sondern auch unser eigentliches Wesen selbst ausmacht, so würden wir es aus dem schreckenden Eindrucke erkennen, welchen Wahnwizzige auf die Meisten machen. Daher rührt denn auch das Erschütternde ihrer Darstellung auf der Bühne, wenn gleich der Dichter durch Entfernung des Häfslichen oder Lächerlichen eines solchen Zustandes, namentlich in nicht gemeiner Natur, uns mehr in eine ernste und tiefe Rührung über Unfälle zu sezzen weifs, denen die menschliche Natur ausgesezt ist. Und grade die Spuren des Verstandes, ja des Edelmuths, die sich in den Reden der Wahnwizzigen (in den Scenen von Shakespear und Richardson) finden, machen ihren Zustand doppelt angreifend auf uns und beklagenswerth (wenn ein Hamlet und eine Clementine das Bewufstseyn ihrer selbst und die Wahrnehmung der Dinge ausser sich verlieren). Und wenn das Kämpfen des Menschen mit dem Schiksal ein Schauspiel für Götter heissen darf, so ist das Erliegen unter seiner Gewalt und die Ohnmacht des Kindisch-

werdens desto niederschlagender für den menschlichen Stolz. Fügt man noch dazu, dafs die Seelenschwächen nicht blos im weitern practischen, sondern auch im engern psychologischen Sinne höchst ausgebreitet und sogar noch ausgebreiteter sind, als alle Arten von Seelenleiden, so schwindet fast der Glaube an menschliche Kraft und Hoheit.

Doch müssen nicht noch niederbeugender die höchsten Steigerungen des Wahnsinns erscheinen? Nicht nur wird dann der Mensch dem Thiere gleich, sondern er sinkt sogar unter das Thier hinab, wie selbst in der Leidenschaft nicht. Er wird nicht nur hülfloser, sondern auch wüthender, rachgieriger, grausamer und unbändiger. Allein trauriger als jede Wuth und die entschiedenste Bewufstlosigkeit ist der Zustand, in welchen dem Armen grade noch so viel Besonnenheit übrig bleibt, zu wissen, dafs er unvernünftig sey, da mancher Thor und Narr sich wenigstens in seiner Vorstellung selig fühlt; wie dies schon der Fall bei manchem Hypochondristen ist, der sich nicht helfen kann.

Weifs man endlich überdies, dafs die Anlage zum Wahnsinne in jedem Menschen da ist und dafs wahrhaft geistig gesunde Menshen in vollem Sinne des Wortes noch jezt eine grosse Seltenheit sind, wie von jeher; ja dafs selbst die gewöhnlichen Gesundheitsmittel der Erziehung u. s. w. oft die Verderbnisse noch vermehrten, wie der steigende Luxus *) und die mit der Verfeinerung parallel ge-

*) Einseitige Aufklärung neben Zügellosigkeit der Leidenschaften lassen zwar die Anzahl der Blödsinnigen und Dum-

hende Ueberfeinerung und Verweichlichung: dann steht der Mensch mit Schauder vor einem Abgrunde, in welchem die Tiefe sich die menschliche Vernunft selbst graben kann.

Wenden wir uns zu dem reinpsychologischen Interesse, so kann den Psychologen nur das interessiren, was sich auf die ganze geistige Menschennatur bezieht. Leicht erhebt sich dabei der Zweifel, ob dieser wohl sich für Geisteskranke interessiren darf, da er als Naturlehrer den Menschen, nicht aber dessen thierische Herabwürdigung aufzusuchen strebt? Wird er dabei nicht für seine glükliche Richtung wagen? — Dies wird er nicht, wenn die Bedingung vorausgeht, dafs er schon die Naturregel kennt, und das Bewufstseyn seiner Selbst den Grad von Klarheit und Festigkeit erhalten hat, dafs er weder erschrocken noch irregeleitet, noch verblendet werden könne. Misgestalten und Abweichungen können den Naturforscher nie vom richtigen Wege abführen.

Die Beobachtungen werden für den Psychologen auch hier ein positives Interesse erhalten; denn in ihnen liegt 1) höherer Reiz durch die grosse Gemeinheit des ganzen Uebels, die grösseren Schwierigkeiten und das Befremdende bei den Erscheinungen. Sie führen 2) zu reinerer Auffassung der See-

men schwächer seyn als ehemals, aber desto grösser die der Geisteskranken neben dem steigenden Luxus.

lengesundheit, nach dem Gesezze des Contrastes, und dies in dreifacher Beziehung. Sie leiten nemlich a) zu leiserem Bemerken und zarterem Auffassen des Hohen und Göttlichen, und erhöhen das geistige Vergnügen bei der inneren Anschauung des unverlierbaren Ewigen, auch während eines geistigen Todes. Ohne menschliche Anlagen würden auch jene Erscheinungen nicht möglich seyn. Sie vermitteln b) Anerkennung der Natur, nicht nur in, sondern auch mit der Unnatur. Mitten in dem logischen Eigensinne, in dem Privatsinn, der eine Welt für sich hat und durchlebt, finden wir dennoch eine bestimmte und bestimmbare Form des Denkens, der sich Alles mit Consequenz anschliefst. Ist der Mensch auch aus seiner eignen Sphäre verrükt, so bleibt er doch als Sinnenwesen den Einrichtungen seines empirischen Verstandes und dessen Regeln unterworfen, und er hat sich nur verirrt, ohne dafs er sich seiner Verirrung als Verirrung bewufst wird. Es liegt dem willkührlichsten Gedankenlaufe noch eine, freilich blos subjective, Regel zum Grunde, die nur mit dem objectiven Erfahrungsgesezze streitet. So hat auch die Unvernunft ihre Regel, und ihren Standpunct aus dem sie (oft höchst consequent) Alles ansieht. Dadurch kann das Denkvermögen immer beschäftigt bleiben und das thierische Leben erhalten werden, wenn auch nicht Wahrheit gefunden wird. Das Unregelmässige aber nicht als völlige Abweichung von Naturgesezzen zu erkennen, vielmehr deren Befolgung in einer anderen Richtung und Grade bestätigt zu finden, mufs des Forschers Interesse anregen. Unter den grelleren Abweichun-

gen sieht er das Regelmässigere stärker hervortreten. So werden die Beobachtungen an Seelenkranken die Auffassung der Seelengesundheit endlich c) auch dadurch befördern, indem sie zur Bemerkung des Uebergangs und der Scheidepuncte von Gesundheit und Krankheit, wie derjenigen Neigungen und derjenigen (überschwenglichen) Ideen hinleiten, die am leichtesten durch ihre Befestigung heimlichen und gewaltigen Einfluſs erhielten. — Der Gewinn durch jene Beobachtungen ist aber 3) Bemerkung der natürlichen Vermögenheit der Vermögen, ihres höchsten Maasses, ihrer äussersten Schranken; 4) Wahrnehmung der leisen Verwandtschaft von Vorstellungen und Trieben, und 5) Bemerkung des Grades von Selbstmacht und einer Gewalt über sich, verbunden mit den Bedingungen dieser Selbstmacht, welche wir oft bei Gesunden vermissen.

Von der Beurtheilung der aufgefaſsten Erscheinungen hing in jeder Zeit die Behandlung der Wähnenden und Wahnsinnigen und diese wieder von der jedesmaligen Bildung der Menschen ab, so wie von den Thatsachen, welche man vor sich sah.

In dem gesunden Natursohne muſsten schon die Körperkrankheiten sich später als in dem verweichlichten und verbildetern entwickeln, wie vielmehr die Gemüthskrankheiten. Der Verstand konnte da noch nicht verloren werden, wo man noch keinen hatte; das zartere Gefühl konnte da noch nicht verzärtelt und überspannt werden, wo es

noch nicht zart war. Der Mensch konnte da noch nicht schwärmen, wo über der Herrschaft des fordernden Instincts die Einbildungskraft kaum Bilder zu sammeln, geschweige phantastisch darüber zu brüten vermochte. — Dieselbe mütterliche Leitung, welche die Natur durch den Instinct veranstaltete, um das Kind auch durch seine ofnen, noch nicht durch Phantasie getäuschten, Sinne vor Unsinn, welcher dauernd seyn könnte, zu schüzzen, schüzt auch die rohen Stämme vor dem Wahnsinne cultivirter Thoren. Unwissenheit und Aberglaube sind noch nicht Seelenkrankheiten.

Wo dürfen wir nun die erste Quelle und den ersten Siz der ersten eigentlichen Seelenkrankheit suchen? Wo anders als da, wo die grade Richtung des Sinnes sich in Unsinn verkehrt, im Begehrungsvermögen und seiner übermässigen Gewalt, mithin in heftigen Affecten, und Leidenschaften, namentlich in dem rüstigen Zorne (Erinna) und der Rachsucht (Rachefordernde Erinnys), — mithin Wuth und wilde Raserei in einzelnen Ausbrüchen eines ausgelassenen Triebes. Dies läſst sich von dem Zeitalter roher, aber kraftvoller und kriegerischer Menschen vermuthen, und darum kamen aus der Heldenzeit der Griechen der rasende Herkules und der rasende Ajas auf die Bühnen. In dieser blinden Wuth starker Affecten verlor sich der Mensch jedoch erst späterhin ganz und ward seelenlos da hier nur noch seine Seele von einer furchtbaren Gottheit oder einem Geiste stark bewegt wurde, insofern man diese starken

ken Bewegungen an sich für unbegreiflich, mithin für wundervoll erklärte. So lernte man früh die Wüthenden als von Ares Entflammte, als Bestrafte und von den Erinny'en Verfolgte, ja als Verworfene, die ihr eignes Gewissen anklage, ansehen.

Eine zweite Erscheinung nach dieser Heldenperiode waren die Ekstasen der Phantasie, Exaltationen, in denen die Seele ausser sich, d. i. ausserhalb des Körpers, und so auch über ihn zu seyn schien *). Dies ist die Dichterperiode. Die ersten Begeisterungen waren stürmisch, nicht nur mit starker Gesticulation, sondern mit Verzerrungen verbunden. Im weiblichen Geschlechte verbanden sich damit Krämpfe, (ebenfalls durch Geister gewirkt); daher die Epilepsie als eine heilige Krankheit betrachtet wurde. Auf die Phantasie wirkte überdies der Zaubereiglaube und einzelne Zauberer. Da finden wir nun die Schwermuth des von einem feindlichen Schiksale verfolgten Bellerophons, der nach Homer den Göttern verhaſst, gleichsam mit ihrem Fluche belastet ist. (So auch den ausgestossenen Saul.) Hier ist das Streben nach Glük, Reichthum, Ehre gescheitert, und der gekränkte Stolz, der Uebermuth geht in ein phantastisches Leben des erhöhten Selbstgefühls über, mit Seelenmartern.

*) Begeisterung, ahndungsvolle Exstase und Wuth wurden zuerst noch gar nicht unterschieden; daher, dafür nur Ein Ausdruk: נבא, μαινεσθαι.

An diese Stelle traten in Chaldäa böse Foltergeister, im Zeitalter jüdischer Selbstpeinigung und neuplatonischer Schwärmerei, eine Menge Dämonischer aller Art und im Mittelalter Behexte. Tausende von solchen Bezauberten und Hexen (welche man den Flammen opferte und noch im 17ten Jahrhunderte in Deutschland, so auch in Königsberg, verbrannte) waren melancholische Kranke, deren verirrte Phantasie die Form des herrschenden Mönchsglaubens annahm.

Eine dritte Epoche nahm der Aber- und Wahn-Wiz ein. Die Ueberfeinerung, der künstliche Zwang und die Ueppigkeit einer bürgerlichen Verfassung erzeugt [wie schon Kant richtig bemerkt *)] Wizlinge und Narren. In der bürgerlichen Verfassung kann man mit Recht die Gährungsmittel solcher Verderben suchen.

So wie gegen die betrügerischen Mager schon Hippokrates sich erklärte und die Fallsucht nicht für göttlicher als andere Krankheiten annehmen konnte, so betrachtete zuerst der muthvolle Wierus lange vor Semmler die vermeinten Besessenen als Seelenkranke, doch freilich lange als blos schädliche, feindselige, gefährliche, ja unheilbare Menschen, die man nur in Gefängnisse, wie in lebendige Gräber einsperren dürfe. — Es sprachen die griechischen Philosophen schon früh von Krankheit der Seele,

*) Kant über die Krankheiten des Kopfs, in der Sammlung einiger kleinen Schriften, herausgegeben von Rink. S. 34 u. 51

nahmen sie aber sogleich in einem weitern Sinne als für den blossen Wahnsinn. Schon Bias nannte es eine Seelenkrankheit (νοσον ψυχης), nach dem Unmöglichen zu streben und nur an sein eignes Glük zu denken, mithin nahm er es für Thorheit des Irrenden. Im weitesten Sinne faſsten sie aber die Stoiker, denen auch die Leidenschaften wie die Laster Seelenkrankheiten waren.

Troz diesem Vorarbeiten herrschte doch bis auf die neuesten Zeiten eine einseitige Ansicht dieser Kranken, d. i. eine mehr physiologische als psychologische und noch dazu ein schlecht physiologische, zum Theil noch von der veralteten Galenischen Temperamentslehre abhängig. Und eben so war die ärztliche Behandlung der Kranken, wo diese nicht, wie noch jezt, ganz vernachlässigt oder leichtsinnig behandelt wurden, mehr mechanisch als psychisch, obgleich schon die frühsten Priester eine psychische Cur einleiteten, indem sie auf die Phantasie wirkten und einen Geist durch einen andern Geist vertrieben *). Eben so stellte schon im 6ten Jahrhunderte Alexander von Tralles einige gute Ideen über die psychische Cur der Melancholie auf.

In neuern Zeiten richteten zuerst gewissenhaftere Aerzte bei Hospitälern für Seelenkranke, besonders in England, wo die ersten besseren Anstalten dazu in London gestiftet wurden, ihre

*) Man sehe vom Hippokrates etc. Reil's Rhapsodieen. S. 28 f.

nähere Aufmerksamkeit auf die Arten und Classen dieser Krankheiten, denen nachher Andere folgten. (Man vergleiche die Revision der Bearbeitung der empirischen Psychologie in den lezten drei Quinquennien des 18ten Jahrhunderts).

Wir haben eine Menge von Erzählungen und Narrenstreichen aller Arten Thoren erhalten, allein wenig genaue und fortgesezte und fast keine vollständige und unbefangne Beobachtung einer Seelenkrankheit von ihrem ersten Keime an. Gute Köpfe sollten sich allerdings, wie Reil bemerkte, selbst beobachten. Für die Wahnsinnigen hingegen ist ein Tollhaus nicht der Ort, wo sie wirklich rein beobachtet werden können; auch begünstigt es nicht die Gesellschaft, in welcher sie sich dort befinden.

In den bisherigen Untersuchungen waren die Hauptfehler, 1) dafs man nicht vorher alle mögliche Arten zu übersehen suchte und erst nachher sie ordnete, sondern nur immer auf einzelne Arten sich beschränkte; 2) dafs man nicht genug das Zufällige von dem Wesentlichen, das Charakteristische jeder Art von den allgemeineren Merkmalen der Gattung unterschied, und mithin noch keine Naturgeschichte lieferte.

Je weiter die Beobachtung hier noch zurük ist und den Erfahrungen über Seelenkrankheiten noch viele Hindernisse im Wege stehen, desto mehr bedarf die practische Behandlung jener Unglüklichen,

deren Erscheinung die Menschheit demüthigt, ein Regulativ in einer Theorie. Vor allen sind dabei die Gränzen zwischen Gesundheit und Krankheit des Körpers und der Seele durch allgemeine und naturgemässe Bestimmungen der Hauptbegriffe zu gewinnen. Die Frage: was Seelenkrankheit, und was namentlich diese und jene Art derselben sey, ist zugleich practisch sehr wichtig, da darauf die ganze geistige Existenz und Gesundheit vieler Menschen beruht und jeder Mensch um seine Vernunft gebracht werden kann, wenn man ihn anhaltend wie einen Verrükten behandelt, oder ihn wohl gar abgesondert von allem vernünftigen Umgange blos mit Wahnsinnigen umgibt. Dies um so mehr, da die Anlage dazu in allen Menschen liegt und da kaum ein Mensch sich findet, der in seinem Leben nicht wenigstens Anfälle von Exaltationen und von Wuth im gereizten Zustande, wäre es auch nur im Zustande des Affects, gehabt hätte. Desto mehr ist auch die scheinbare Seelenkrankheit von der wirklichen zu unterscheiden. Dafs z. B. Blödsinn Krankheit sey, darüber ist man einig, aber warum es eine solche sey, dies bestimmen noch getheilte Meinungen.

Es weichen Philosophen wie Aerzte noch weit von einander bei den Hauptbegriffen ab; ja man zweifelt noch hie und da, ob die Bestimmung dieses Begriffs und seine Entwiklung mehr vor das Forum der Aerzte, wenigstens der Physiologen, oder wirklich für das der Philosophen, namentlich der Psychologen, zu ziehen sey.

Krankheit, behauptete Münch *), beziehe sich blos auf Organe; daher gehörten die Seelenkrankheiten nicht eher in die Psychologie, bevor diese nicht beweisen könne, dafs auch das Immaterielle den widrigen Zufällen der Materie unterworfen sey. Könne die Seele krank seyn, so könne sie auch sterben. Der Hauptfehler dieses Räsonnements verräth sich sogleich eben in der Unbestimmtheit des Begriffs von Krankheit überhaupt; gab doch der Verfasser selbst eine Krankheit zu in jeder Abweichung von Sittengesezze, obschon im bildlichen Sinne.

Auf ähnliche Art läugnete sogar gradehin Ruland **), dafs es überhaupt Seelenkrankheiten gebe, und erklärte die Störungen in dem natürlichen Gebrauche der Seelenkräfte, die man gewöhnlich Seelenkrankheiten nenne, insgesammt für blosse Folgen und Symptone von Krankheiten der Organisation. Allein mit einem seltsamen Begriffe von Krankheit (dem Ursachlichen des Uebelseyns) behauptet er ohne allem Beweis, dafs alle Seelenzustände, welche ein Uebelseyn verursachen, aus gewissen Zuständen der Organisation, und nur aus ihnen entspringen; — wofür der Beweis gradehin unmöglich ist. Die Erfahrung kann nur zeigen, dafs Vorstellungen vermittelst der körperlichen Organe zum klaren Bewufstseyn ge-

*) Practische Seelenlehre 1801. Th. 2. S. 7 f.

**) D. Ruland's medic. psycholog. Betrachtungen über die Begriffe von Gemüthskrankheiten etc. Würzburg 1801. S. 15 u. 16.

bracht werden, nicht aber, dafs diese Vorstellungen nicht schon vorher dunkel und unentwickelt in der Seele existirten. Weder können alle, auch die chemischen und mechanischen Bewegungen im Körper, blos vermittelst der Seele, noch die Vorstellungen blos vermittelst der körperlichen Organe entstehen.

Seele und Körper, welche unsre Vorstellung trennen darf, sind doch innig verbunden und haben Mehreres gemein. Drükt auch Organisation eigentlich ein gegenseitiges Verhältnifs von körperlichen Theilen aus, so begreift doch das System des Organismus überhaupt und des menschlichen insbesondere sowohl die lebendige und selbstthätige Kraft als ihr Werkzeug, zu Einem Subject verbunden. Auch das vorstellende Subject ist wie der organische Körper ein Naturwesen; beide haben Naturvermögen und zwar ein jedes derselben zu einem gewissen Zwecke, folglich Vermögen mit einer Naturbestimmung. Auch haben ihre Vermögen eben sowohl ihre Naturgesezze, ihren gegenseitigen Zusammenhang und Einflufs wie die Organe des Körpers. Ja in beiden laufen gewisse Bestimmungen wo nicht gänzlich zusammen, doch gewifs parallel.

Aus diesem innigen Wechselverhältnisse folgt sogleich, dafs beide, Seele und Körper, in der Wirklichkeit nicht ganz trennbar seyn können, ja dafs auch beiden manche allgemeine Prädicate gemein seyn müssen. Und zu diesen gemeinschaftlichen Prädicaten gehören auch Gesundheit und Krankheit.

Es werden und müssen sich demnach die Begriffe von beiden Zuständen eben sowohl auf die Seele als auf den Körper anwenden lassen, und man wird die Seele mit gleichem Rechte gesund und krank nennen dürfen als den Körper. Es kann das Uebel der Seelenkrankheit nie allein körperlich seyn, vielmehr leidet in jeder die Seele mit, ja oft sogar mehr als der Körper (z. B. an unwiderstehlichen Begierden) selbst alsdann, wenn auch diese Leiden wirklich in dem Körper ihren ersten Grund haben sollten. Doch daſs von jeder Art von Krankheit, also auch der Seelenkrankheit, der ausschliessende oder der erste und der nächste Grund durchaus im Körper liege, dies läſst sich einmal nicht beweisen. Wollte man den lezten Grund immer im Körper finden, so müſste Krankheit alsdann gar nicht das heissen, was den nächsten, sondern nur das, was den entfernteren oder gar den lezten Grund des Uebelseyns enthalte. Alsdann würden aber sogar die Störungen im Körper selbst, der Regel nach, nicht einmal Krankheiten heissen dürfen, da sie selbst wieder erst durch den Einfluſs äusserer Ursachen bewirkt werden. Die Bestimmung des Begriffs von Krankheit kann keineswegs das Eigenthum des Arztes werden (so wenig als die Begriffe Recht und Unrecht für den Rechtsgelehrten). Die Bestimmung desselben gehört vielmehr ganz eigenthümlich dem Philosophen in dem Arzte und Nichtarzte (wie eine gerichtliche Arzneikunde) an.

Der Begriff der Gesundheit als absoluter und relativer wurde früherhin (S. 173.) aufgehellt, und es bedarf hier nur der Verweisung auf jene Stelle.

Dieser Gesundheit wird die Krankheit entgegengesezt; doch ist sie es nicht in der Wirklichkeit, in welcher Gesundheit und Krankheit in einander immer unmerklich überfliessen.

Krankheit überhaupt ist der Zustand des lebendigen Naturwesens oder des menschlichen Organismus, in welchem die sich ereignenden Veränderungen im Widerspruche stehen mit seiner Naturbestimmung, mit ihr nicht übereinstimmen, und folglich seine Thätigkeiten unzwekmässig erfolgen. Hier ist also die Aeusserung der Naturvermögen mit ihrer Naturbestimmung im Streite.

Nun ergeben sich nach den Begriffen von Gesundheit und Krankheit auch die von Seelengesundheit und Seelenkrankheit von selbst, so bald man diese Erscheinungen nur in ihrem Verhältnisse zu der Naturbestimmung des Gemüths überhaupt und einzelner Kräfte desselben insbesondere betrachtet.

Man fafste den Begriff der Seelenkrankheit entweder zu weit oder zu eng. Zu eng, — nur von einer besondern Art der Seelenkrankheit. So sagt Erhard *): „Seelenkrankheit ist eine blosse und jede Abweichung von den übrigen Menschen in den Trieben und Wahrnehmungen.“ Allerdings findet sich bei jeder Krankheit eine solche Abweichung, allein diese macht noch nicht die Krankheit

*) D. Erhard Versuch über die Narrheit, in Wagners Beiträgen zur philos. Anthrop. 1 Bd. S. 100—143.

selbst, sondern nur ein Kennzeichen derselben aus. Doch auch als Kennzeichen reicht es nicht aus, da nicht jede Abweichung von der angegebenen Art eine Krankheit voraussezt; wäre dies, so würde alle Genialität Wahnsinn und jede Entfernung des Einen von dem Andern im Urtheile Krankheit seyn. — Erhard Schmid *) nimmt für Seelenkrankheit jede merkliche Störung in dem natürlichen Gebrauche der Seelenkräfte, sofern sie aus innern organischen Ursachen zunächst entspringt, an. Allein Störung, welche blosse Unpäſslichkeit anzeigt, kann hier nicht genannt werden, weil dadurch etwas Aetiologisch-Dogmatisches beigemischt wird; daſs sie merklich sey, wird überdies für jede Wahrnehmung vorausgesezt, obgleich manche Krankheiten hier noch unmerklich, und doch schon im Keime, ja im Wachsen vorhanden sind. Wenn endlich organische Ursache die Organisation bezeichnen soll, so ist dies nicht der nächste Grund für jede Krankheit. — Hofbauer **) nennt die Gemüthskrankheit die Krankheit (des Begehrungsvermögens, des Muths) mit welchem ein eigentliches Uebelbefinden wesentlich verbunden ist. Allein kann nicht auch der Muth sehr erhöht seyn, und ist der Narr, der sich deshalb glüklich fühlt, weniger krank?

*) D. Erhard Schmid's Psychol. Erörterung und Classification der Begriffe von den verschied. Seelenkrankheiten, in Hufelands neuem Journal für pract. Arzneik. Bd. IV. St. 1. 1800. S. 7—39.

**) Hofbauers Untersuchungen über die Krankheiten der Seele 1. Th. S. 265.

Zu weit aber faſste man auch den Begriff der Seelenkrankheit und zwar alte und neue Philosophen, wodurch eine Vermischung der Seelenkrankheit theils mit den Leidenschaften, theils mit den Lastern entsteht, mit welchen beiden sie allerdings in der Wirklichkeit oft wunderbar vermischt sind (wie Hofbauer*) selbst gesteht). Eben so dachte man längst (schon Pythagoras) Gesundheit und Tugend sich ähnlich. — Noch ist dabei das Verhältniſs der Seelenkrankheit zur Körperkrankheit nicht genug bestimmt.

Seelenkrank ist derjenige noch nicht im strengern Sinne, welcher leidenschaftlich ist, oder seiner Leidenschaft sich blind überläſst. Er ist es so lange nicht, als er noch die Leidenschaft durch seine Vernunft im Zügel halten kann, und er wird erst alsdann seelenkrank, wenn eine Leidenschaft nicht mehr in seiner Gewalt steht, wenn er ihre Verblendung nicht einsieht, wenn er also von ihr unwiderstehlich zu Handlungen hingerissen, mithin ganz eigentlich das Spiel seiner Leidenschaften wurde.

Seelenkrankheit im strengern Sinne unterscheidet sich aber eben sowohl vom Laster. Der Unterscheidungsgrund, der in Criminalfällen so wichtig wird, ist das Willkührliche oder Unwillkührliche. Laster kann als ein Verbrechen, folglich als etwas Moralisches nur das Willkühr-

*) a. a. O. S. 277.

liche heissen; denn in ihm wird der zwekmässige Gebrauch der Vernunft durch die willkührliche Schuld des Menschen gehindert. Dagegen kann eine Seelenkrankheit nur ein solcher Zustand genannt werden, welcher von der Willkühr des Menschen unabhängig ist und von welchem er nicht als die freie und nächste Ursache betrachtet werden kann. So würde sich ergeben, dafs Seelenkrankheit der Zustand sey, in welchem die Seelenvermögen auf eine ihrer Naturbestimmung zuwiderlaufende Art und zwar sowohl unwiderstehlich als unwillkührlich sich äussern.

Es scheiterte mithin jeder Seelenkranke an seiner Willkühr, und also auch an seiner Freiheit. Allein zu dieser gehört noch ein Andres, die Besonnenheit, namentlich die objective. Leicht kann nemlich derjenige, welcher eine fixe Idee nährt, in Beziehung auf diese, alle mögliche subjective Besonnenheit haben; er ermangelt aber des Bewufstseyns des objectiven Zusammenhangs seiner herrschenden Idee mit der Vernunftidee der Wahrheit und der Uebereinstimmung mit der Wirklichkeit. Hier tritt also eine Verwechselung blos ideeller Gegenstände mit realen, oder eine Vertauschung des subjectiven Scheines mit der objectiven Wahrheit ein. Ja man hat nöthig, auf dieses freie Selbstbewufstseyn den Unterscheidungsgrund (noch mehr als Hofbauer auf die Willkühr) zu fixiren. Denn es konnten, wenigstens manche, Seelenkrankheiten eben sowohl von der Willkühr ausgehen, durch sie vorbereitet seyn, und nur ihr Ausbruch, nur ihre fortgehende Aeusserung

war unwillkührlich. Wir fassen den Begriff vollständig also auf:

Seelenkrankheit ist jeder Zustand (vollends Fertigkeit), während der dem Wachen bestimmten Zeit, in welchem alle oder einzelne Seelenkräfte eine widernatürliche und verkehrte Richtung und (einseitige) übermässige Gewalt ohne Bewufstseyn dieser Verkehrtheit und darum auch unwiderstehlich und unwillkührlich annehmen. Kurz gefafst: ein Träumen ohne Schlaf, übermässig fortgesezt im Wachen. Alle Kräfte werden hier genannt; — dann wäre dies eine absolute Seelenkrankheit, und diese die allein unheilbare, ob sie gleich in der Wirklichkeit eben so undenkbar als die absolute Seelengesundheit ist. Uebermässige Gewalt findet statt, d. i. Einer Kraft, welche dadurch, dafs sie kürzer oder länger exaltirt wird, alle übrigen mehr oder minder deprimirt. Wären alle Kräfte gleich stark, so wäre sogar Gesundheit vorhanden und es berührten sich die Extreme. Diese als absoluter Zustand ist so unmöglich, als dafs alle gleich-übermässig stark seyn könnten. Dadurch ist die Heilbarkeit aller Seelenkrankheiten durch Depression des Exaltirten etc. deducirt. Ist die deprimirte Kraft eine sinnliche, so verliert sich der Mensch in das Unendliche, also in unendliche Wünsche und Pläne, in überschwengliche Gefühle. Ist dagegen die deprimirte Kraft eine übersinnliche, so versinkt er in das Endliche, mithin in niedere und gemeine Triebe und thierische Aeusserungen. Dort wirkt er mehr in sich und still; hier mehr ausser sich und stürmisch. Dort fliegt er, hier kriecht er

mehr. Mischungen veranlassen dann in diesen beiden Hauptrichtungen die einzelnen Subjecte; denn wie kein Mensch ganz vernünftig und vollendet wird, so ist oder wird auch keiner ganz unvernünftig und abbrutirt.

Classification der Gemüths-Störungen.

Noch herrscht in den Eintheilungen viel Willkühr, ja Verwirrung. Man eilte oft zu den Eintheilungen, ohne vorher das Recht und den Grund derselben zu untersuchen, und systematisirte zu schnell die Natur. Man verwechselte also Arten mit Geschlechtern oder Arten mit Arten; man definirte willkührlich, bald zu weit, bald vorzüglich zu eng. Endlich benannte man sie eben so willkührlich.

Vor Allem haben wir die Möglichkeit einer ächten Classification zu erwägen. Es finden sich hier mehrere Schwierigkeiten einer systematischen Eintheilung *); denn es scheint schwer, 1) in die Unvernunft ein System zu bringen. Allein schon die Natur führt durch ihre allmählige Vorbereitung, so wie durch ihre Abhülfe darauf, und strebt selbst in der Unnatur noch irgend eine Natur wiederherzustellen, strebt in sie ein, wenigstens subjectives, Princip der Ordnung zu bringen, und eine bestimmte Form zu bilden, nach der die Objecte dann erscheinen. Auch sind alle

*) Sogar Kant — Anthrop. S. 144. — verzweifelte fast noch daran.

Gemüthsstörungen doch Natur-Erscheinungen, und sie mufsten also auch in der Natur möglich seyn. 2) Wie in der Wirklichkeit sogar Gesundheit und Krankheit fast unvermerkt in einander überfliessen, so fliessen in dem Seelen-Chaos des Verwirrten oft mehrere Arten zusammen. Doch liessen wir uns dies hindern, so dürften wir eben so wenig in der Theorie der reinen Naturlehre Kräfte, Temperamente etc. trennen; denn auch diese fliessen in einander. Man hält aber manche zufällige Erscheinung für eine besondere Art, oder man fafst in Eine Art ein Chaos mehrerer specifisch verschiedenen Zustände. Dazu kommt 3) die grosse Unbestimmtheit aller Sprachen zur Bezeichnung der Begriffe dieser dunkeln Phänomene; denn die verschiedenen Nebenbedeutungen und der mannichfache Sprachgebrauch verführen und verwirren die Bestimmung. Allein die Benennung sollte auch das lezte seyn, an welches man bei der Untersuchung zu denken hat. Sind nur die Begriffe vorher klar geschieden, so wird sich auch der Name finden und auch die allmählige Uebereinkunft möglich werden.

Kennen wir nur die Erfordernisse einer ächten Eintheilung, so sind uns eben dadurch schon die Principien einer Kritik jeder bisherigen und künftigen, möglichen Eintheilung gegeben.

Zuerst gehen wir, einem kritischen Verfahren gemäfs, in diese Erfordernisse negativ ein. — Welche Eintheilungsgründe oder Glieder sind nicht zu befolgen?

Man darf nicht eintheilen: 1) nach ihren Gegenständen. Diese sind äusserlich, zufällig, wechselnd, unendlich.

2) Nach ihren Symptomen, wenn auch diese wirklich mit mehr Stetigkeit sichtbar werden; denn diese geben zunächst nur äussere Verschiedenheiten an. Ueberdies enthalten manche Symptome nicht genug Charakteristisches, da ganz heterogene Krankheiten in einzelnen Symptomen übereinstimmen.

3) Nach Zeitverhältnissen allein — oder nach ihrer Dauer (als anhaltende oder nachlassende), da Zeit eine eben so zufällige Bestimmung ausmacht und die meisten Krankheiten wechseln.

4) Aetiologisch — nach ihren Ursachen, seyen dies nun geistige (z. B. Leidenschaft) oder körperliche (locale oder allgemeine) oder beide zugleich. Diese Eintheilung dürfte nemlich nur auf zureichenden Ursachen beruhen, dies sezte aber schon eine Classification der Ursachen voraus. (So sind nicht blindlings zu unterscheiden Wahnsinn aus Liebe, Wahnsinn aus Stolz). Ueberdies mischen sich meistens mehrere und sehr verschiedene Ursachen, entfernte und nahe, bei.

5) Sogar nicht einmal ganz nach ihrem Sizze, weise man diesen im Körper oder in einem Theile desselben, oder in der Seele oder in einen Vermögen derselben oder in beiden zugleich nach. Ueberall dachte man da an ein Mifsverhältnifs. Und darauf gehen die neuesten Erklärungen hinaus.

So wurde eine allgemeine oder anthropologische von Hofbauer entworfen, nach der sich

sich nun ergaben: 1) Geistes-Krankheiten (hier sezte Hofbauer noch den alten Unterschied zwischen Geist und Seele voraus und nannte Geist das vorstellende Wesen überhaupt), Krankheiten in der Seele an und für sich, oder in ihrem allgemeinen oder besondern innern Vermögen. 2) Seelen-Krankheiten (hier dachte er unter Seele ein Wesen, welches mit einem organischen Körper in Verbindung steht) in dem engern Sinne, oder Krankheiten in den äussern (nach aussenhin wirksamen) Vermögen der Seele, oder Krankheiten in der Gemeinschaft der Seele und des Körpers, wobei die äussere Willkühr gehemmt oder unterdrükt ist. 3) Verrückungen oder Krankheiten in dem Verhältnisse der Vermögen zu einander. — Diese Eintheilung ist eigentlich nur zwiefach: eine Krankheit der Materie (Vermögen) und eine Krankheit der Form (ihres Verhältnisses). Allein die erste ermangelt des Grundes; denn es gibt keine Krankheit eines Vermögens an sich, sondern nur relativ zu andern, d. i. ihres Hanges zu diesem oder jenem. Die Verlezzungen der Seelenvermögen (schrieb Reil richtig gegen Hofbauer) sind nicht Krankheiten, sondern Producte der Krankheiten. Es läſst sich aber auch ferner nicht nach dem Einflusse des Körpers besonders eintheilen; denn auch bei den Geisteskrankheiten wird eine Verbindung mit dem Körper vorausgesezt. Endlich ist die Benennung willkührlich, da sie auf metaphysischen Voraussezzungen (z. B. daſs die Seele allein wirke) beruht.

Eine speciellere oder mehr psychologische Eintheilung geht auf die Gemüthskräfte, und zwar

entweder auf die bekannten drei Seelenvermögen, noch mit Rüksicht auf die Vermögen des Körpers, namentlich auf Gall's Theorie*), wobei wir erhalten: 1) eigentliche Gemüthskrankheiten (Wahnsinn); 2) Geisteskrankheiten; (Wahnwiz?) 3) Willenskrankheiten. Diese drei Organenconstellationen sind dann nach ihren Verhältnissen des Antagonismus, wie des Consensus der Uebereinstimmung und Nichtübereinstimmung zu betrachten.

— oder blos auf die Aeusserungen der Vorstellungskraft, bei denen sich jedesmal der Einfluſs dieser prädominirenden Erkenntniſskraft auf das Gefühl und Begehrungsvermögen bemerklich machen lasse. Ihr folgt Schmid.

Allein gegen beide Wendungen dieser Eintheilung spricht dies, daſs nicht in der Kraft an sich und als solcher die Krankheit zu suchen ist. So wenig der Grund des Irrthums in dem Verstande selbst liegt, sondern vielmehr in der Verwechselung des Subjectiven mit dem Objectiven, so wenig liegt auch hier der Grund im practischen. Ueberdies könnten wir nach einzelnen Kräften erst dann absondern, wenn unsre psychologischen Theorieen der Kräfte mehr einen nothwendigen Charakter angenommen hätten, d. i. wenn sie wesentliche

*) S. Jenaische Allg. Litt. Zeitung 1805. No. 8.

Verschiedenheit und keine blos willkührlichen und zufälligen Absonderungen von fragmentarischen Erscheinungen darstellten, und eine bündige Zergliederung und Ableitungen aller Theile eines organischen Ganzen aufstellten.

Gegen die Schmid'sche insbesondere spricht a) ihre Einseitigkeit, die den Eintheilungsgrund blos von der Vorstellungskraft abzieht; b) ihre negative Bestimmung dieser Vorstellungskraft durch Mangel an Empfindung, an Aufmerksamkeit, an Ueberzeugungsvermögen, an Denkvermögen, an Bewufstseyn; da doch höchstens nur Mangel an Thätigkeit dieser Vermögen, oder noch bestimmter — zu schwache und nur untergeordnete Thätigkeit der Vermögen behauptet werden darf, und eigentlich nie eine Kraft dem Menschen ganz mangeln kann. Im Erkenntnifsvermögen liegt auch nur die allgemeine Möglichkeit des Irrens.

Wollen wir einen minder willkührlichen und sichern Eintheilungsgrund aufsuchen und aufstellen, so bedürfen wir vorher leitender Grundsäzze.

Eine ächte Eintheilung der Naturerscheinungen überhaupt, folglich auch der vorliegenden, darf nicht verworrene Gruppen von Phänomenen, sondern mufs ein Classensystem aufstellen. Wo es auf Classification ankommt, da ist nicht von zufälligen und äussern, sondern von wesentlichen und innern Verschiedenheiten und Aehnlichkeiten, mithin nicht von Varietäten (und Spielarten) sondern von generischen und specifischen Differenzen

die Rede, Es wird 1) ein Classensystem von Gattungen, Arten und Unterarten erfordert. Arten sind nemlich immer specifisch eigenthümliche Verlezzungen der Qualitäten und Thätigkeiten, die sich durch einen Inbegriff steter Symptome zu erkennen geben. Varietäten entstehen als blosse Modificationen der Arten durch die Individuen, oder durch Verhältnisse der Haupterscheinung zu ihren mannigfaltigen entfernten Ursachen, durch die Verschiedenheit ihrer Stärke und Dauer, durch ihre Zusammensezzung mit andern Seelen- oder Körperkrankheiten. Sogar die Cultur der Seelenkräfte ist so verschieden nach Graden, als es die Individuen sind.

2) Soll die Classification auf den Begriff von dem Wesen der einzelnen Arten in ihrer wirklich specifischen Verschiedenheit führen, so dürfen die Arten nicht ohne zureichende Gründe angenommen und vervielfältigt werden. Sie darf also weder aus den mannigfaltigen Graden, noch aus den unendlich verschiedenen Zusammensezzungen und Mischungen der Arten besondere Arten aufstellen. Vielmehr mufs sie sich für das Wesentliche, mithin für die einfachen und reinen Krankheiten beschränken, wenn auch diese in solchem Maafse nirgends ganz rein und isolirt in der Wirklichkeit existirten. Ueberdies würde die Anzahl der zusammengesezten Krankheiten hier so unendlich wie bei dem Körper seyn; denn hier finden wir nur Zustände, die tausendfach wechseln können, nicht Gattungen, die der Naturhi-

storiker classificiren kann. Eine zusammengesezte Krankheit aber ist der Zustand, in welchem entweder wirklich mehrere Krankheiten vorhanden sind oder wenigstens Mehrere ursachlich zusammentreffen. Nun zeigen sich aber in der Wirklichkeit die meisten Seelenkrankheiten als Zusammensezzungen. „Sie entstehen (wie Reil in seinen Rhapsodieen S. 125 sagt), als unbedeutende Grössen, wachsen aber im Fortwälzen, wie Schneelavinen, zu Massen an, die den ganzen Mikrokosmus des Menschen umstürzen." Grade die Seelenkrankheiten haben aber vor allen andern Geneigtheit sich zusammenzusezzen, weil die Verhältnisse des organischen Systems einfacher und nothwendiger sind als die des geistigen. Eine Classification der zusammengesezten Seelenkrankheiten bleibt im strengern Sinne unmöglich, sofern alle mögliche und individuelle Verhältnisse dabei eingerechnet werden sollen; sie ist aber möglich im weitern Sinne nur bis zu dem Grade als man Hauptmischungen und Hauptgruppirungen angeben kann.

Um nun die Arten zu finden, von denen das Privatstudium der Seelenkrankheiten beginnen soll, mufs man von einer grossen Reihe zwekmässiger Beobachtungen ausgehen. In diesen sind die wesentlichen und unwandelbaren Merkmale der einfachsten Zustände abzusondern von den zufälligen und wechselnden Zügen. Nach einer solchen Zergliederung der mit Beständigkeit sich zeigenden Elemente solcher Erscheinungen darf man die Arten aufstellen, welche aber nicht sogleich zu eng

begränzt werden dürfen, da sie sonst auf manche neuaufgefundene Unterarten nicht passen würden. So lange sich blos vorübergehende krankhafte Seelenerscheinungen zeigen, so sind sie als Symptome meist von Körperkrankheiten nur erst die Anfänge der Seelenkrankheiten. Uebrigens bleibt selbst in den reinsten und hellsten Zwischenräumen, welche kürzer oder länger dauern, immer noch eine Abweichung von dem Einklange der Seelenkräfte zur Einheit der Vernunft übrig. Der helle Zwischenraum unterscheidet sich dadurch immer noch von der Genesung, dafs der Genesene eine deutliche Vorstellung von dem Umfange seines Seelenzustandes hat, da doch selbst der Genesende am spätesten das klare Bewufstseyn seiner ganzen Persönlichkeit erhält.

5) Mit dem Blicke auf dieses Wesentliche und Beharrlichere in diesen Erscheinungen stellen wir also den Eintheilungsgrund auf: nach der vorherrschenden Form, nach dem vorwaltenden Charakter und Geist, also nach der hervorstechenden Art und Weise der Zustände und Thätigkeiten, so wie nach ihren Hauptrichtungen. Ihnen untergeordnet ist der Umfang der Zeit, wie des Raumes in der Extension, wie die Steigerung der Grade in der Intension, deren jede Krankheit unendlich viele haben kann, da die Ausbildung verschieden ist.

Vorausgesezt wird dabei:

a) als leitende Idee ein gesunder Normalzustand, worin alle Vermögen ihr allgemeines Ziel

finden oder ihrer allgemeinen Naturbestimmung gemäfs wirken. Neben diesem absoluten Ziele für Alle, gibt es besondere Zwecke für jedes einzelne Vermögen; und dies Besondere ist immer relativ. Alle Seelenkrankheiten aber machen Abweichungen von jenem Zustande aus, nach weiteren oder näheren Entfernungen.

b) Ferner, dafs zwar die mittelbare Anlage dazu in jedem Menschen liege, dafs auch jedes Seelenvermögen in jedem, auch dem blödsinnigsten Menschen vorhanden, dafs aber bereits irgend Eins schon entwickelt, ja sogar mit einseitiger Vernachlässigung Anderer entwickelt sey. So sezt jede Seelenkrankheit eine Seelenschwäche und diese eine Seelenverstimmung voraus. Die Beschränktheit des Denkvermögens ist z. B. nie ursprünglich, sondern sie gründet sich (selbst nach Schmid) auf Stumpfsinn oder Beschränkung der niedern Seelenkräfte. Daher wird bei Beurtheilung der Seelenkrankheiten immer zugleich eine Rüksicht auf die Grade der Uebung und Thätigkeit, der Richtung und Ausbildung der einzelnen Vermögen nothwendig.

c) Indem wir den herrschenden Charakter der einfachen Krankheiten zum Eintheilungsgrunde erheben, so bestimmen wir diesen nach einem der beiden Urtriebe im Menschen und ihrem denkbaren Doppel-Hauptverhältnisse, in welchem der eine zu schwach, zu reizlos und unbelebt, gehemmt oder abgespannt ist, wobei dann eben dadurch der andre zu stark, zu reizbar und lebhaft,

losgelassen oder überspannt wird. Jene Urtriebe aber sind

1) Der Trieb nach Bewegung, nach Expansion und Vereinigung, in welchem durch besondere Veranlassungen das Unendliche vorwaltet (exaltirt) und das Endliche gebunden (deprimirt) ist.

2) Der Trieb nach Ruhe, nach Concentrirung und Isolirung, in welchem wieder durch besondere Veranlassungen das Endliche vorwaltet (exaltirt) und das Unendliche gebunden (deprimirt) ist.

d) In beiden Hauptrichtungen lassen sich nun bald Hemmungen, bald Beförderungen der Function entweder des Muskelsystems, — des Gefühls und der Willkühr, oder des Nervensystems, — des Sinnes und der Besonnenheit, und in beiden wiederum

besondere (partiale) und allgemeine (totale),
vorübergehende und anhaltende Hemmungen
oder Beförderungen — denken.

Ist keine vollendete Hemmung vorhanden, so entstehen die zusammengesezten Seelenkrankheiten, in denen die eine Richtung mehr vorherrscht.

Am schnellsten fassen wir hier Licht und es lassen sich die verschlungenen Abweichungen, so daſs wir der Natur selbst folgen, am leichtesten übersehen, wenn wir der vollkommenen Seelengesundheit in

ihren verschiedenen Arten immer sogleich die beiderseitigen Contraste zur Seite stellen. Folgende Tafel stellt das Ganze unter dieser Beziehung dar *).

*) Um über die Zusammenstimmung, welche sich zwischen einzelnen Theilen in folgender Tafel und der von Flemming Entworfenen (die er in seinen Ideen zur Beurtheilung der Gall'schen Untersuchungen 1805 aufstellte) findet, das Urtheil richtig zu bestimmen, erinnere ich, daſs der Verfasser das Folgende unabhängig von Flemming geschrieben und früher schon (1804) vorgetragen hat. — Anmerk. des Herausgebers.

Normale Zustände.	Abnorme Zustände des Triebes zur Ruhe. Versinken im Endlichen; — Schwächen und Abspannugen.	
	a) vorübergehende	b) anhaltendere
1. Das Muskelsystem.	1. Verstim-	mungen.
Geschmeidigkeit der Bewegungen.	Unbeweglichkeit.	Starrsucht.
	Gefühllosigkeit od. Apathie.	Ohnmacht — Scheintod.
Unverlegenheit der Aufmerksamkeit,	Beklommenheit.	Verblüftheit.
Heiterkeit und Tiefe des Gefühls.	Niedergeschlagenheit.	
	Mifstrauen und Mifsmuth.	Selbstpeinigung u. Lebensmüdigkeit.
	Trübsinn und Schwermuth.	Grillenfängerei od. Hypochondrie.
Fertigkeit u. Reinheit des Willens.	Vertiefung und Tiefsinn.	Tiefsinnigkeit od. Melancholie.
2. Das Nervensystem.	2. Verblen-	dungen.
	Täuschungen und Vorspiegelungen.	
	Schwachsinnigkeit (Schwerhörigkeit).	Unempfindlichkeit.
Sinnigkeit.	Betäubung des äussern Sinnes	Irresinn.
		Blödsinn.
	des innern Sinnes.	Sinnlosigkeit — Unsinn.
Geistesgegenwart.	Schwäche (Unfertigkeit oder Vergefslichkeit) des Gedächtnisses.	Erinnerungslosigkeit (Amnesie).
Unbefangene Einfalt.	Schwäche der reproductiven Einbildungskraft (armes Spiel mit einem Bilde).	Einfältigkeit des Pinsels.
	Schwäche der productiven Einbildungskraft (prosaische Trockenheit).	Stumpfsinnigkeit, Idiotism.
Scharfsinn des Verstandes	(Unwissenheit) des Unverständigen.	Bornirte Dummheit.
Glaube.	Leichtgläubigkeit und Aberglaube.	
Klugheit der Urtheilskraft.	Thorheit des Unklugen. Unbegreifsamkeit.	Narrheit.
(Fassen höherer Gesichtspuncte und Regeln).	Kindische Geisteslosigkeit.	
Weisheit der Vernunft, oder Vernünftigkeit.	Verworrenheit, (Steckenpferd; Ueberstudiren).	Ruhig grübelnder Aberwiz der fixen Idee.

Abnorme Zustände des Triebes zur Bewegung.
Verlieren im Unendlichen; — Exaltationen und Ueberspannungen.

a) vorübergehende.	b) anhaltendere.
1. Verstim-	**mungen.**
Queksilbrigkeit. Wildheit, Ausgelassenheit.	Tarantism — Wuth — Raserei. Fallsucht — Nachtwandeln.
Jovialität. Sympathie, Affectation. Sentimentalität. Launenwechsel. Zerstreuung und Leichtsinn.	Lustigmacherei des Spasmachers. Schmelzende Empfindelei (des verzweifelnden Selbstmörders.) Ueberfälle (raptus) der Phantasterei.
Begeisterung, Entzückung, Enthusiasmus.	Schwärmerei der Extase; und besonders der Phantasterei.
2. Verblen-	**dungen.**
Doppelsehen, Feinhörigkeit. Visionen. (Gedächtnifsüberfüllung) Abwesenheiten.	Schwindel der Ideenjagd im Berauschten (wo keine Idee festgehalten werden kann, den fixen Ideen entgegengesezt.) Gedankensprünge.
Bilderei, Träumerei und Inconsequenz.	Projectmacherei.
Geniesucht, Originalitätssucht.	Unsinnigkeit (amentia). (Methodischer) Wahnsinn.
Schwergläubigkeit und Unglaube. (Zweifelsucht.)	
Abgeschmaktheit (des Faselnden und Ueberklugen).	Wahnwiz mit Irrereden.
Vielwisserei mit Intoleranz und Sectengeist.	Verrüktheit (Aberwiz).

Die Krankheiten der Ueberspannung oder der Hypersthenie beruhen auf einer übermässigen, heftigen, stürmischen Lebhaftigkeit und Stärke, einer Exaltation, Uebertreibung, Ueppigkeit, Uebereilung und Unstätigkeit der Thätigkeiten, wie auf einer übergrossen Feinheit und Schärfe. In dem Menschengeschlechte entstanden die krankhaften Ueberspannungen des Willens und der Gefühle in den rüstigen Affecten früher als die des Kopfes oder Nervensystems.

Die Krankheiten der Abspannung oder der Asthenie beruhen auf einer Reizlosigkeit, Abstumpfung, Retardirung, Hemmung und Erstarrung der Kräfte, — einer Vergröberung bis zur Verthierung und zu dem vegetirenden Leben (Versteinerung). In dem Menschengeschlecht entstanden die krankhaften Abspannungen des Willens und der Gefühle später, dagegen früher und mit den Ueberspannungen des Willens fast zugleich die unwillkührlichen Abspannungen des Kopfes oder der Geisteskräfte.

In der doctrinalen Entwiklung der einzelnen Seelenkrankheiten selbst wird diejenige Darstellungsmethode die am meisten verdeutlichende seyn, welche von den vorübergehenden, mildern und gewöhnlicheren Erscheinungen zu den dauerndern, wildern und ausserordentlichern fortschreitet. Genug, dafs jene tabellarische Uebersicht einen Blik in den innern Zusammenhang des ganzen mensch-

lichen Seelenkrankheitssystems gab, zu dem wir nunmehr im Einzelnen zurükkehren. Wählten wir bei der Tabelle die Analyse, so hier mehr die historische Methode, — eine Naturgeschichte des erkrankenden Menschengemüths.

Besonnenheit ist psychologische Bestimmung des Menschen, d. i. die freie Fixirung des Universums. Der Mensch, der für die Zukunft und für Andre leben soll, mufs doch zugleich in der Gegenwart und auch in sich leben. Sonst verliert er sich und seine Seele, weil das Bewufstseyn die Seele alles geistigen Lebens, alles Denkens und Wirkens ausmacht. Er soll sich nicht verlieren weder in der Zeit (sey sie eine vergangene, gegenwärtige oder künftige), noch in den (äussern oder innern) Gegenständen. Er soll erst von dieser Welt seyn, d. i. des Nächsten und Unmittelbaren nicht vergessen.

Zu dieser Besonnenheit gehört aber nicht blos passive Bemerkung — Merksamkeit, d. i. Geneigtheit, etwas zu merken (d. h. sowohl zu ergreifen, als auch zu behalten), sondern auch Aufmerksamkeit. Diese ist kein blosses Vermögen [wie Abicht sagt *)], sondern eine Fertigkeit, sein Bewufstseyn auf einen bestimmten (äussern oder innern) Gegenstand mit dem Vorsazze zu rich-

*) S. dessen psychol. Anthrop. S. 519.

ten, ihn ausschliessend zu fassen, — eine Geistesanwesenheit, Geistesgegenwart.

Dieses Hinrichten des Bewufstseyns ist nun immer zugleich ein Wegrücken desselben von andern Objecten, mithin ein Absondern und Abziehen von einem andern (äussern oder innern) Gegenstande; und so jede Aufmerksamkeit immer mit einer Abstraction von manchen Dingen verbunden, nicht aber durchgehends umgekehrt.

Das Ideal dieser Fertigkeit liegt in dem Sammeln, d. h. dem Vereinigen und Concentriren seiner Kraft auf einen Punct in seinem eignen Bewufstseyn. Der Aufmerksame ist bei sich, sowohl bei Sinnen, als bei Verstande, also innerlich unzertheilt. Die Aussenwelt reifst ihn nicht hin, die innere und höhere Welt verschlingt nicht sein ganzes Selbst; sie verstärkt sogar das befsre Selbst. (Wie der Dichter sagt: „Der freie Mensch ist schlechterdings kein Sclave der Umgebung; aus allen Stürmen, und was oft noch mehr ist, aus allen Wonnen dieses Lebens reifst er sein befsres Ich"!)

Diese aufmerksame Besonnenheit aber kann entweder geschwächt werden durch Vertheilung, ja unterdrükt durch wiederholte Verleugnung oder überspannt durch übermässige Beschränkung, ja ebenfalls verschlungen werden durch einseitige Fixirung. Jenes in der Zerstreuung, dieses in der Vertiefung; jenes in frühern Zuständen der Menschheit, dieses in spätern. Dem Zerstreuten fehlt die Einheit, dem Vertieften die Mannigfal-

tigkeit. Jene war nöthig für Sammlung des Stoffs und der Objecte zu vielseitigem Streben; diese für Sammlung der Form und des Subjects zur Einheit des Stofs.

Die Aufmerksamkeit ist in jedem vernünftigen Wesen immer vorhanden, wo es sich seiner und seines Thuns bewufst ist. Aber sie ist anfangs noch nicht fixirt, geschweige gar concentrirt, sondern ein umherschweifendes Aufmerken auf heterogene Dinge, wenn auch nicht grade auf viele. Schon das Kind kann seine Besonnenheit absichtlich verleugnen in der Zerstreuung, welche bekanntlich (wie schon Kant sagt) der Feind aller Erziehung ist. Hier drängen sich eine Reihe Fragen zur Lösung auf. Beginnt das Doppelleben schon so früh im Menschen, dafs schon Kinder Zerstreute heissen können? Dafs auch sie sogleich beim ersten Sehen mit dem Blicke wankend umherirren und nachher faseln können? Dafs sie nachher sich gern an die Stelle fremder thierischer oder menschlicher Personen sezzen und ihre äussere Persönlichkeit spielen? Kann das bekannte Menschenloos, sich von dem Einzelnen zu dem Ganzen zu erheben, ihn sogar zur Vereinzelung, Isolirung, ja zum Leben in einer fixen Einbildung statt zu der Einen höchsten Vernunftidee hinführen? Geschieht in der Welt vielleicht so wenig, weil so Viele schon früh sich nicht finden konnten in dem Gewühle der Erscheinungen, sich nicht festhalten wollten?

Man ziehe hier nun folgende Bestimmungen in Rüksicht:

Zerstreuen ist eine sich leicht ausbreitende, zweklose Thätigkeit, *Sichzerstreuen* eine Selbstthätigkeit.

Zerstreut wird das Ich, wenn es *zugleich* oder vielmehr schnell nach einander auf *mehr* Gegegenstände hingezogen und gerichtet wird (nicht sich selbst richtet), als seine Fertigkeit, sie alle genau aufzufassen, gehörig zu beachten und unverrükt festzuhalten erlaubte.

Dieser Bestimmung nach ist *Zerstreuung* nicht (wie *Hofbauer* sagt) im Allgemeinen das unter *zu* viele Gegenstände Zertheiltwerden; denn es liegt etwas Relatives und Individuelles darin, indem der Eine mehr, der Andre weniger Gegenstände umfassen kann.

Die *Zerstreuung* — ist eine Erfahrung des Zerstreuens, — Gelegenheit *sich* abzuspannen, abzuziehen, eine wenigstens einseitige Verminderung der Aufmerksamkeit durch unverhältnifsmässige Zertheilung derselben unter mehrere Gegenstände, welche nicht grade *an sich* ungleichartig oder verschieden seyn dürfen (eine nach verschiedenen Seiten gerichtete Thätigkeit von verschiedenen Graden mit mehr oder minder Merksamkeit des Einen oder Andern).

Auf die Zerstreuung lassen sich verschiedene Eintheilungen anwenden:

A. Sie ist *einstweilige*, vorübergehende, — oder die bis zur Geneigtheit, ja zum Hange übergegangene, *habituelle*.

B. Das (durch die Gegenstände oder durch starke sinnliche Eindrücke) unwillkührliche Zerstreutwerden (Geistesabwesenheit), — oder das freiwillige und vorsäzliche Sichzerstreuen mit Bewufstseyn.

C. Die Zerstreuung des Gedankenlosen und die des in Gedanken Versunkenen, oder in Bildern Umherschwärmenden. So kann oft Besonnenheit mit Zerstreuung bestehen; doch nur Eine Art der Besonnenheit, die intensive oder extensive. So wird oft durch die gröfste innere Besonnenheit die äussere geschwächt, und man sieht (selbst gelehrte) Menschen, welche viel Vernunft zeigen, dadurch oft tolle Streiche begehen, dafs sie, wenn sie Etwas in sich tragen, auf nichts Anderes aufmerken. Dies sind die in Gedanken Versunkenen.

D. Die Zerstreutheit als Schwäche und die Zerstreuung als Stärke (mit Selbstmacht). Bei jener wird der Mensch auf etwas Anderes hingezogen als er selbst wollte oder wenigstens sollte; bei dieser will er sich Etwas aus dem Sinne schlagen durch anderweite und seelenfüllende oder seelenanziehendere Beschäftigung. Dort kann man sich nicht festhalten; hier vermag man es eher. Zerstreut—heit ist eine Geneigtheit, ja ein Hang, sich zerstreuen zu lassen (z. B. des Träumers, des Gesellschafters, welcher vergifst, was Andre sagten und er selbst vorher sprach *). So die Zerstreutheit

*) Der Charakter des eigentlichen Zerstreuten (Distrait), den wir aus la Bruyere nach dem Leben gezeichnet und

der kleinfügigen Geschäftigkeit, wie der Vielgeschäftigkeit. So bei Gelehrten, welche nicht Zeit gewinnen zum Verstande oder gar zur Vernunft zu kommen. Daher sezzen sich so Wenige Einen Hauptzwek ihres Lebens auf das Ganze; vielmehr schaft Leichtsinn ein Leben eines Träumenden und eines betäubenden Taumels. Daher entsteht dann die Unentschlossenheit im Handeln, die Unentschiedenheit im Denken, die Gleichgültigkeit im Glauben, die Unzuverlässigkeit in Versprechungen, die möglichst verlängerte Neutralität in der Freundschaft und Liebe, die Flucht vor ernsten Gedanken, eine wahre Gedankenscheu.

Ursachen der Zerstreuung.

Sehen wir auf die Möglichkeit der Zerstreuung, so kann der Mensch allerdings zu gleicher Zeit seine Aufmerksamkeit nicht mit verschiedenen Gegenständen beschäftigen. Die Simultaneität der Gedanken ist eben so unmöglich, wie die Durchdringlichkeit der Körper.

Die Zerstreuung selbst aber geht aus dem Erweiterungstriebe hervor, mit dessen ersten Aeus-

aus Regnards Lustspiel sehr anschaulich kennen, scheint jezt in seiner grossen Ausgedehntheit nicht mehr vorzukommen; nur etwa bei englischen Sonderlingen. So war (Engl. Miscellen 1804. 17, 1, 60.) der (biedre) Arzt D. Monsey mit seinem Bruder so zerstreut, daſs beide früh, wo sie in der Eil auf eine Entenjagd eilten, die Stiefeln, ja sogar die Flinten vergessen hatten und dies nicht eher merkten, als bis sie beide sehr nothwendig bedurften. Andere Beispiele s. bei Reil a. a. O. S. 105.

serungen noch Unbestimmtheit, mithin eine Beschränkung des Bewufstseyns verbunden ist, und zwar des Bewufstseyns des Innern bei der früherhin stärkern Sinnlichkeit.

1) Die früheste Art der Zerstreuung ist eine Zerstreuung der Sinne, und sie entsteht früh wie spät aus einer starken Empfindlichkeit für das Aeussere. Diese kann ursprünglich eine von Stumpfsinne freie Seele verrathen, und nur bei kränklicher Reizbarkeit kann sie verführen. Eine zahllose Menge von sinnlichen Eindrücken und Bildern, die entweder zugleich oder zu schnell nach einander eindringen und überdies noch stark sind, gründet schon in dem Kinde, wie in dem sanguinischen Temperament *) die Beiden eigne Flatterhaftigkeit. So wirkt auch späthin noch der Anblik eines bunten Gemisches der verschiedenen Farben, die sich alle zugleich unsrer Sinne zu bemächtigen streben. Mit dieser Art von Zerstreuung aber ist oft eben so viel Unlust, als Lust verbunden; daher die betäubende und verführende Macht eines grossen Menschengewühls, in das sich die Seele verliert.

2) Späterhin, wo die Eindrücke ihre Gewalt verloren haben, geht sie hervor aus der unverhältnifsmässigen Macht des Gefühlsvermögens und der sie begleitenden innern Unruhe; aus Benebelung durch zu reizbare Gefühle, aus der Betäubung und Un-

*) Eben so hat man bemerkt, dafs der Charakterzug der Zerstreutheit in Frankreich weit häufiger war, als z. B. in Deutschland.

festigkeit durch reizende Bilder; aus dem Doppelleben in der sinnlichen Gegenwart und der übersinnlichen Zukunft; aus dem schnellen Wegeilen über nothwendige Gegenstände, besonders der Gegenwart; vorzüglich aus unverhältnifsmässiger Vereinzelung des Bewufstseyns, also auch aus dem unglüklichen Scharfsinne, der auf Kleinigkeiten lauscht und sie bis in ein Nichts verfolgt. Sofern der Mensch seine Aufmerksamkeit hier gern vielen Gegenständen und angenehmen Bildern zuwendet, entsteht eine Zerstreutheit aus einem Interesse der Lust.

3) Endlich aus dem Interesse des Vorsazzes bei zusammengesezten oder kleinen Geschäften, die man nicht ganz übersehen kann; daher sie zuweilen ein Misbehagen begleitet. Insofern hat der Mensch wirklich in einem gewissen Grade eine sich sehr ausbreitende Fähigkeit, sich mit mehrern Dingen zugleich zu beschäftigen, wenn sie nur nicht zu heterogen sind; den Contrast ausgenommen.

Diese Ursachen können alle zusammen wirken, wodurch eine Zerstreuung aus einem zusammengesezten Grunde erscheint. Zu ihnen gesellen sich noch individuelle der zu lebhaften Reizbarkeit, der Phantasie, der Aengstlichkeit, auch des Gewissens. Wo Ebbe und Fluth im Innern ist, wie kann da der innre Blik sicher ruhen!

Veranlassungen, die sich auch hier finden, liegen

1) in der Art der ersten Umgebungen; — ob sie die Eindrücke häufen oder unverhältnifsmässig stark und hinreichend darstellen.

2) In der Art des ersten Unterrichts; — ob man zu viele Vorstellungen auf einmal zuführt oder zu vielerlei treibt.

3) In dem Leben ausser sich, in beständigen Zerstreuungen, in unstetem Leben, Reisen etc. oder in einer steten, vielleicht blos romantischen oder blos religiösen Lectüre; wie in einer zu starken Aufregung der Thätigkeit.

4) In der Langenweile und Allem, was lang weilt und einförmig wird, wo, wie der Schlaf, so das Träumen beginnt.

Noch kann aber die natürliche Zerstreuung ein Sammlungsmittel, mithin sogar ein Heilmittel der Seele werden. Dann nennt man sie Gemüthszerstreuung, die man daher sehr oft gegen Leiden, selbst gegen Seelenleiden empfiehlt. Dies ist eine Zerstreuung, durch welche man sich von einer Vorstellung oder von einer Reihe von Vorstellungen loszureissen sucht, um seiner Aufmerksamkeit Herr zu werden.

Zur Krankheit steigert sich die Zerstreuung in der habituellen Zerstreutheit oder in dem Hange zur Zerstreuung. Dieser kann anfangs noch mehr oder minder vorübergehend seyn mit dem Wogen leidenschaftlicher Hofnungen und Wünsche, doch späterhin immer fortwährend (wenn auch nicht unheilbar) werden, bei Schwäche des Gemüths, welche sich entweder an der Aufmerksamkeit, bei welcher aller willkührlicher Gebrauch gelähmt ist, oder am Verstande und zwar mehr im

Blödsinne als in der Dummheit zeigt (besonders im spätern Alter, wo der Mensch seine Aufmerksamkeit von den nun geschwächten Eindrücken abzuziehen gewohnt ist).

Gegenmittel gegen Zerstreuung.

Gehen wir zu den Gegenmitteln der Zerstreuung über, so tröste sich der Erzieher, dafs es leichter ist, vorhandene Kräfte einzuschränken, als fehlende zu ersezzen; nur müssen es wirklich Kräfte seyn. Er bilde daher erst das Vermögen der Aufmerksamkeit und dann erst das der Abziehung (Abstraction.)

Vor allem Unterricht mufs Gelegenheit gegeben werden zu angemessener Uebung des Körpers und völliger Ausarbeitung einer reinen und gesunden Sinnlichkeit, die uns einmal ursprünglich, doch nur roh und unausgebildet, gegeben ist, wodurch die Reize des Körpers geschwächt werden.

Im Unterrichte sind als Forderungen genau zu erfüllen und anzuwenden: Hinrichtung auf das Gehörte, und das Aushören und Aussehen desselben. — Pädagogische Hinrichtung auf wenige und einfache Naturgegenstände, dann auf Bilder (also dürfen nicht zu viel Spielzeug, nicht zu viel Menschen und daher nicht grosse Gesellschaften gestattet werden.)

Es trete vielmehr Richtung auf bestimmte Zwecke und Anregung der Selbstrichtung der Aufmerksamkeit ein, theils durch Erregung irgend eines Interesse, besonders des Herzens, auf die Gegen-

stände, ihre Materie und Form, Inhalt und Zusammenhang, Leichtigkeit und Schwierigkeit, Anwendbarkeit und Brauchbarkeit; theils durch Entfernung des Druks der Säfte und der Reize des Körpers; theils durch Erregung des Selbstvertrauens; theils durch Entfernung einer unruhigen und ungestümen Lebhaftigkeit in den Gefühlen; theils endlich durch Entfernung des Lehrers von Unruhe in seinem Vortrage, seinen Bewegungen, seinem Ausdrucke.

Zu Gegenmitteln werden dann Beschränkung der Phantasie, und Gewöhnung derselben an Reproductionen, besonders Gedächtnifsübungen, statt musikalischen und theatralischen Uebungen. So auch Beschränkung des Lebens ausser der Gegenwart, der Wünsche und Aussichten und Hofnungen.

Wer über die äufsre Sinnenwelt und die innre Sinnlichkeit Gewalt erhalten will, mufs Beide fixiren, d. i. fest in das äussere und innere Auge fassen. Und wenn eine besonnene und milde Zerstreuung wohlthätig werden kann, so darf doch keiner sein ganzes Selbst zerstreuen, sondern vielmehr eine kräftige Selbstmacht bilden.

Vertiefung.

Vertiefung ist die andre entgegengesezte Richtung und Abweichung der Aufmerksamkeit. Wenn der Zerstreute sie unter zu viele Gegenstände theilte, so der Vertiefte unter zu wenige. Er concentrirt und heftet sie fest auf wenigere Gegenstände als gewöhnlich, oder gar nur auf Einen und achtet dabei auf alles Andere nicht,

auch wenn es die natürlichsten Ansprüche auf seine Aufmerksamkeit haben sollte.

Die Vertiefung macht das vorübergehende und willkührliche Zusammendrängen der Aufmerksamkeit auf einen engen Kreis von Gegenständen aus. Sie geschieht immer zufolge eines vorgefafsten Vorsazzes (wo wir sagen: es habe sich Jemand vertieft). Dagegen verliert sie auf der andern Seite zugleich unfreiwillig jeden andern Gegenstand aus dem Gesicht. Es kann die Vertiefung mit einem blossen Interesse der Lust verbunden seyn, (z. B. in dem Tonkünstler, der sich Phantasieen so überlies, dafs das Licht auslöschen konnte, ohne dafs er es bemerkte) aber auch mit einem Interesse des Vorsazzes, wobei mehr Anstrengung, oft eine erschöpfende, statt findet, (z. B. bei dem Verweilen vor einem Gegenstande der Betrachtung). — Tasso der stolze, äusserlich kalte und innen glühende Jüngling ist's, von dem es bei Göthe heifst: „Bald versinkt er in sich, als wäre ganz die Welt in seinem Busen, er sich ganz in seiner Welt genug, und Alles rings verschwindet ihm. Er läfst es gehn, läfst's fallen, stöfst's hinweg und ruht in sich."

Wir vertiefen uns nie in äussere Gegenstände, sondern nur in unsre Vorstellungen. Eine Vertiefung aber ist nothwendig. Dies ist die Kraft, die sich auf Eins zu concentriren weifs, worin die Unüberwindlichkeit des Geistes, die Kraft sich zu sammeln liegt.

Die Folge der Vertiefung ist die Hemmung der Beweglichkeit des Gefühls entweder bis zur Seelen-

ruhe oder bis zur Kälte und Trockenheit. Die logische Abstraction waltet dabei vorzüglich ob. Es zieht der Gegenstand uns so an, dafs wir theils in der willkührlichen Herrschaft über unsre übrigen Kräfte gehindert werden, indem die eine Kraft über die andere siegt und einseitig, steif, ungelenk macht, theils aber stumpf werden gegen äussere Eindrücke.

Es wird die Vertiefung gesteigert in dem Hange zur Vertiefung, welche erst vorübergehender, dann anhaltender Art ist. Bei der lezten nähren sie Leidenschaften, Grillen und Grübeleien bis zur Schwermuth. Ihr höchster Grad liegt in der Entzückung.

Beide Zustände, der Zerstreuung und der Vertiefung, haben mehreres Aehnliche, doch nur in der äussern Erscheinung. So das Nichthören und Nichtsehen, wie das unpassende Antworten Beider. Beide können sogar in Einem Zustande vereinigt seyn, doch freilich nur in Hinsicht sehr verschiedener Gegenstände. Die Aufmerksamkeit kann sich nemlich in einen Bezirk von Gegenständen einschliessen und vertiefen, doch innerhalb desselben umherschweifen oder zerstreut seyn. So zieht z. B. eine Reihe von Geschäften die Aufmerksamkeit ab, doch die Unfähigkeit sie zu übersehen zerstreut. Daraus erklären sich die grosse Gedankenverwirrung bei Ausbrüchen heftiger Leidenschaften und die verkehrten Urtheile bei denselben. Die Aufmerksamkeit wird von Allem abgezogen, was mit dem leidenschaftlich begehrten Gegenstande in keiner nähern Berührung steht; dagegen zwischen

allen Gegenständen umhergeworfen, welche mit jenen zusammenhängen. Hier geräth der Mensch ausser sich, indem er seinen gegenwärtigen Zustand aus den Augen verliert. Eben so bei den Affecten. So kann bei der Freude die Aufmerksamkeit von einem Umstande der Freude schnell zu einem andern hingerissen werden (daher die stürmische Zerstreuung bei einer lebhaften Freude zwischen ihren einzelnen Theilen); dennoch aber zugleich Vertiefung in den ganzen Gegenstand, der uns Freude macht, statt finden, daher sich der Mensch in der Freude vergessen kann. Sonach nähern sich auch hier die Extreme; denn grade die unbegränzte Zerstreuung nähert sich der Vertiefung.

Auch ist von der Zerstreuung zur Vertiefung ein Uebergang nicht nur möglich, mit den Jahren da, wo Zerstreuung früher entsteht als Vertiefung, sondern auch ein gegenseitiger Uebergang stetig, obgleich bald schneller bald langsamer. Nicht möglich ist nur die plözliche Sammlung der Aufmerksamkeit aus der Zerstreuung, da man erst durch die Vorstellung seiner gegenwärtigen Lage im Bewufstseyn hindurchgehen mufs.

Als Heilmittel gegen Vertiefung gilt Zerstreuung.

Vorübergehende anthropologische Anwandlungen und Zustände.

Schwindel.

Der Schwindel ist ein Schwinden, d. i. ein mehr oder minder momentanes Verschwinden der Sinne

(Augen) oder ein Verschmelzen der sinnlichen Eindrücke, so dafs die Gegenstände in Bewegung oder im Farbenspiele oder Gesumme erscheinen, oder dafs der Schwindelnde sich im Wirbel zu drehen oder in eine Tiefe zu versinken und unterzugehen scheint. Dabei bemerkt man einen ungewöhnlich schnellen, jagenden Fortgang der Bilder, eine Beschleunigung der Vorstellungen bis zu ihrer Verwirrung. Dies kann sowohl bei ofnen Augen im Wachen als bei verschlossenen im Schlummer geschehen, so wie in Blindgeborenen.

Man unterscheide einen äusseren (physiologischen) Schwindel, wo die Gegenstände im Raume schwinden und schwanken und — einen innern (psychologischen), wo die Erscheinungen in der Zeit, wo die Tage und Stunden für uns ihre Bedeutung verlieren. Beobachtungen lehren, dafs bei jenem immer noch ein Feststehen und Denken der Seele fortdauert. Bei diesem kann nicht allein das Denken fortgesezt werden, sondern dies ein tiefes seyn, wie oft der Schwindel selbst Folge von ihm ist.

Gewöhnlich zeigt sich der Schwindel als Anfall, und entsteht mithin plözlich. Er wird aber meistens vorbereitet durch ein auf irgend eine Art veranlafstes Schwanken der Schranken des Raums oder der Zeit, und durch lebhafte Phantasie unterstüzt. Dem Sinne erscheint ein weiter oder tiefer Abstand und Abgrund im Raume oder ein nichtweilender Fortgang von unbegreiflichen oder überschwenglichen Ideen zu Ideen in der Zeit. Für diese arbeitet die lebhafte Phantasie die Idee des

Wandelbaren und Unsichern, des Hinreissenden, des Unerreichbaren und Unendlichen und Unaufhaltsamen aus.

Ausser körperlichen Ursachen kann er veranlafst werden, theils durch das schnelle Hinschwinden von Sinnenerscheinungen, theils durch das schnelle Wechseln neuer und blendender Bilder in schwachem Gemüthe, theils durch geistige Schwindeleien.

Ohnmacht — Scheintod.

Den höchsten Grad des Schwindels finden wir in der Ohnmacht, die zuweilen einen Vorboten des Todes (so durch Schlagflufs) abgibt.

In der Ohnmacht ist der Mensch entweder seines halben oder seines ganzen Selbst nicht mächtig. Sie zeigt sich nemlich entweder als blosse Beschränkung der willkührlichen Bewegungen seines Körpers, wenigstens einiger Glieder desselben, namentlich der Zunge durch eine allgemeine Erstarrung und Entkräftung. Hier finden wir Unfähigkeit, die wirklichen Empfindungen auszudrücken durch Mienen oder Töne*). Es können Scheintodte hören und Bewufstseyn, ja Befremdung über das Gehörte hegen und dennoch nicht sprechen. — Oder es zeigt sich die Ohnmacht zugleich als Beschränkung des Gebrauchs der Sinne und der Empfindungen mit verworrenen Vorstellungen; oder endlich zugleich als

*) M. s. die Beispiele bei Moriz Mag. Bd. V. St. 3. S. 15. und Tiedemann Psychol. S. 378; die Beobachtung an Mendelsohn bei Moriz a. a. O. I. Bd. St. 3. S. 63.

Beschränkung des freien Bewufstseyns von blosser Betäubung an sich vermehrend.

Die Entstehung der Ohnmacht kann körperlich oder psychisch seyn; dieses durch Affecten (z. B. durch Schrek) wie durch Leidenschaften. Ihre Dauer ist ausgedehnt und kann sich auf mehrere Tage erstrecken.

Rausch.

Der Rausch ist eine momentane einseitige (künstliche) Erregung des Gefühls und der Phantasie, und steht zwischen Phantasie und Wirklichkeit. Berauscht wird der Mensch nicht blos von physischen, sondern auch von psychischen Reizmitteln, berauscht von Hofnung, Liebe, Ehrsucht und Glük.

Im Anfange der Berauschung werden die Menschen ungewöhnlich lebhaft, bestimmt von einem Zuflusse von Bildern und Ideen, fortgezogen von ihrem schnellen Gange bald zu starken Bewegungen, bald zu lauten Aeusserungen der Fröhlichkeit, des Scherzes, des Wizzes und des Muthwillens. Die trunkne Bildersprache aber begleiten nicht immer harmonirende Bilder. Lauter Lärm oder Gesang ist's, worein die Begeisterung dann übergeht.

Das entstandene Bedürfnifs, seine schnell und üppig andringende Vorstellungen los zu werden, erzeugt einen Drang sich mitzutheilen, daher die Gesprächigkeit und Redseligkeit des Berauschten. Dann aber beginnt das erste Mifsverhältnifs. Die Sinne werden verworren, das Gedächtnifs und die Urtheilskraft geschwächt, das Bewufstseyn der äus-

sern Verhältnisse schwindet und nun zeigt sich eine Offenheit, die zuerst blos Plauderhaftigkeit über Geheimnisse ist (Arcanum demens detegit ebrietas. Senec. ep. 83.), dann eine Geschwäzzigkeit des Poltrons über nicht geschehene und wirkliche Dinge wird, — ein regsames Dichten, das den Menschen zulezt sogar über seine eigne Persönlichkeit hinausbringt.

Daher schliefst schon das Trinken mit Wohlgefallen oft Herz und Seele auf. Doch hier entsteht die Frage: wiefern gilt der Schlufs aus dem Geschwäzze und der Poltronerie des Trunkenen auf dessen Charakter? — Die Thatsache verhält sich wie bei dem Träumen, ja wohl gar wie bei dem Fieberwahnsinn; denn Trunkenheit ist Seelenschlaf. Im Rausche vergifst der Mensch nicht blos den Spleen, den Neid, die Bosheit und ihn umgebende Staatsübel, sondern auch sich selbst. Allein eben darum spricht er nicht das Eigengemachte, noch weniger selbstgeschaffene Vorstellungen, sondern Bilder des Temperaments aus, wie blos gehörte und im Gedächtnisse aufbewahrte Worte: daher Trunkne oft sprechen, wie sonst nie; daher sie in fremden Sprachen reden; daher sie sich oft des Aussagens völlig erdichteter Thatsachen, und Windbeuteleien und Grofssprechereien bedienen.

Mit dieser Offenheit verbindet sich eine regere Sympathie, die sie an Andre anschliefst, ja sogar in Andre sie verlieren läfst. Daher rührt dann die liebreiche Freundlichkeit, die Alle umarmt, die innige Seligkeit des Gefühls, die Verliebtheit, die Versöhnlichkeit gegen Feinde.

In schwächern oder geschwächten Individuen bildet sich ein Gefühl der Ohnmacht, des Mifstrauens, der Eifersucht, Aergerlichkeit und Reizbarkeit am Punkte der Ehre, welche in rüstigern Charakteren zu Grobheiten, Händelsuchen und handgreiflicher Demonstration, ja in rohe Wuth, unmenschliche Grausamkeit und Mordlust übergeht.

Die Geschmaksempfindung geht verloren und mit ihr die des Geruchs. Die begonnenen Selbsttäuschungen sind entweder Verwechselungen der Phantasiebilder mit der Wirklichkeit, oder einer bekannten Persönlichkeit mit einer unbekannten oder einer fremden Persönlichkeit mit seiner eignen. *)

Durch öftere Berunkenheit wird in dem Säufer eine Abstumpfung der Sinne und menschlichzarter Empfindungen bis zur völligen Brutalität bewirkt. Dies kann zum Wahnsinne führen.

Starrkrampf. — Starrsucht.

Der Starrkrampf macht einen sehr merkwürdigen, befremdenden Zustand aus, und ist an sich selten; daher besizzen wir noch wenig genaue Beobachtungen, so dafs man die frühere Erklärung aus Bezauberung am wenigsten auffallend finden kann. Er besteht in einer gänzlichen Unterdrückung aller willkührlichen Bewegungen mit einer passiven Beweglichkeit der Glieder, so dafs sie in der Lage bleiben, in welcher sie der

*) Für jene drei Arten der Verwechselung S. die Beispiele in Maucharts Repertorium 1 Bd. S. 108 und 110.

Paroxysm überfiel, ja in einer Stellung, in der sich ein gesunder Mensch nicht ohne Anstrengung erhalten könnte, und so dafs sie jede Lage behalten, die man ihnen von aussen gibt. Meistens ist überdies auch die Empfindung unterdrükt, und nur zuweilen führen noch die Sinne äussere Erscheinungen dem Verstande zu. Immer wirkt aber der Wille des Kranken fast gänzlich nicht mehr auf die ihm sonst unterworfenen Muskeln.

Das Merkwürdige und Wichtige für den Psychologen bei diesem Zustande ist: 1) dafs der Mensch in ihm seines Körpers nicht mächtig ist, noch weniger als im Schlafe, dafs aber dennoch auch der Körper nicht eigentlich über den Willen herrscht. 2) Dafs das Bewufstseyn nicht blos zu stocken scheint, indefs allerhand Vorstellungen laufen, sondern plözlich beschränkt und abgebrochen wird, so dafs, wenn sich der Kranke erholt, ihm nicht nur kein Bewufstseyn seines Zustandes ausser einem Schwindel bleibt, sondern er auch in der Rede bei der Stelle wieder zu sprechen anfängt, wo ihn die Krankheit überfiel und das Bewufstseyn verliefs. Während des Paroxysm, wo die Besonnenheit erschwert ist, fährt aber wirklich die Seele fort, den Gedanken zu denken, vorzüglich ihn zu denken, über dem sie überfallen wurde, wie der Wahnsinn, der eine beunruhigende freie Idee nicht los werden kann. Hier scheint also ein Doppelleben, wie bei dem kranken Träumenden, vorhanden zu seyn.

Meistens ist es der periodische Zufall einer andern Krankheit, und übrigens die Dauer des Anfalls

verschieden, von drei Minuten an bis auf drei Tage; wenigstens dauerte eine Starrsucht auf Veranlassung eines Todesfalls, so lange, und wurde dann durch Musik geheilt. Solche kataleptische Zufälle können oft erfolgen ohne Nachtheil der Gesundheit, zuweilen aber gehen sie (bei Ausschweifenden, Geschwächten) in Melancholie und Wahnsinn über. Oft entstehen sie aus Schrek und Leidenschaft.

Fallsucht.

Auch die Fallsucht gehört hieher. Diese ist aber eine häufig sich darstellende Erscheinung (da man in Deutschland gegen zehntausend Epileptische zählte); allein man hat die wahre Epilepsie von der falschen genau zu unterscheiden. In jener gilt als die Unempfindlichkeit der Augen gegen das Licht als ein psychologisches Merkmal.

Sie hat verschiedene Grade. Manchem dieser Kranken sind blos einzelne Sinnenwerkzeuge gelähmt, der Gehörsinn umnebelt; Manche sehen, wie man sie mit Nadeln sticht, ohne es doch zu empfinden. Bei Andern werden die Sinne sogar verfeinert; bei den Meisten trift man aber Stumpfheit des Sprechorgans an, obgleich auch Einige sogar den Gebrauch der Sprache behielten. Es gibt Fallsüchtige, bei denen man weder Stumpfheit des Verstandes oder Blödsinn, noch Wahnsinn beobachten kann. Dennoch stumpfen die oft erneuerten Zufälle die geistigen Vermögen immer mehr ab.

Sie entsteht wie aus physischen so auch aus psychischen Ursachen, aus Affecten wie aus über-

mässiger Geistesanstrengung und Ueberspannung. In ihr finden wir lebhafte Einbildungskraft, früh angeregte Wallungen im Kopfe. — Ein musterhafter Selbstbeobachter lieferte uns über diesen Zustand folgende Selbstbeobachtungen. *) Er fand in sich einen träumenden Zustand im Wachen, ein Verlieren in Gedanken, unaufhaltsame Ideenjagd, begleitet von Stumpfheit aller Art, welche an manchen Tagen dem Blödsinne nah führte. Oft während schon die äussern Sinne umnebelt und im innern Sinn die Vorstellungen verwirrt waren, blieb ihm eine längere Helle des Verstandes. In Augenblicken, wo sein Gehör, das übrigens sehr reizbar, noch keinen vernünftigen Sinn faſste, war auch sein Sprachorgan nicht im Stande, einen Sinn auszusprechen, den er doch hell dachte. Angreifendes Räsonniren im Traume ging einer ermattenden Anstrengung vorher; dunkle und verwirrte Träume griffen seinen Kopf an. Er fand mehr oder minder starken Zug der Seelenbilder; Oft behielt er noch Gegenwart des Geistes genug, durch Zeichen Mittel anzuordnen.

Seelenverstimmungen während des Träumens.

Der Alp — eine physische Beklemmung mit Beängstigung und der Unfähigkeit den Körper zu bewegen. Den Grund davon sucht die Einbildungskraft bei diesem peinlichen Zustande in einer furchtbaren Erscheinung, in einer auf dem Körper liegenden Last, oder einer gefährlichen Lage. Der

*) Physische und psychologische Geschichte einer siebenjährigen Epilepsie (von Diätophilus) Erste Hälfte, Zürich 1798. 8.

Mensch fühlt sich seiner selbst nicht mächtig, oft mit offnen Augen. Durch den pressenden Krampf veranlafst, erhalten seine Traumbilder einen Grad der Anschaulichkeit, die den wirklichen Empfindungen gleich kommt. Oft ist Bewufstseyn seiner selbst vorhanden, jedoch Unfähigkeit zu reden, ja selbst zu schreien.

Den Druk und Krampf selbst kann der Mensch zuweilen auch im Wachen empfinden, nur läfst da das Bewufstseyn der Umgebungen die Einbildungskraft nicht zu schreklichen Bildern kommen. — Hier finden wir aber bei Mehreren die Dichtungen von Vampyren oder Blutsaugern, wo die Einbildungskraft sogar todte Menschen hinzudachte, welche mit ihnen in Feindschaft gelebt hatten.

Das Handeln im Traume durch Wort oder That, Nachtschwäzzer und Nachtwandler — Mondsucht.

Noch ist diese Erscheinung zu wenig tief und allseitig beobachtet, und nach Lebensart, Erziehung u. s. w. erwogen worden. Vielleicht lag der Grund in der Seltenheit der Erscheinung selbst. Oder sollte jezt dieser Zustand seltner eintreten? vielleicht weil es jezt Nachtwandler ganz andrer Art gibt, die vor lauter Träumen nicht einmal zur Ruhe kommen?

Von dem Alpe ist das Nachtwandeln dadurch unterschieden, dafs hier auf der einen Seite die äussere Willkühr weit mehr als in jenem erhöht, dagegen das Bewufstseyn durch einen tiefern Schlaf unterdrükt ist, und alle Sinne beinahe sich in gänzlicher Unthätigkeit befinden.

Der Schlafhandelnde in der weitesten Bedeutung ist derjenige, dessen Träume von solchen äusserlichen Handlungen begleitet sind, welche andre Menschen mehr oder blos im Wachen vorzunehmen pflegen. Insofern ist das Traumhandeln überhaupt nichts Anderes als der verschiedene Ausdruk eines lebhaften, ja sogar unruhigen und kränkelnden Träumens. Verschieden finden wir ihn nach Graden, bis zu denen die Krankheit darin steigt. Diese Krankheit des Nachtwandlers in der engsten Bedeutung besteht darin, dafs sein äusserer Organismus der erhöhten Reizbarkeit der äussern Willkühr blindlings folgt, statt dafs der äussere Organismus bei den Gesunden nur im Dienste der Freiheit steht. Solche Nachtwandler glauben während ihres Traumes wie jeder Träumer an die Wahrheit ihrer Träume. In manchem Nachtwandler zeigt sich mehr Wachen, ein halbes Wachen.

Die verschiedenen Grade des Traumhandelns hängen ab von der Lebendigkeit wie von der Anschaulichkeit und Klarheit der Träume, und eben so wieder von der Stimmung und dem geistigen Charakter des Träumers selbst. Sie schreiten auf, erst verbunden mit Zerstreuung, dann mehr von Vertiefung begleitet. Im Ganzen herrscht in den Handlungen eines eigentlichen Nachtwandlers mehr Uebereinstimmung als in den meisten Träumen, weil dort die Einbildungskraft eine bestimmte Richtung zur äussern Thätigkeit erhält. Eben daher sind auch die Handlungen eines Nachtwandlers den Beschäftigungen eines Wachenden im Ganzen mehr ähnlich als Vorstellungen eines Träumen-

den den Vorstellungen eines Wachenden zu seyn pflegen.

Die Association der Vorstellungen ist so unwillkührlich als im Traume, doch auch zugleich stärker und vollständiger, ja meist weilender und regelmässiger, zuweilen zwekmässiger, überdies verknüpft mit den ihnen entsprechenden körperlichen Bewegungen und Handlungen.

Erster Grad. — Das Bewegen im Schlafen, Gebehrden, Mienen und Worte, das Schlafreden. Dies zeigt sich sowohl in dem natürlichen und gewöhnlichen als in dem künstlichen Schlafe. In jenem werden z. B. bei einem sanguinischen Kinde die Bilder so anschaulich und lebendig, die Gefühle so stark, dafs sie laut werden und entweder in Schrei oder in Weinen oder Lachen oder Singen oder andre unarticulirte und abgebrochene Worte, oder auch in Plaudereien, ja in ganze Reden übergehen. Die blosse Bewegung des Körpers im Traume kann nicht befremden, da der Mensch instinctmässig (und dies auch im Wachen) seine Muskelkraft braucht und eben so instinctmässig seinen Affect äussert.*) Auf dieser Stufe ist vielleicht das

*) Eine Schlafschwäzzerin dieser Art antwortete nicht blos auf Fragen, sondern unterhielt sich auch, so lange sie noch nicht in den tiefsten Schlaf gefallen war. Hier zeigte sich also schon mehr Ordnung als in dem Irrereden der Fieberkranken. Man sehe ein andres Beispiel des Irreredens bei Moriz I, 244. f.

Recitiren gelernter Stellen und einzelner Perioden die höchste Gränze.

Eine besondere Modification stellen uns, jedoch zugleich mit mehr Exaltation der höhern Kräfte schon hier die künstlichen Schlafredner oder die magnetisirten Somnambülen auf. So wie in den durch hizzige Nahrungsmittel gereizten Mogolen und Schamanen schwärmerische Ekstasen entstehen können, so auch in den ohnehin oft nervenschwachen weiblichen Gemüthern durch erzwungenen Nervenreiz eine tiefere Aufregung ihrer ohnehin reizbaren Einbildungskraft. Die dadurch verfeinerte Sinnlichkeit (so daſs man in den Fingerspizzen der magnetisirten Kranken die feinste Betastungsfähigkeit bemerkte), kann eine feinere Sinnigkeit zur Folge haben und wenigstens scheinbar ein höheres Ahndungsvermögen aufregen. Welche Täuschungen aller Art dabei obwalten können und wirklich obwalteten, ist leicht übersehbar.*)

*) Aehnliche Zustände sind die Paroxysmen als Begleiter mancher Krankheiten. So lag ein zehnjähriges Mädchen nach gehabten Krämpfen ohne Empfindung auf der Erde und schwazte ununterbrochen mit solcher Geschwindigkeit, daſs man ihr kaum folgen konnte. Sie brauchte Ausdrücke und selbst Schlüsse, die ihre Jahre überstiegen, erinnerte sich aber nach dem Anfalle an Nichts. So ward ein andres Mädchen in einem ähnlichen Zufalle ohne Krämpfe einen der Anwesenden gewahr, bemerkte seine Mienen und sprach mit ihm. S. Lorry von der Melancholie 1 Bd. S. 100. Ein Mädchen sang während des Paroxysm Lieder aus dem Gesangbuche, die sie sonst nicht hersagen konnte. Hier also grössere Exaltation der Erinnerungsfähigkeit, die auch schon den Wortfluſs etwas mehr begreiflich macht.

Zweiter Grad. — Das Gehen im halbwachen Schlafe, im leiseren, leichter erweklichen Schlummer mit verschlossenen oder geöfneten Augen. Hier findet noch einige Empfindung statt; die Sinne sind wenigstens nicht alle stumpf, ja die Feinheit mancher Sinne wird sogar erhöht. Besonders steht den Wandlern die Betastung bei; hören und vielleicht auch zum Theil sehen werden sie nur das, was sie, zufolge ihres Planes, eben hören und sehen wollen. Unter diesen Umständen können sie also nicht blos äussere Eindrücke aufnehmen, sondern auch in ihre Vorstellungsreihe bringen, so daſs das Spiel der Einbildungskraft und die Handlungen des Träumens auch von aussen her durch Andre veranlaſst und geleitet, durch Unterredungen, nicht ohne Verstand, erhalten werden können. Eben daher werden auch die Richtungen ihrer Einbildungskraft leicht durch eine Kleinigkeit, die man ihnen entgegen legt, ganz abgebrochen.

Die mildeste Erscheinung dieser Art ist das gehende Schlafen der Schildwachen und der Boten. So die Kinderwärterinnen, welche zugleich schlafen, singen und wiegen. — In dem schon kranken Nachtwandler auf dieser Stufe theilt sich noch der Sinn und die Einbildungskraft in die Mitwirkung, nur daſs jener dieser untergeordnet ist. Am meisten scheint der thierische Sinn des Geruchs auszubleiben; das Sehen ist meistens nur ein reproducirtes innres Anschauen. Dabei muſs man vorsichtig verfahren, um nicht wie bei den Blinden, etwas von dem Gesicht abzuleiten, was der Kranke eigentlich nicht gesehen, sondern durch Betastung erfahren

hat, oder wohl nur durch blosses Errathen aus der Erinnerung. *)

In dem Nachtwandler sind während der Zufälle gewisse Vermögen sogar erhöht, und dies nicht nur in Ansehung seiner körperlichen Vermögen, durch welche er oft die gefahrvollsten Unternehmungen vollführt, auf die er sich zu andrer Zeit nicht einlassen würde. So schwamm einer im Anfall durch den Strom und erwachte am Ufer, wagte aber nicht wieder zurükzuschwimmen. Auch die Einbildungskraft mufs die glükliche Ausführung der Handlungen unterstüzzen, indem sie ihm die Gegenstände mit der Bestimmtheit einer äussern Sinnesanschauung vorbilden mufs. „Der Nachtwandler, sagt Reil **) hat eine äussere Besonnenheit, besonders wenn er an fremden Oertern auftritt. Beim Anfange des Spiels befafst er die nächsten Objecte, um sich zu orientiren. Dann liegt der Ort mit allen Gegenständen, in richtigen Raumverhältnissen so lichthell in seiner Phantasie da, dafs er alles vermeidet und alles ergreift, was ihm in den

*) So forschte mancher Nachtwanderer blos durch die Betastung des Fusses, ob auf einem Dache irgend ein Ziegel los oder fest war und fiel dadurch sogar noch weniger als ein Sehender. So konnte ein Andrer durch ein ähnliches zartes Getast, wie ein Blinder, einen Faden in ein Nadelöhr bringen; so ein Mädchen im Schlafe nähen, sticken und schreiben. Man sehe (Henning's) Lehrreiche und unterhaltende Sachen über Träume und Nachtwandler 1802. S. 418. 421 und 291. — Ganz stumpfe Sinne haben Andere, wie Maafs, mit Unrecht auf dieser Stufe angenommen.

**) S. dessen Rhapsodieen S. 104 u. f.

Weg kommt. Das Bild des Orts in seiner Imagination ist dem wirklichen Orte so gleich und sein wirkliches Verhältnifs zu den Gegenständen in demselben so richtig gefafst, dafs er ohne Augen zu sehen scheint. Doch ist seine äussere Besonnenheit beschränkt auf solche Objecte, die in das Gespinste seiner Phantasie passen; denn sonst würde er nicht nachtwandeln." Eben so kann er noch nach dem Anfalle Bewufstseyn seiner Schlafhandlungen, doch als blosser Träume, haben.

Nun erklärt sich sowohl die Kühnheit als die Sicherheit und selbst die Zwekmässigkeit mehrerer ihrer Handlungen. Kühn und sicher gehen sie an gefährlichen Orten. Doch kühn erscheinen nur uns Wachenden ihre Handlungen, welche jeder Wachende ebenfalls ausüben könnte, wenn er in der Stimmung des Nachtwandlers wäre. Diese ist die des blinden Muthes. Durch diesen sieht und kennt er keine Gefahr, weil er nur nach Einbildungen handelt; er reflectirt über die Gegenstände nicht und fühlt also auch keine Furcht. Blos die Furcht und die Einbildung hält den Wachenden ab, auf dem erhöhten Dache zu klettern, was er thun könnte und würde, wenn es auf der platten Erde aufläge. — Es sichern sich die Nachtwandler ferner theils durch den Mechanismus ihrer Vorstellungen, theils durch jenen feinern Betastungssinn, gleich den Blinden. Ueberdies gehen sie meistentheils an ihnen schon bekannte Orte und finden sich da, wie Blinde, aus Gewohnheit, so wie auch vermittelst des starken Ortsgedächtnisses, mit dem sie sich vor dem Einschlafen die ganze Umgebung sehr

genau eingeprägt haben, wie Andre im Dunkeln an sehr bekannte Orte gehen. Wie den Blinden kann ihnen auch die Entfernung und die Annäherung der Gegenstände durch eine erhöhte Feinheit der Betastung wahrnehmbar werden. Doch mifslang gewifs Manchem schon das Unternehmen, (wie Prof. Joachim Feller als Nachtwanderer aus dem Fenster stürzte).

Dieselbe Gewohnheit des Handelns erklärt mehrere zwekmässige Handlungen, welche sonst den Schein des Verstandes und überraschende Spuren des Wachens verrathen. Diese Gewohnheit leitet desto mehr, wenn der innre Drang stärker wird durch Aengstlichkeit und durch Furchtsamkeit des Untergebenen.*)

*) So stand mancher abgedankte Soldat im Traume oder in einer Fieberphantasie auf, um zur Wache zu ziehen; so der Bediente Joh. Baptist Negretti von Vicenza, der ehedem bei dem Marquis Ludewig Sale in Diensten stand. Dieser sehr cholerische Mensch ging aus dem Bette, glaubte den Wachsstok anzuzünden, leuchtete mit ihm die vermeintlichen Gäste die Treppe hinunter, beugte sich vor ihnen, nahm Gläser aus dem Glasschrank, reinigte sie, bereitete einen Salat in der Küche und afs ihn, ohne doch den Unterschied der Speisen zu bemerken, da er nicht merkte, dafs man ihm statt dessen Kohl untergeschoben hatte. Auch zählte er Geld richtig, und hatte doch während des Zufalls keinen Gebrauch des Gesichts und Gehörs, des Geruchs und Geschmaks. Er hörte das stärkste Geräusch und Lärmen nicht; nur die Betastung war zuweilen sehr fein. Man füge die Beispiele des Schulmeisters und des Mädchens in (Henning's) Lehrreichen Sachen etc. S. 568 und 424. hinzu. Auffallender ist folgende Beobachtung. Der ehemalige Erzbischof von Bordeaux er-

Dritter Grad. — Das Wandeln im tiefsten und festesten Schlafe, mit völliger Abstumpfung der Sinne, folglich auch mit Unabhängigkeit von allen äussern sinnlichen Eindrücken, und was die unmittelbare Folge davon ist, mit grösserer Freiheit von Unterbrechung in ihrem Schlafe, doch aber auch ohne nachheriges Bewufstseyn. Bei diesen Nachtwandlern vermögen fremde Personen Nichts in ihren Chimären zu ändern. Sogar alles Stossen und Kneipen der Betastungswerzeuge empfinden sie nicht. So hörte ein Handwerksmann (in der Nähe von Weimar) einen Pistolenschufs vor seinen Ohren nicht, wenn er am Tage schlief und dabei fortwanderte.

zählt von einem jungen Geisterseher, den er selbst beobachtete: dieser Nachtwandler stand des Nachts auf, nahm Papier, arbeitete Reden aus, schrieb sie nieder und wufste, was er schrieb. Dann, wenn er eine Seite geschrieben hatte, überlas er sie, jedoch ohne Hülfe der Augen, von oben bis unten mit lauter Stimme. Er schaute sein Schreiben innerlich an, d. h. er träumte zu sehen. Sein äusserer Organism folgte den innern Anschauungen unwillkührlich. Misfiel ihm etwas, so schrieb er ein andres Wort darüber sehr richtig und fügte sogar Noten dem Texte bei. So lange ihm der Erzbischof ein andres Papier von gleicher Grösse unterschob, merkte er es gewöhnlich nicht. In einer Winternacht träumte ihm, dafs er ein Kind in einen Flufs fallen sähe. In der Stellung eines Schwimmenden warf er sich sogleich auf sein Bette, ergriff ein zusammengerolltes Stük der Bettdecke und trug es in dem einen Arme, weil er es für das Kind hielt, ans Ufer. Er klappte vor Frost mit den Zähnen und forderte ein Glas Brandtwein, man gab ihm Wasser. Er bemerkte dies, ohne zu erwachen, und forderte aufs neue. S. Verkündiger aufs Jahr 1801. St. 6. S. 41—44. und (Hennings's) Lehrreiche Sachen S. 500 f.

Kommen wir auf die Erklärung des Nachtwandelns zurük, so können wir Folgendes festsezzen:

Wie schon die Lebhaftigkeit der Träume dadurch zugleich eine äussere Lebhaftigkeit wird, wenn zu einer sehr lebhaften Einbildungskraft noch eine grosse Reizbarkeit der Werkzeuge der willkührlichen Bewegungen hinzukommt, so noch mehr in den Traumwandlern.

Oft war das Traumwandeln die Folge einer übermässigen Anspannung und Anstrengung der Kräfte; so in erzwungenem Wachen oder in anhaltendem scharfen Nachdenken. Zu dieser Ursache kommen noch heftige Affecten und Leidenschaften hinzu. Daher traf man die meisten Fälle beim männlichen Geschlechte und zwar bei Jünglingen, vorzüglich cholerischen oder melancholischen Temperaments. Dagegen hörten die Anfälle meistens im Alter auf, so wie phlegmatische Menschen davon frei blieben.

Der Hauptgrund aber liegt für diesen Zustand in einer übermässigen Erhöhung der Einbildungskraft und zwar bis zu demjenigen Grade von Thätigkeit, wo sie der Deutlichkeit der Sinne gleichkommt und die reproducirten innern Anschauungen die Stelle der äussern vertreten. Daher folgt die Reihe von Thätigkeiten auch ganz den Associationsgesezzen dieses reproducirenden Bildungsvermögens. Die Chimären, die sie bildet, werden gleichsam momentane fixe Ideen; Ideen aber, welche aus der Einbildungskraft hervorgehen, sind weit lebhafter als wirkliche sinnliche Eindrücke. Jene

Naturgesezze der Einbildungskraft und diese festgehaltenen Chimären erklären auch ihr innerhalb ihres Ideenkreises länger fortgeseztes zwekmässiges Handeln. Dies macht ihre Hauptthätigkeit aus.

Doch bei aller Stärke der Einbildungskraft müssen Nachtwandler zugleich auch Kraftlosigkeit und Armuth der Phantasie als Dichtungsvermögen haben. Unmöglich könnten sie die Gegenstände der wirklichen Welt und deren Zusammenhang mit solcher Regelmässigkeit vorstellen, wenn ihr Dichtungsvermögen reizbarer und reicher wäre.

Auch für den Nachtwandler gibt es psychische Heilmittel, indem man besonders auf die reproductive Einbildungskraft wirkt, d. i. dem Gedächtnisse eine Ideenverknüpfung während des Anfalls einprägt, und dies namentlich durch schmerzhafte Eindrücke auf die Betastung bewerkstelligt.

Anhaltendere Gemüthstäuschungen.

Innerhalb des Erkenntnifsvermögens — im Verhältnifs des Wissens zum Glauben — finden wir Aberglauben und Abergläubigkeit.

Keiner der Sterblichen kann weder von Aberglauben gänzlich frei heissen, noch immer gleich frei seyn. Wirken nicht Reminiscenzen aus dem Kindheitsleben, so verführen grosse Krisen des Lebens zu einem solchen Aberglauben. Daher bleibt ihm ein geheimer Einflufs; daher gab es von jeher in allen Arten der menschlichen Erkenntnifs Vorur-

theile und Aberglauben; die furchtbarsten in der Religion, denn hier war es ihm möglich, mehr auszuschweifen als in andern Erkenntnifsarten.

Die Auffassung des bestimmtesten Begriffs von ihm wird dadurch erschwert, dafs er vielumfassender ist, als das unermefsliche Gebiet der Phantasie, der endlichen und der Geisterwelt. Glauben kann und mufs jeglicher Mensch, weil Jeder ein Gewissen hat. Es gleicht dabei der Glaube eines Jeden der Art seiner Gewissenhaftigkeit.

Der Glaube ist innerer Sinn und zwar ein Wahrheitssinn; daher stammt der gewöhnliche Begrif: ein unmittelbares Fürwahrhalten. Doch er ist noch mehr, je nachdem man ihn in Beziehung auf das Wissen oder auf das Zweifeln betrachtet. In Hinsicht auf das Wissen liegt in ihm ein subjectiv zureichendes Entschiedenseyn; in Hinsicht auf das Zweifeln ein festes, tiefes und thätiges Ergreifen der unwandelbaren Realität in den wechselnden Erscheinungen mit einer Zuversicht zum Realen, wie zur Realisirung des Idealen. Glaube ist also nicht blos Annahme, sondern auch Vertrauen, ist etwas Ursprüngliches und Angebornes, unmittelbar gerichtet auf die Begriffe, die als angeborene ein Vertrauen zu ihrer Realität mit sich führen.

Der reine Glaube (dem gemeinen entgegengesezt) macht, wie das Gewissen und die Vernunft etwas Vereinendes für unser Selbst mit dem All, etwas Befreundendes und weltbürgerlich Bethätigendes aus. Das Allgemeine in ihm, z. B. die Idee

einer übersinnlichen Welt ist objectiv, das Besondere (z. B. Gott mit bestimmter Gestalt) subjectiv.

Wir finden den Glauben entweder als real, — Glauben an die äusseren Objecte, oder ideal, — Glaube an die innern Objecte. Der Glaube ist gerichtet an die nothwendigen, der Aberglaube an die zufälligen Objecte; jener an Ideen, dieser an Einbildungen.

Der Glaube ist Einer in Allen; der Aberglaube verschieden in Jedem; jener geht auf das Ganze; dieser auf das Einzelne. Das Vertrauen von Jenem ist begründet, von diesem unbegründet, daher die Ausrottung des Aberglaubens möglich ist, — nie des Glaubens.

Der Glaube als etwas Ursprüngliches kann von keinem Triebe abgeleitet werden, vielmehr faſst er selbst ein ursprüngliches Bedürfniſs in sich, welches Triebe erregen kann.

Aberglaube ist demnach eine Abweichung von dem ursprünglichen Glauben, dem heitern kindlichen Vertrauen, mithin ein verkehrter, ja verschrobener innerer Wahrheitssinn, der das Reale, wie das Ideale nicht mit dem Verstande oder gar der Vernunft angreift, sondern durch die Einbildungskraft empfängt, ein schwankendes, oberflächliches und passives Ergreifen eines (Schein-) Realen, ein blindes, vorschnelles und mattes Ergreifen eines Idealen. So ist der Aberglaube ein Glaube an die Gewiſsheit von etwas Ungewissen, bei dem uns der subjective Grund auf etwas führt, dessen Realität nicht gezeigt werden kann.

Der Aberglaube zeigt sich wie die Einbildungskraft und die Gewissensängstlichkeit als etwas Isolirendes und Trennendes. Er ist ebenfalls entweder real oder ideal. Als Arten des Aberglaubens unterscheiden wir 1) den Aberglauben der Furcht; 2) den ceremoniellen der Ehrerbietung und 3) den egoistischen des Eigennuzzes.

Der ursprüngliche nothwendige — Aberglaube kann in einem reinen Gemüthe vorhanden seyn, welches sich aber der Natur seiner Operationen nicht bewufst wird. Dann ist er noch nicht gereinigt von dem ersten Staunen und Befremden, als der Quelle des Zweifelns, mithin noch übergläubig, nicht allgläubig.

Es tritt aber der Aberglaube nicht wie der Glaube aus dem Gewissen, sondern aus Gewissensängstlichkeit hervor, aus einer scrupulösen Bedenklichkeit in Kleinigkeiten. Er blikt allerdings auf das Unendliche (daher hiefsen religiones zugleich Aberglaube und daher sind religiöse Menschen der gewöhnlichen Art, Frauen, wie weibische Männer am meisten abergläubig). Allein er wähnt das Unendliche in dem Endlichen und dem Aeussern zu finden und so das Unbegreifliche zu begreifen. Von aussen her bestimmt ihn das Einzelne, das zufällig ihm und seinem gespannten eingeschüchterten Gemüthe in den Weg tritt.

Der Aberglaube übersieht und überschreitet die nächsten und erkennbaren Ursachen, er gibt sich geheimen, unbekannten, unsichtbaren, unbegreiflichen

chen Kräften hin, und erwartet von ihrem zufälligen Zusammentreffen die Entscheidung über sein Geschik. Er sieht und sucht Wunder, zieht die Geisterwelt in seinen Sinnenkreis, die Zukunft in seine Gegenwart, die Freiheit in dem Drang äufsrer Nothwendigkeit. Der Abergläubige verliert sich in dem Ueberschwenglichen von Gefühlen (Mysticismus), von Einsichten (Theosophie), von Bestrebungen (Sympathie, Magie). Er beachtet die kleinsten Umstände, sucht in sie, seyen sie auch die ungleichartigsten, Zusammenhang zu bringen, ahnet Zwecke, die nicht vorhanden sind und seyn können. Das Unbedeutende wird ihm wichtig und Alles zieht er in seinen Kreis und findet Bedeutung für sich darin. Der Zufall macht ihn im Alltagsleben aufmerksam und ängstlich.

Anders verhält sich der rohe Urglaube, anders der spätere Wahnglaube und Irrglaube. Immer ist er ein Wunderglaube, und später Wundersucht, vorwizziges Erforschen der Zukunft, ohnmächtiges Streben nach einer Verbindung mit der Geisterwelt, magische Verwahrungssucht gegen geheime Kräfte, und glüksüchtige Erwerbungsucht.

Grofs und furchtbar werden die Wirkungen aller Arten des Aberglaubens auf die ihm ergebene Seele. Erschlaffend für den Geist bei Untersuchungen und Prüfungen; verstimmend das Herz zu dem ängstlichen Kleinigkeitsgeist, zu Erdichtungen von Schrekbildern; schwächend und lähmend die Energie durch unsichtbare Gewalten, verführend zur intolerantesten Verfolgung.

Forschen wir nach den Quellen des Aberglaubens, so finden wir als Hauptquelle eine lebhaft regsame, feurige, Alles vergrössernde und übertreibende Phantasie. Jeden Aberglauben nemlich begleiten Einbildungen, Phantasiesprünge bis zu hyperphysischen Ursachen, so wie Vorurtheile, gefällt von Erkenntnifs der (zureichenden oder unzureichenden) Gründe. Die Einbildungskraft ist es, welche zwischen den zufälligen Veränderungen der äussern und innern Erfahrung, seyen sie auch noch so heterogen, willkührliche Verbindungen hervorbringt, unerwartet diese zufälligen, sinnlichen, oft blos vermeintlichen, Erfahrungen mit unbekannten, unsichtbaren, übernatürlichen Ursachen in Zusammenhang bringt und die ganze Natur gesezlos macht. Verstand und Vernunft sind daher, wo nicht völlig unausgebildet in der ersten Unwissenheit, doch bei fortdauernder Trägheit und Wahrheitsscheu untergeordnet. Der sich leidend verhaltende Verstand, dessen Gesezze (z. B. der Caussalität) die Möglichkeit bestimmen, steht unter der Vormundschaft und Willkühr der Phantasie, welche zugleich den Affect der Furcht (Gewissensängstlichkeit) rege erhält; die Vernunft dagegen wird ungeprüften Erscheinungen bei zufälliger, scheinbarer Erfahrung blindlings unterworfen.

Ueberdies kann sich an die Unwissenheit und Trägheit noch Müssiggang, Verweichlichung durch Luxus, Entnervung durch Wollust, Habsucht und Herrschsucht schliessen und es zeigt sich eine Fühllosigkeit, die sich zu den härtesten Entsagungen, und Selbstpeinigungen entschliefst, aber auch stumpf

bleibt für Gründe der Vernunft, ein nimmer ruhiges, abgetriebenes Leben, das überall Veranlassung zu bangen Vermuthungen findet und tausend Rüksichten und Anstalten vorschreibt. — Dennoch kann der Aberglaube noch mit einem sonst sehr starken Kopfe, und einem sehr hellen tiefsehenden Geist verbunden seyn, wie es das Beispiel an Laharpe zeigte.

Dem Aberglauben steht der Unglaube entgegen, welcher aber nie ein absoluter seyn kann. Der Ungläubigste und der Verzweifelnde verliert nicht nur nicht allen Glauben, sondern er glaubt wenigstens an seine Ungläubigkeit. Es beschränkt sich aber der Unglaube gröſstentheils auf das Gebiet der Religion.

Schwärmerei.

Die Schwärmerei findet mehr Entschuldiger als der Aberglaube; eine gewisse Schwärmerei, d. i. die ersten Grade derselben nahmen sogar Viele in Schuz. Ja, wäre der Mensch ganz sinnlich (sagte der nüchterne Garve *), wäre er blos Thier, so hätte die Schwärmerei gar keinen Zugang zu ihm. Sie erscheint also als die Ausartung edlerer Kräfte.

Bekanntlich wird die Bezeichnung: Schwärmerei sehr vieldeutig und in einem weiten Sinne gebraucht. Wir dürfen sie aber in einen engern Begrif dann begränzen, wenn wir den Begrif nur noch so weit stellen, daſs alle Abstufungen derselben darunter passen.

*) S. dessen Versuche etc. Th. V. S. 349

Gehen wir von dem natürlichen Zustande eines gefühlvollen Menschen aus, so nähern wir uns in allmähligem Aufsteigen dem höchsten, wie dem überspanntesten Grade.

Unschuldig ist noch die Empfindsamkeit, oder die Fertigkeit, von liebens- und achtungswürdigen Gegenständen leicht bewegt zu werden und an ihnen innig und gern Theil zu nehmen. Diese kann sehr wohl mit gesunder Vernunft bestehen. Eben so die Begeisterung, — ein vorübergehender Affect, oder ein lebhaftes Gefühl und Interesse für ein in der Vorstellung so gehobenes und so wichtig gedachtes Object, dafs dieses die Lebhaftigkeit und Stärke einer Anschauung erhält. Die Begeisterung erhöht, wie Garve a. a. O. richtig sagt, nur das Gegebene, verschönert es, exaltirt Hofnungen und Begierden, dichtet aber nicht neue Gegenstände. Nur Ein Moment der ächten Begeisterung, der der Empfängnifs, ist vorhanden.

Sie geht über entweder in Enthusiasmus, oder den Zustand eines verständigen (auf helle und richtige Einsichten der Vernunft gegründeten), lebhaften, feurigen, hinreissenden Eifers, seine Kraft anzuwenden, fast bis zur Vergessenheit der Aussenwelt. Dies ist der practische Ausbruch der Begeisterung, wobei aber immer noch Vernunft im Spiele ist. Der Enthusiasmus erfüllt das Herz mit Liebe, und ist der Vater der Schwärmerei. Doch Begeisterung erzeugt Gedanken. Ein blinder Enthusiasmus aber kann sogar in der Unterdrückung aller freien Denkthätigkeit Ehre suchen und heifst dann Fanatismus.

Oder sie geht über in Ekstase, d. i. diejenige überschwengliche Begeisterung, welche ihren eignen Zustand mit der wahrnehmbaren Wirklichkeit völlig verwechselt und die äussere Empfindung unterdrükt hat.

Schon hier beginnt eine Verstimmung und Ueberspannung. Doch geschieht dies noch mehr in der Entzückung, — einem Zustande der stillen und seligsten Vertiefung in einen Gegenstand, in dessen Anschauen wir so ganz verloren sind, dafs wir uns von allen andern Gegenständen abziehen und losreissen.

Empfindelei zeigt sich, wenn sie nicht ganz Affectation ist, als ein schwächlicher Hang zu übermässigen starken Rührungen bei Kleinigkeiten.

So wird das Schwärmen vorbereitet. Dieses aber bezeichnet ein unstetes, regelloses und nur halb vernehmliches Bewegen. Die Schwärmerei ist nun

a) nicht: das blosse lebhafte Fühlen oder das freie Phantasiren. — Nicht der schwärmt, welcher seine Phantasie mit freiem Fluge schwirren läfst, aber dieses selbst noch für ein Werk der Phantasie hält, so wie er das, was ein Gefühl in ihm ist, für etwas in sich und für ein Gefühl ansieht.

— vielmehr: das überwiegend herrschende Fühlen und Phantasiren. Nur der ist also Schwärmer, der sein Gefühl für gemeines Gesez, seine Einbildung für die Wirklichkeit, seine Vorstellungsart für den allgemeinen Maasstab, seine subjectiven Bilder für objective Realität hält. Doch ist er dabei sich der Bilder noch als solcher bewufst.

Sie ist b) nicht: das Erheben über die (bisherige) Erfahrung; denn dann wären alle Erfinder und Entdecker (wie der erste Luftschiffer) Schwärmer; — nicht ein Losreissen von allem Sinnlichen, (was der Mensch nicht vermag).

— vielmehr: ein Umherschweifen in Gegenden, in die uns keine Erfahrung folgen kann.

Mithin ist sie: eine Ueberspannung des Gefühls und Ausschweifen der Einbildungskraft bis zu dem Grade, wo man Einbildungen und Träume für objective reale Thatsachen hält und sich zu Wünschen und Handlungen verleiten läſst, welche auf Voraussezzung der Wahrheit jener Thatsachen beruhen; — eine enthusiastische Selbsttäuschung.

Wollte man die Schwärmerei auf das Fürwahrhalten eines zwar möglichen, aber nicht wirklichen Gegenstandes beschränken, so könnte der Aberglaube das Fürwahrhalten eines unmöglichen Gegenstandes seyn. Jene gibt dem, was nirgend ist, Daseyn und Gestalt und erscheint, gegen die vorher bemerkten Zustände gehalten, weniger momentan.

Phantasterei macht den Zustand aus, wo der Schwärmer alle seine Kräfte für blosse Hirngespinste aufbietet. Der Phantast bleibt meistens der Einzige, der Geistererscheinung sah. Da hält der Mensch Visionen für Thatsachen.

Auch bei den Arten der Schwärmerei kann man eine reale und eine ideale unterscheiden, je nachdem der Mensch sich mit Wirklichkeit und der Erfahrung beschäftigt oder mit Einbildungen und Ideen.

Jene ist die physisch-historische, diese die metaphysisch-religiöse Schwärmerei, wozu die practisch-moralische kommen könnte; so wie man die practische auch von einer speculativen unterscheidet.

Ihrer historischen Entwiklung nach folgen die verschiedenen Arten der Schwärmerei also auf einander:

Die practisch-religiöse ging der theoretisch-beschaulichen, das Ausschweifen im Thun und Dichten dem Ausschweifen im Wissen und Speculiren voran.

Die erste Schwärmerei beginnt mit dem Ahnden einer unsichtbaren Wirkung, nicht mit Erforschung des Wesens unsichtbarer Ursachen; — mit der ersten Ekstase.

Die religiös-theurgisch-astrologische ging ferner der metaphysischen voran; die sinnliche in den Wüstlingen (Sophisten, Cyrenaikern) der sectischen (der Schulen); die andächtige, stille, beschauliche, geniessende und verliebte, leidende und büssende der fanatisch unduldsam verfolgenden; die historische und alchemische der ästhetischen, die politische der kirchlichen.

Eine Universalgeschichte der Schwärmerei läſst sich so als Norm für die besondere Geschichte jeder einzelnen Art derselben und jedes einzelnen Schwärmers aufstellen. Der allgemeine Gang geht auch hier von momentanen und schwankenden bis zu anhaltendern und immer mehr fixir-

ten, von den Phantasmen mit Affect zu den Einbildungen mit Leidenschaft über.

Erste Periode: Hier zeigt sich wachendes Träumen und immer leichteres Versezzen in fremde, andre Zustände, aus innerm, unruhigem Drange des Affects über die nächste Gegenwart und Wirklichkeit hinaus, aus Furcht, dann aus Hofnung. So das Lärmen des Knabens, das Spielen des Mädchens, das Lauschen beider auf das Wundervolle und auf Geistermährchen, bei der sie sich fürchten können.

Zweite Periode. Hier finden wir ein Leben ausser sich mit einem stärker erwachten innern Leben des lebendigen Gefühls, Entzückungen und Ekstasen, meistens religiöser Art.

Dritte Periode. Hier ausserordentliche allgemeine und grosse Unternehmungen für eine fixirtere Glükseligkeit und mit Leidenschaft des Ehrgeizes verbunden.

Vierte Periode. Hier tritt Verlieren in Ideen und Ideale ein.

Suchen wir die Zeichen für die Schwärmerei auf, so finden wir folgende:

a) Die Einbildungskraft wird zuerst durch eine sinnlich starke Empfindung, zuweilen auch durch eine sinnliche Begierde erhöht. Doch ist der Stoff der Schwärmerei nicht das Gesehene etc., sondern das Ungesehene etc.

b) Glühend und lebhaft ist die Phantasie des Schwärmers, in Verbindung mit stärkeren Gefühlen. Seine Ueberzeugung beruht einzig auf einem

dunkelen Gefühle, welches ihm wegen seiner sinnlichen Stärke sehr behaglich wird, aber zugleich den ruhigen Gang der Vernunft stört. Mit glühender Phantasie umfaſst er ein Ideal und flieht die Wirklichkeit; ihm sind seine Erfahrungen Schranken und endlich selbst das ganze Daseyn. Dieser Charakterzug geht über in fröhliche Selbstzufriedenheit und selbstgenügsamen, selbstgefälligen Stolz. Sein feuriges Gefühl und seine belebte Phantasie erheben ihn über alle Andere und nähren einen Uebermuth, der sich, ohne es zu scheinen, in Demuth verstekt. So wird dem Schwärmer Dünkel eigen und er sieht in sich den Mittelpunct der Menschheit, oder wenigstens den Brennpunct, in welchem sich alle Strahlen des Lichts, der Wahrheit und Liebe sammeln. Jene stolze Demuth nimmt oft einen Schein von sanfter Seelenruhe an, welche den Beobachter verleiten kann. Alle kindlich, froh und selig zu sehen, wie er sich fühlt, ist sein Wunsch; darum entsteht in ihm ein Bekehrungsgeist, der sich oft mit Aufopferung vereint und bis zum Martyrertod führen kann.

c) Innere Unruhe verläſst den Schwärmer nie in Beziehung auf seine fixe Idee. Nicht allein, daſs ihn Ungeduld und Unmuth über Laster oder Thorheiten der Zeit peinigt, so verläſst ihn oft der Wahn nicht, die Zeit und Stunde der Entscheidung sey nahe. Er kann, wie Lessing sagt, die Zukunft nicht erwarten; er wünscht die Zukunft beschleunigt, und wünscht, daſs sie durch ihn beschleunigt werde; daſs das in einem Augenblicke reife, wozu die Natur Jahrtausende verwendet. Daraus aber

entsteht dann leicht Selbstpeinigung, Hafs und Verfolgung Andrer.

d) Unwissenheit und Verachtung gegen sorgfältiges Forschen und gegen Gelehrsamkeit war stets den Schwärmern eigen, daher in den Zeiten der Barbarei und Unwissenheit die meisten Schwärmer auftraten. Fleifs schrekt ihn zurük und flieht die Aussicht, durch Belehrung zu ruhigerer Einsicht geführt zu werden.

e) Eigenthümlich wählt der Schwärmer sich eine Sprache, die er sogar in einem ausgezeichneten Accente, meistens im trüberen, singenden Tone laut werden läfst. Seine lebhafte Phantasie sezt ungewöhnliche Bilder zusammen und glaubt in überschwenglichen Gedanken Producte seines Genies oder eines höheren Geistes zu finden. Diese kleidet er in ungewöhnlichen, hohen Ausdruk ohne Zusammenhang. Selbst in der Lebensart drükt er das Excentrische, welches die Schwäche der Urtheilskraft beurkundet, aus.

Um diese Erscheinungen aufzulösen und zu erklären, lassen sich zwar bisweilen physische Ursachen und physiologische Bestimmungsgründe nachweisen, da eine zerrüttete Organisation des Körpers oft vorkommt und Weichlichkeit des Körpers, unbefriedigte Triebe die Schwierigkeiten begünstigen. Wichtiger und allgemeiner sind die psychischen Ursachen.

Die allgemeine Ursache liegt in dem Vermögen ausser sich zu seyn, welches zu dem Unendlichen führt. Durch das Unendliche, das Un-

erreichte, das Unbegränzte, das Fremde in dem Menschen wird die Schwärmerei aufgeregt. Durch sein freiestes Vermögen, die Phantasie, eilt der Mensch in die überirdischen Regionen. Daher haben Physik und Mathematik nicht leicht Schwärmer hervor gebracht, wohl aber Chemie, indem diese geheimnifsvolle Thatsachen enthält.

Eine andere Ursache ist die unverhältnifsmässige oder ausschliessende Nahrung der Phantasie und die Erhöhung des Gefühls, welches entweder in Verhältnifs mit Schwäche der Vernunft steht, oder eine gar nicht schwache, aber unwirksame Vernunft überwiegt und dieser Richtungen verleiht.

In dem Erkenntnifsvermögen können Selbsttäuschungen zur Ursache werden. So nicht minder jede Ueberspannung des Denk- und Willensvermögens, anstrengendes Nachforschen, halbe Kenntnifs der Natur und Religion, dunkle Vorstellungen, Gewissensängstlichkeit.

Dazu kommen als besondere Ursachen: Verstimmung des Gefühls, Leidenschaftlichkeit, welche die Vernunft schwächt und die Einbildungen verstärkt, besonders in Stolz und Liebe. Schwärmer sind heftig und gespannt. Ihre Selbstpeinigung geht aus der dunklen Ahndung hervor, dafs sie Ursache haben, die Sinnlichkeit zu beherrschen, da sie gegen die Vernunft streitet, und, diese zu ertödten und auszurotten, glauben sie sich dann berechtigt.

Der äusseren Veranlassungen und Bedingungen kann es Mehrere geben. Unter ihnen zeichnen sich

aus: a) die Beschaffenheit der Religion. Ist diese von dunklen Vorstellungen und Aberglauben erfüllt, so fördert sie die Schwärmerei und bringt sie hervor, wenn sie als eine mit Wundern, Geheimnissen und Ceremonieen überladene Religion vernachlässigt und bestritten zu werden anfängt. b) Verbindungen und Verhältnisse, in denen auffallende Gegenstände der Schwärmerei fesseln und ihre Lebhaftigkeit reizen. So das einsame Leben und die Entfernung von Umgang und den Vergnügungen der bürgerlichen Gesellschaft. c) Der Geist des Zeitalters. Entnervt durch Ueppigkeit bringt das Zeitalter der Schwärmerei Nahrung und unterstüzt die Neigung, sich Güter durch ungewöhnliche, von Arbeitsamkeit und Anstrengung entfernte Mittel zu verschaffen. Die öffentliche Meinung wirkt durch übertriebene Einbildungen; die Begebenheiten, die Auszeichnung versprechen, regen auf; Anstalten, welche die Phantasie entflammen und den Partheigeist nähren, ziehen an sich. So entsteht Schwärmerei dann, wenn sich der kriegerische Geist des Zeitalters mit Religiosität und doch auch mit Unwissenheit paart (wie in den Kreuzzügen). Alles sezt die Phantasie in stärkere Flammen, wofür man viel gewagt und Gefühle bestanden hat. Begegnet uns in unserm Zeitalter, in der Zeit der Aufklärung, noch Schwärmerei, so hat man in Rüksicht zu ziehen, daſs das Licht noch Viele blendet und selbst noch im Kampfe schwebe, und daſs die Extreme sich berühren. Die Schwärmer, welche in finstern Jahrhunderten oft die Rechte des freien und eignen Denkens behaupteten, sind in Zeiten der Aufklärung die gröſsten Feinde des Fortgangs desselben. — d) Individuelle

Umstände und Schiksale, besonders schmerzlicher Verlust. Die nähern Bestimmungen zeigen die Biographieen bekannter Schwärmer.

Die Heilung der Schwärmerei wird mannichfaltig erschwert und um desto mehr, je leichter diese entsteht, je länger sie gedauert hat und je weniger die Erfahrung gegen den Schwärmer gebraucht werden kann, der sie verwirft. Am schwersten ist sie als religiöse zu heilen, wie schon als metaphysische. Shaftesbury wollte durch Wiz und Laune und Satyre bessern. Allerdings kann diese Methode wohl die noch Nüchternen und Unangestekten bewahren, und das Abgeschmakte und Ungereimte der Vorstellungen kann dem, welcher es einzusehen vermag, nüzlich werden; allein dieses Heilmittel reicht nicht aus und ernste Behandlung ist meistens vorzuziehen. Richtig zeigte Mendelsohn, daſs die Vorurtheile nicht sowohl unterdrükt und von Satyre hinausgelacht, nicht durch äussere Macht und Ansehen hinausgeschrekt, sondern, daſs sie beleuchtet werden müssen. Sind Schwärmer schon als Schwärmer zu behandeln, so ist kein Sturm, sondern ein, mit Sanftheit und Vorsicht auf die Individualitat gerichtetes Benehmen auszuwählen. Geist und Körper, Vernunft und Sinnlichkeit sind zugleich harmonisch zu beschäftigen, zu nähren und zu üben; daher auch Beschäftigung, selbst Handarbeit, erforderlich wird, wie Veränderung der Lage. Ausser den Heilmitteln finden wir auch Präservativmittel und unter diesen vorzüglich Folgende: Bekämpfung des Stolzes und Erhaltung der Bescheidenheit, nicht blos in seinen Meinungen, sondern

auch in Absicht seiner Ansprüche und Hofnungen. Bekämpfung der Liebe, und Einschränkung des Umgangs. Festes Halten an der Natur, Anhänglichkeit an die Wirklichkeit, mithin Beharren bei der Natur sowohl des Körpers als der Seele, bei den Grenzen des menschlichen Wissens. Studium der Naturwissenschaft, und fortgesezter, aber weise gewählter Umgang mit der wirklichen Welt. Widerstand durch Sinnesanschauung und Sinnesrichtung auf die Gegenwart. Cultur der höhern Kräfte, der Vernunft, besonders durch deutliche und gehörig zergliederte Begriffe, mit Verfolgung derselben bis auf ihren psychologischen Ursprung. Beschränkung einer herumschweifenden Wifsbegierde und practische Tendenz aller Untersuchungen.

Gemüthsschwächen.

Schwachheit unterscheide man von Schwäche. Jene ist eine leidentliche Bestimmbarkeit ohne zureichende Reaction, oder Mangel an Energie, an gehörig starker oder zwekmässiger Thätigkeit des Geistes, — eine Trägheit zum Auffassen oder zum Bearbeiten, zum Unterscheiden oder zum Vereinen des Gegebenen. Schwäche hingegen macht einseitige Unterdrückung einer Kraft aus, während die übrigen zu sehr beschäftigt und genährt werden. Die stärkern Gemüthsvermögen mindern die Agilität und Reizbarkeit und verdrängen oder übertäuben eins der (producirenden oder reproducirenden) Vermögen.

Bei den Gemüthsschwächen nimmt man in der gewöhnlichen Beobachtung noch nichts Wahnsinniges wahr und dennoch sind auch sie Unnatur, bei der überdies noch die Täuschungen des Gemüths mit anhaltendern Folgen und Aeusserungen statt finden. Wir finden entweder einen scheinbar völligen Mangel an Seelenäusserungen, oder Beschränktheit, Mangel an Thätigkeit und Ausbildung einzelner Vermögen (nicht Mangel an den Vermögen selbst, wie Erhard Schmid annahm).

Blödsinn.

Der Blödsinn (welchen Kant zu kühn Seelenlosigkeit nennt und von welchem Hoffbauer Zeichen angab, die zwar von einigen Blödsinnigen entnommen sind, aber nicht für das Allgemeine gelten) erscheint unter mannichfaltigen Formen, die einer Unterscheidung bedürfen. Man unterscheide den normalen Blödsinn des Kindes von dem abnormen. Jener ist nur scheinbar; dieser allein der wirkliche. Wollte man ihn mit Hoffbauer in den Mangel an Urtheilskraft finden, so würde er in jedem Kinde vorhanden seyn und den Blödsinn zu einem angeborenen machen. Vielmehr ist er das totale Unvermögen, Vorstellungen aufzunehmen und zu verarbeiten. Dies bezieht sich auf alle Vermögen, da es hingegen bei der Dummheit nur den Verstand angeht. Es ermangelt der Blödsinnige der Aufmerksamkeit und der Besonnenheit. In ihm zeigt sich, daſs die äusseren sinnlichen Eindrücke allein noch nicht die Seele des Menschen vollenden. Er erhält oft gleiche sinnliche Empfindungen, wie An-

dere, nur weiſs er sie bei seiner schwachen Einbildungskraft nicht zu unterscheiden oder zu vergleichen. Selbst starke Eindrücke gehen ohne Wirkung bei ihm vorbei. Nur das, was seine Sinne auf grobe Art rührt, begehrt oder verabscheut er; so kann ihn nur der grobe Sinn des Geschmaks reizen. Fast ganz thierisch in seinen Vermögen, richtet er nie Aufmerksamkeit auf Gegenstände, und wenn der Dumme wenigstens falsche Schlüsse macht, so schlieſst er gar nicht. Unentschlossen kann er sich nur zu Leidenschaften erheben. Wo seine groben Bedürfnisse befriedigt werden, da verweilt er, sonst flieht er die Menschen, weil er den Eindruk ihres Aeussern nicht fassen kann. Kindisch freut er sich über Spielzeug und Leckereien, die ihm gereicht werden, doch widersteht er den Hindernissen seiner Triebe bis zur Wuth. Die wenigen körperlichen Kräfte, welche er besizt, werden auch weniger verwendet, da die Seele unthätig ist. Darum kann ein Blödsinniger ein ganzes Leben in gleichem Zustande fortvegetiren.

Es gibt einen Blödsinn, der sich in jedem Lande auffinden läſst. Auf der tiefsten Stufe des Blödsinns aber stehen die Cretinen (Fexe) in den Thälern von Piemont, dem Walliserlande und im Salzburgischen. Gewöhnlich läugnet man ihnen alle Perfectibilität ab; allein auch unter ihnen lassen sich verschiedene Grade nachweisen*). Nicht alle haben gleiches

*) So fand Küttner die Kretinen in Steyermark und Kärnthen weniger thierisch als im Walliserlande. S. dessen Reise durch Deutschland, 1801.

gleiches Aeussere, nicht alle sind taubstumm. Dafs sie durch Verpflanzung aus ihren heissen Thälern in gebirgigte Gegenden verändert werden, zeugt für ihre physische Perfectibilität. Die Anlage zu diesem Blödsinne ist unter ihnen nicht ursprünglich, da oft Kinder, von gesunden Aeltern erzeugt, Cretinen werden. Wäre auch bei Allen eine gleiche Misbildung und Schiefheit des ganzen Schädels beobachtet worden wäre, so würde dies nur beweisen, dafs sie, wenn sich damit blos Instincte verbinden, mehr zur Thierheit als zur Menschheit sich neigen. Nun zeigen sich aber wirklich bei ihrer geistigen Perfectibilität Grade.

Der tiefste Grad dieser Schwäche, der sich jedoch selten zeigt, liegt darin, dafs der blödsinnige Cretin nicht zu gehen vermag, nicht sprechen kann, und ohne Geschlechtstrieb, nur Nahrung nimmt. Ein zweiter höherer Grad, der schon häufiger beobachtet wird, ist, wo der Cretin gehen lernt und Geschlechtstrieb, wie auch Neigungen hat. Bei dem dritten Grade zeigt sich das Daseyn aller äussern Sinne, dabei aber Sprachlosigkeit. Da kennt der Mensch schon die ihn umgebenden Gegenstände und läfst sich zu häuslichen Verrichtungen gebrauchen. Der Geschlechtstrieb wirkt stark, die Physiognomie ist minder auffallend und das Leben schwankt zwischen Thierheit und Menschheit. Ein vierter Grad enthält nicht nur den Gebrauch aller Sinnen, sondern auch einen Hang zu allen stärkeren und äusseren Eindrücken. Dann läfst sich der Blödsinnige nicht nur zu mannichfaltigen häuslichen Verrichtungen anstellen, sondern lernt, obgleich nur undeutlich

sprechen. Es beginnt also schon eine Verstandesbildung, durch welche die Unterscheidung von Recht und Unrecht möglich wird. Mehr gränzt dieser Zustand dann an Wahnsinn, welcher fixe Ideen fassen kann. So aber zeigen sich die meisten Cretinen wie andere Blödsinnige.

Mangel an früher Abweichung und Verwöhnung wirken mächtig ein, und die bisherigen Beobachtungen der erwachsenen Blödsinnigen nehmen darauf wenig Rüksicht, daſs durch Verwahrlosung ein solcher Zustand erregt werden konnte. Darum aber ist die Heilung möglich. Würde man Blödsinnige, wie Taubstumme in Instituten verpflegen, so würden die Beispiele von höhern Graden des Bewuſstseyns und von Geistesthätigkeit minder selten seyn.

Beschränktheit oder Mangel an Thätigkeit einzelner Vermögen.

A. Schwachsinnigkeit, Beschränktheit des sinnlichen Wahrnehmungsvermögens. Diese Schwäche des Schwachsinnigen (hebes) ist nicht als natürliche zu betrachten. — Die erste Spur des Wahnsinns kann man in dem Unsinne, der ursprünglichen Blindheit, nicht blos des Auges oder des äussern Sinnes überhaupt, sondern zugleich auch des Triebes und Affects auffinden.

B. Schwäche des Gedächtnisses, — Vergeſslichkeit, S. Ersten Theil S. 251 u. f. Die Erinne-

rungslosigkeit (Amnesie) entbehrt des Bewufstseyns von der Gegenwart wirklich vorhanden gewesener Dinge.

C. Schwäche der reproductiven Einbildungskraft. Dies ist die Schwäche des sogenannten Pinsels, der nur zum Nachahmen geschikt ist und nie Muster wird. Vgl. Ersten Theil S. 255.

D. Schwäche des Dichtungsvermögens und des Wizzes, die Schwäche des Stumpfsinnigen. Wo nur Verstand erfordert wird, kann dieser noch einen guten Kopf abgeben.

E. Schwäche der Urtheilskraft, — die Schwäche des Dummen. Die Bezeichnung dumm deutet eigentlich auf Mangel des Gehörsinns, welcher der Dummheit nicht selten zum Grunde liegt. Oft finden wir sie in Blöden, in denen jedoch mehr Mifstrauen zu sich, als in dem dummen Tauben statt findet. Der Dumme urtheilt und schliefst falsch, ohne Mifstrauen gegen seine Urtheile, daher er auch dreist im Handeln ist und dabei wagt. Die Aufmerksamkeit ist nie gefafst, daher die Entschuldigung, an Etwas nicht gedacht zu haben. Sich selbst genug geht der Dumme auf gut Glük aus und häuft mifsglükte Versuche auf einander. Es gibt nicht dumme Engel, sagt Jean Paul, aber dumme Teufel, weil das Gute stets auf Seiten der Kraft bleibt. — Verbindet sich der Mangel an Urtheilskraft mit Wiz, so zeigt sich Albernheit. So in denen, welche im männlichen Alter kindisch handeln, lebhaft und geschwäzzig sind, doch beides auf abgeschmakte Weise. — Mit Recht unterschied Kant

den Dummen vom Unwissenden. — Der Projectmacher ist nicht Jeder, welcher einem Projecte nachgeht, sondern der ein Gewerbe daraus macht. Meist hat er lebhaften Verstand und lebhafte Phantasie, seine Ueberlegung aber ist nicht haltbar; Möglichkeiten sind seine Sphäre, in der er einzig lebt.

F. Schwäche des Scharfsinns, — eine grillenfähige Spizfindigkeit, die sich als Mikrologie in Untersuchungen, in Entschuldigungen, in Berathschlagungen und Unternehmungen äussert. Man denke hier an die Chinesen und Rabbinen, an das alexandrinische und das scholastische Zeitalter. M. Vgl. Ersten Theil S. 238.

G. Schwäche des Verstandes. Der unbefangenen Einfalt, welche ohne Wissenschaft besteht, ist die Einfältigkeit, die Schwäche des Verstandes, welcher nicht viel zu fassen vermag, entgegengesezt. Dem Einfältigen bleibt der Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung unerkannt. Man unterscheide von ihm theils den Bornirten, der in geringem Umfange doch richtig verfahren kann, und nur der Erweiterung für das Grosse nicht fähig wird, — theils den Unmündigen, welcher seines noch nicht gehörig entwickelten Verstandes nicht mächtig ist und sich dessen nicht ohne fremde Leitung bedienen kann. Viele bleiben absichtlich durch das ganze Leben solche Unmündige und wollen es seyn.

H. Schwäche der Vernunft. Man kann bei dieser Schwäche zwei Grade, in dem Thor und in dem Narren unterscheiden. Thor ist derjenige,

welcher in leere, werthlose Dinge Werth sezt und im Handeln unverdienten Zwecken das bestimmt, was Werth hat. Der Thor kann seine Thorheit nicht einsehen, und er hält sie entweder für Weisheit oder sieht wenigstens in ihr nicht das Ungereimte. Auf einem höheren Grade steht der Narr, zu welchem der Thor durch Anmassung gegen Andre und durch Egoismus wird. Dieser muthet Andern auf sich bezogen im Denken mehr zu, als er verlangen darf, und sezt in sich selbst einen höhern Werth als er vernünftigerweise thun sollte. Daher sind ihm Selbstzufriedenheit, Aufgeblasenheit, Mangel an Besonnenheit, Geschwäzzigkeit eigen. Weiber sind Närrinnen im milderen Sinne als Eitle; Männer sind es als Hochmüthige. Dieser Hochmuth gränzt an die erste Stufe des Wahnsinns; daher er auch mit Wahnwiz für Eins gehalten wurde (wie von Erhard). Ehe der Narr auf diese Stufe tritt (wo er den sogenannten Stich hat), kann er Narrheit ohne Urtheilskraft, mithin verbunden mit Unklugheit zeigen, und dann bezeichnet ihn das französische fou. Andre Namen beziehen sich auf das Alter, wie Laffe der junge, Gek der alte Narr benennet wird.

Unwissenheit und Schwachheit des Geistes paart sich mit Zweifelsucht und Leichtgläubigkeit. Dies ist eine Thatsache, der eine collective Erscheinung des Erkenntnißvermögens zum Grunde liegt, da sie in dem Geiste sowohl Schwachheit als auch Unwissenheit voraussezt. Diese ist ein Negatives, ein Mangel theils an Fähigkeit zu wissen, theils an Stoff (Ungelehrsamkeit) und an Fer-

tigkeit zu Erfahrungen und Einsichten (theoretische Ungeübtheit). Sie kann Mangel an aller, oder nur an mancher Erfahrung seyn, dabei ursprünglich und natürlich oder abgeleitet und künstlich.

Unwissenheit und Schwachheit des Geistes scheinen einander an sich schon verwandt, und sie sind ursprünglich verbunden; doch bald wird die Schwachheit eingeschränkt. Beide gesellen sich aber, oder sezzen sich in irgend eine Verbindung (nothwendig oder zufällig) mit zwei andern Erscheinungen, welche keineswegs einander verwandt, sondern vielmehr entgegengesezt scheinen.

Wie Glaube das Gefühl des subjectiven Entschiedenseyns über Gewifsheit mit subjectiver Befriedigung war, so ist Leichtgläubigkeit die überwiegende Fertigkeit im blinden Glauben. Zweifel hingegen besteht aus dem Gefühle des Unentschiedenseyns in der Annahme, mit subjectiver Nichtbefriedigung, daraus dann Zweifelsgeist, als die Fertigkeit das Geglaubte zu beschränken, und Zweifelsucht, als leidenschaftlicher Hang zu zweifeln, ja wohl Nichts zu glauben, hervorgeht. Diese und jene scheinen sich als Gegensäzze an sich betrachtet auszuschliessen, da Zweifelsucht wenigstens eine Schwergläubigkeit voraussezzen läfst; allein sie schliessen sich nur in der höchsten Uebertreibung aus und werden ursprünglich durch einander entwickelt, und späthin in ihren Schranken gehalten. Als totale Zustände sind sie einander entgegengesezt, nicht aber als partiale; wie Mancher im Theoretischen Zweifelsucht nähren und im Practischen leichtgläubig

seyn kann. Dennoch ist Zweifelsucht als Sucht immer stärker und zwar wild und stark, — Leidenschaft; Leichtgläubigkeit hingegen nur Geneigtheit, die leichter und mithin auch früher und nothwendiger entsteht, wie Glaube vor dem Zweifel, wie Vertrauen des Kindes vor dem Mifstrauen. Leichtgläubig war einmal jeder Mensch und ists immer auf gewissen Puncten; nicht so war er zweifelsüchtig. — Beide Erscheinungen enthalten als Gemeinsames, dafs sie als Fertigkeiten und zwar als unnatürliche sich verwandt sind, dafs beide entweder blos theoretisch oder auch practisch sind, dafs endlich beide aus Einer Quelle, dem Erweiterungstriebe (Wifstriebe), hervorgehen. So können sie sich aber nicht nothwendig ausschliessen.

Zu Unwissenheit und Schwachheit stehen sie in folgendem Verhältnisse. Zweifeln drükt an sich schon eine relative Unwissenheit aus, und der Skepticism selbst heifst (sogar bei Kant) eine kunstmässige Unwissenheit. Wenigstens gibt es einen Skepticism der gemeinsten Unwissenheit, welcher nichts zu beweisen vermag. Leichtgläubigkeit hingegen sezt nicht sowohl Unwissenheit, als Vielwissenheit voraus; allein nur eine blinde, mithin mehr eine Schwäche.

Unwissenheit erzeugt nothwendig a) Leichtgläubigkeit dann, wenn die Unwissenheit mit Vertrauen zu den Menschen und doch auch mit einem blinden Wifstriebe oder mit Trägheit der productiven Kraft in Verbindung steht. b) — Zweifelsucht dann (aber auch nur alsdann), wenn der

Wifstrieb sich mit Mifstrauen und mit willkührlicher Selbstthätigkeit der productiven Kraft verbindet.

Schwachheit erzeugt nothwendig a) Leichtgläubigkeit, wenn der Mensch grössere Empfänglichkeit für Reproduction als Production hat, wenn er in dunkeln Gefühlen lebt, und wenn die Schwachheit vorzüglich die Urtheilskraft betrift. b) — Zweifelsucht, wenn der Mensch seine Begriffe nicht zu entwickeln vermochte oder anfing, wenn sein Wahrheitssinn noch nicht genug entwickelt ist, und wenn er mit der Schwachheit Troz verbindet, der sich weder von Anderen befriedigen lassen, noch selbst befriedigen will.

Dennoch finden Leichtgläubigkeit und Zweifelsucht in Unwissenheit und Schwachheit nicht die einzigen und nicht die ausschliessenden Quellen; denn wohl kann eine gewisse Leichtgläubigkeit bei einer gewissen Stärke und einer gewissen Einsicht bestehen, wie bei denselben eine gewisse Zweifelsucht. — Leichtgläubigkeit nährt jedoch wieder die Unwissenheit, Zweifelsucht die Schwachheit.

Die genannten Gemüthsschwächen verbinden sich dann wieder zu Gemüthsverstimmungen, welche von den Gemüthskrankheiten im engern Sinne zu unterscheiden sind. In ihnen zeigt sich der Verlust des Gemeinsinns, doch auch noch Reste des Selbstbewufstseyns und der menschlichen Freiheit über sich selbst, wenigstens in einzelnen Momenten.

Irresinn.

Durch den Irresinn werden entweder die Gegenstände oder ihre Zahl, ihre Gestalt und Dauer falsch angegeben. Er ist entweder falsche Wahrnehmung einzelner Sinne oder falsche Wahrnehmung aller Sinne, in so fern dadurch Gegenstände ausser oder in unserm Körper bemerkt werden, die bald nicht, bald anders vorhanden sind. Dahin gehört dann das dauernde Doppelsehen, die Betäubung von sinnlichen Eindrücken.

Grübelei — Grillenfängerei — Launenwechsel.

Nicht jeder, welcher grübelt ist ein Grübler, in so fern jenes ein Nachdenken über Dinge bezeichnet, welche dessen unwerth sind oder welche nicht Gegenstand des Nachdenkens werden können. In dem Grübler mufs der Hang dazu vorhanden seyn, welcher sich an Vertiefung anschliefst. — Das Grübeln führt zur Unschlüssigkeit und zur Unthätigkeit, selbst wenn dem Grübler die Sittlichkeit als Gegenstand vorliegt.

Von ihm unterscheiden wir den Grillenfänger. Grille ist eine fixe Einbildung, verbunden mit Grübelei, welche ihr vorausgeht oder nachfolgt. Der Grillenfänger hängt an Möglichkeiten und ist weit entfernt, Pläne zu entwerfen. Lieblingsneigungen sind meistens von leeren Grillen begleitet und diese äussern sich dann im Denken und Handeln.

Die Grillenfängerei geht über in Grillenkrankheit oder Hypochondrie. Diese wird zunächst Ur-

sache von Einbildungen körperlicher Uebel und dann von Launen, und ist ein Irresinn über den Zustand des eignen Körpers in Beziehung auf Gesundheit. Aus dem Unbehaglichen des Zustandes, welches der Hypochondrist nur zu deutlich fühlt, entspringen Anwandlungen, die jedoch noch nicht als Narrenstreiche gelten können. Der Hypochondrist kann mit Recht, nach Kant, ein Grillenfänger der kümmerlichsten Art genannt werden. Eigensinnigkeit verbindet sich in ihm mit Mifstrauen und Argwohn, welcher bis zum Wahnsinne führen kann. So lange die Aengstlichkeit den Kranken selbst betrift, bleibt es noch Hypochondrie; ausserdem geht sie in Tiefsinn über.

Neben diesen Zuständen finden wir den plözlichen Launenwechsel, welcher Ueberfälle der Phantasterei, unerwartete Anwandlungen von Einbildungen ausmacht. Der Wechsel ist plözlich und unzeitig; seine Folgen oft bedeutend, da mancher Selbstmord nur Wirkung eines Raptus war. Werden diese Ueberfälle der Regellosigkeit zur Regel selbst, dann tritt mehr Gefahr ein.

Steckenpferd — Ueberstudieren.

Die Verworrenheit des gesunden Verstandes hebt mit der Abschweifung an, welche man Steckenpferd benennt. Dies ist aber das Hängen an Gegenständen der Einbildungskraft, zu denen ein Spiel des Verstandes zieht. Im gewöhnlichen Sinne hat Jeder sein Steckenpferd, nur Jeder aus andern Beweggründen.

Auch das sogenannte Ueberstudieren würde hieher gehören, wenn es nicht an sich ein Unding wäre. Die Anstrengung des Studiums der Wissenschaften kann das Gemüth nicht verstimmen, wie schon Kant richtig bemerkte, und nur ein ordnungsloses, ein zu frühes oder unzusammenhängendes oder auf schwärmerische Hirngespinste der Einbildungskraft ausgehendes Studieren kann schaden.

Trübsinn — Schwermuth — Tiefsinnigkeit.

Trübsinn ist der Hang sich traurigen Gefühlen zu überlassen, sich ihnen ganz hinzugeben und wohl dabei zu streben, sich von der Wirklichkeit zu entfernen. Sein Grund liegt in einer zu grossen Empfänglichkeit für Gefühle.

Schwermuth heifst der Hang, durch den der Mensch ausschliessend an eine Vorstellung oder Vorstellungsreihe, von der er nicht zu entfernen ist, gefesselt wird. Alles berechnet er in Hinsicht seiner Thätigkeit auf diese Eine Richtung. Niedergeschlagenheit und Lebensmüdigkeit bleibt ihm dabei eigen.

Tiefsinnigkeit, Melancholie ist noch nicht völlige Gemüthsstörung, wie schon Kant annahm. Sie verweilt bei einer Vorstellung, ohne fortzuschreiten, und richtet die gesammte Kraft auf einen Zwek, ohne erhöht zu seyn. Die Vorstellungen, welche durch ihn ausgewählt werden, können einen wirklichen Grund dann haben, wenn sie sich auf den Körper oder einen leidenden Theil beziehen. Diese freilich noch immer sonderbaren Grillen, denen mei-

stens Gram zum Grunde liegt, drücken die Empfindungen nur falsch aus und meistens nach dem Grade der Bildung des Tiefsinnigen. Ausdauernd und unverrüklich stehen diese Vorstellungen, und werden auf mannichfache Weise, selbst nach subjectiven Verstandesregeln behandelt. Während der hellen Zwischenräume bemerkte schon Aristoteles in den Tiefsinnigen ein schärferes Nachdenken. Doch auch während der Anfälle entdekt man in ihnen Scharfsinn.

Eigenthümliche Züge des Melancholischen sind: a) Liebe zur Einsamkeit verbunden mit Neigung zum stillen Brüten. Den Umgang flieht er, weil durch ihn das Nachhängen an der Lieblingsidee gestört wird. b) Mifstrauen und Furchtsamkeit, und daher scheues und unstetes Auge, weil er jeden Widerspruch fürchtet. c) Ueberdrufs des Lebens, aus dem der Selbstmord hervorgeht. Hierbei kann Aberglaube oder Furcht die Ursache seyn; daher ihn bisweilen Angst und Todesfurcht wachend und träumend quält. d) Schwache Reizbarkeit der sinnlichen Empfindung, selbst des Betastungssinnes. Fast unempfindlich ist er gegen Schmerz und Marter, gegen Hizze und Kälte. e) Gespannte Aufmerksamkeit. f) Heftige und unveränderliche Neigungen, daher Ausdauer in Liebe und Hafs.

Die entfernte Ursache kann im Temperamente enthalten seyn; zu den äusseren Veranlassungen im Klima und in der Lebensart mufs dennoch auch eine Verstimmung des Geistes hinzukommen. Leidenschaften aller Art geben dazu die Gelegenheit her.

Sympathie.

Sympathie aus Streben nach lebhaften Vorstellungen ahmt den Zustand erst nach und wird zugleich in dieselbe Stimmung, ja zulezt ganz unwillkührlich versezt. Was erst willkührlich angefangen war, wird dann unwillkührlich fortgesezt; daher der traurige stürmische Drang des Tiefverderbten wie des Rasenden. Die Antipathie, wenn sie nicht Instinct ist, sondern in Krankheit übergeht, verräth sich durch unnatürlichen Abscheu vor unschädlichen Dingen, wegen Association der Vorstellungen.

Fixe Idee, — Irrereden.

Fixe Ideen nennen wir falsche Vorstellungen, mithin Einbildungen, die sich mit einer gewissen Beständigkeit äussern. Dennoch sind sie momentan, dies aber bald mehr, bald minder. Ihre längere Dauer läſst sie herrschender werden, und dabei immer mehr Verwirrung verbreiten. Werden sie zum Princip für das Handeln, so tritt Verrüktheit ein. D. Nord behauptet, daſs jedem Wahnsinne eine fixe Idee zum Grunde liege; dies aber läſst sich selbst bei der Raserei bezweifeln. Momentan hartnäckige Richtung für Momente läſst sich zugestehen.

Das Irrereden als blosser Anfall ist Krankheit und vorübergehend. Es wird oft erregt durch starke Einbildungskraft beim Anblicke eines Seelenkranken, beim Anblicke solcher Personen, welche die Leidenschaft des Hasses oder der Liebe wieder aufregen (wie in Shakespeare's Hamlet). Als solcher gehört es aber zu den Krankheiten. Einen Anfang

dazu kann man in dem Faseln und dem gedankenlosen Schwazzen finden. Das Selbstsprechen als abgeleitete (nicht, wie im Kinde, ursprüngliche) unwillkührliche Erscheinung gehört gleichfalls hierher, nemlich als einseitige Unterdrückung (nicht ursprüngliche Unfertigkeit in einer sich selbst beschränkenden Thätigkeit).

Verrückungen des Gemüths.

Die Bezeichnung Geisteszerrüttung dürfte nicht blos zu materiell, sondern auch unwahr seyn, da der Geist, d. i. Vernunft, oft noch unverkennbar, wenn auch nicht allein herrschend wirkt. Gemüthsstörung würde allerdings, wie Kant annahm, einen milderen Ausdruk als Verrückung bilden; dennoch ist für die gesammte Classe diese Bezeichnung die passendste und schiklichste. Verrückung deutet auf Versezzung der Seele in einen ganz andern Standpunct.

In der Bestimmung der Begriffe und der Eintheilung war ein willkührliches Verfahren das Gewöhnliche, welches selbst die Willkühr, mit der die Natur hier selbst zu verfahren scheint, überstieg. Die Begriffe wurden zum Theil zu weit gefaſst, wie, um andrer Deutschen nicht zu gedenken, die Definition mehrerer Engländer, Harper und Haslem, beweiſst: der Wahnsinn sey eine fehlerhafte Verknüpfung bekannter Begriffe, unabhängig von den Vorurtheilen

der Erziehung und blindem Glauben, begleitet von heftigen Leidenschaften. Hier würden die Einbildungen der Verliebten nicht ausgeschlossen seyn.

Man gehe von der Bemerkung Kants aus: „Es ist verwundrungswürdig, dafs die Kräfte des zerrütteten Gemüths sich doch in einem System zusammenordnen und die Natur auch sogar in die Unvernunft ein Princip der Verbindung derselben zu bringen strebt, damit das Denkvermögen, wenn gleich nicht objectiv zur wahren Erkenntnifs der Dinge, doch blos subjectiv zum Behuf des thierischen Lebens nicht unbeschäftigt [unthätig, ungeübt] bleibe.“ *)

Vereint man zwei Hauptmomente, nemlich, dafs das gestörte oder verrükte Gemüth willkührlich nach seiner eignen Regel, die nicht mit den Erfahrungsgesezzen übereinstimmt, Gedanken verfolgt, und dafs es der höchsten Stufe nicht allein Vernunftmangel, sondern etwas Positives, Unvernunft, oder einen ganz entfernten und verschiednen Standpunct einnimmt und von da aus wirkt, so ergibt sich, dafs Verrückung überhaupt ausmacht: eine Versezzung der Directionslinien der geistigen Kräfte ausser ihrer Menschensphäre, also auch einen Privatsinn für sich, ein Isoliren von der allgemeinen Menschenvernunft. Diese Erscheinungen sind daher die tiefsten Erniedrigungen der Menschheit. Schreklich ist der Wahnsinn und schreklicher noch der Uebergang zu ihm. Viel Kraft liegt in ihm und doch ein Nichtsseyn.

*) S. dessen Anthropologie S. 147.

Willkührlich und in der Natur nicht begründet mufs die Eintheilung: allgemeine und auf bestimmte Gegenstände gerichtete Verrüktheit, heissen, theils weil in beiden dieselbe innre Vernunft rege ist, theils weil die zweite Gattung fälschlich von den Objecten entlehnt wird. Man unterscheide eine ruhigere, nicht wilde Verrüktheit (mania mitis) von einer wilden Verrüktheit (mania furibunda). Für die Arten der ersten zeichnet sich Kants Eintheilung aus, und man kann ihr sicher folgen.

A) Unsinnigkeit, Verrüktheit der übermässig lebhaften und starken Einbildungskraft, — tumultuarische Verrüktheit. — Schon im gemeinen Leben spricht man von einem unsinnigen Schwäzzer. Von Sinnen kommen drükt den Zustand aus, wo das Wahrnehmen unmöglich wird, und der Mensch abgeschnitten wird von der in der sinnlichen Welt, die ihn umgibt, ausgedrükten, seine Einbildungskraft mit Gewalt ordnenden, Vernunft. Unordnung herrscht in seinen Vorstellungen, die oft nur Eine Reihe ausmachen. So liegt in der Unsinnigkeit zugleich die Abwesenheit des Vermögens, Zusammenhang in die Vorstellungen zu bringen. Unsinnige Weiber schwazzen, unsinnige Männer radotiren.

B) Wahnsinn, Verrüktheit des Dichtungsvermögens, — methodische Verrüktheit. — Diese ist schiefe Deutung der äusseren und inneren Wahrnehmungen. Zum Grunde liegen hier noch die formalen Gesezze des Denkens, allein die selbstgeschaffenen Vorstellungen werden mit der

Wirk-

Wirklichkeit verwechselt, obgleich in ihnen selbst viel Scharfsinn liegen kann, der sich schon in der List verräth. Wohin das wilde Feuer der ungezügelten Phantasie führen und wie es selbst nicht gemeine und nicht schwache Köpfe regieren kann, dies zeigt eine Reihe bekannter Beispiele (wie Tasso's und Swift's). Mit Consequenz führen Wahnsinnige ihre Entwürfe hindurch und man kann ihnen, ob sie gleich falsche Vordersäzze aufstellen, doch innerhalb ihres Wahnsinns nicht Gesezze des vernünftigen Denkens absprechen. Dies sind diejenigen, von denen Shakespeare sagt, daſs Methode in ihrer Narrheit sey.

C) Wahnwiz, Verrüktheit der Urtheilskraft, — fragmentarische Verrüktheit. In ihr ist die Thätigkeit der Urtheilskraft gestört, und die Einbildungskraft verknüpft spielend das als Allgemeines, was nicht verbunden werden kann. Weil sie Sprünge liebt, kann sie fragmentarisch heissen. Heiterkeit ist solchen Kranken eigen, die sich oft in unwillkührlicher Spasmacherei gefallen; dabei aber fehlt ihnen das Interessante und Gediegene.

D) Aberwiz, Verrüktheit der Vernunft, — systematische Verrüktheit. Der Aberwizzige faſst Principien auf, welche alle Erfahrung überschreiten und der Gegenstand, auf welchen seine Geistesthätigkeit gerichtet ist, macht das Unbegreifliche aus. Vernunft und Erfahrung reicht für sein Verfahren nicht zu. Meistens ermangelten solche Kranke der Erfahrung im Voraus und hängen, sich selbst genug, an ihren leeren Forschungen.

Die zweite Gattung der Verrückungen bezeichneten wir als **wild**, und dies ist die **Wuth** oder die **Raserei**.

Die Wuth kann an sich ein natürlicher Zustand als Affect des Zorns seyn, sich aber auch als Abnorme mit der Verrüktheit verbinden. Da sie nur in einem Anfalle, obgleich von längerer Dauer, besteht und öfters wiederkehrend und heftig ist, so prägt sie sich, wie der sich ausbewegende Paroxysmus in hizzigen Krankheiten, nicht tief ins Gemüth ein. Sie wird durch zufällige materielle Reize erregt. Oft kann bei ihr die Verkehrtheit des Verstandes ausgeschlossen seyn, wodurch sie zur Tobsucht wird und minder lange Dauer hat. Dennoch bleibt in ihr die Ueberlegung beschränkt, obgleich die Thätigkeit äusserst angestrengt und für die Beseitigung der entgegenstehenden Hindernisse gespannt. Die Furcht ist in solchen Kranken mit dem Bewufstseyn der Gefahr entschwunden. Sie toben stürmisch ohne Zwek, und zerstören; wobei man jedoch nicht an natürliche Anlage zur Grausamkeit denken darf. Es lassen sich namentlich folgende Züge in ihnen bemerken: Ausser derselben **Unempfindlichkeit** gegen alle Reize, welche bei der Melancholie statt findet, zeigt der Wüthende einen Anschein richtigerer Wahrnehmungen; Erinnerung, durch welche er nach dem Anfalle Alles, was er erlitten, erzählt, bisweilen auch das Geschehene nur unter andre Verhältnisse bringt; hervorstechende Leidenschaften; Erhöhung der Geistesthätigkeit, namentlich der Einbildungskraft. Oft gleicht die Wuth dem wohlthätigen Sturme und bringt die Natur in die richtige Lage zurük.

Wichtig mufs ein Naturgemälde der genannten Erscheinungen theils nach ihren allgemeinen Merkmalen, theils nach ihren charakteristischen Unterscheidungszeichen seyn. Könnte man die Angabe der Kennzeichen bis zur strengen Gewifsheit bringen, so würde die Heilung der Krankheit erleichtert werden. Täuschungen aber sind hierbei nicht selten, da mehrere einzelne Merkmale im gesunden Zustande vorkommen können, und nur im Vereine mit Anderen die Krankheit bilden, oder nur unter gewissen Bedingungen charakteristisch heissen können.

Falsche Zeichen nahm man stets an, in früherer Zeit als Omina. Das gemeine Volk schöpft bei den kleinsten Zeichen Verdacht; die Aufgeklärten glauben in allen vermeintlichen Eingebungen etc. Beweis zu finden. — Mit Recht kann man nach Erhard zufällige und bleibende Zeichen unterscheiden. Jene finden wir in den wirklichen Anfällen und sie sind die sichern und charakteristischen Zeichen; diese, welche als innere zu betrachten, bleiben mit jeder Lage des Kranken unzertrennlich verbunden, lassen aber das Allgemeine vom Besondern nicht unterscheiden. — Gewöhnlich bleibt man bei der Beschaffenheit des Körpers, also den äusseren Zeichen stehen und deutet aus der Physiognomie, aus dem specifiken Geruch, aus dem gezwungenen und ungemeinen Benehmen. Sichrer wären noch die Erscheinungen an den Sinnen z. B. an deren geringerer Reizbarkeit. Dennoch aber ist die Unempfindlichkeit bald bleibend, bald zufällig. Das sichere allgemeine und psychologische Merkmal der Verrüktheit (welches Kant aufstellte) besteht in den Ver-

luste des Gemeinsinns und des an dessen Stelle tretenden Privatsinns. Diese falsche Originalität bleibt das untrügliche innre Kennzeichen. Nur diejenigen originellen Entdeckungen können Gewinn gewähren, bei denen Jeder annehmen kann, daſs er es selbst habe entdecken können. Wer seinen Privatsinn für den Gemeinsinn nimmt, der sieht und hört allein, was Andre nicht sehen und hören, und sein Gedankenspiel ist blind. Die meisten Kranken dieser Art finden wir an dem grossen Räthsel der eignen Freiheit gescheitert. Sie trauen sich eine unwillkührliche Unabhängigkeit, eine schrankenlose Macht, selbst über das Schiksal im Einzelnen zu. Die Nothwendigkeit erscheint ihnen dann als eine zwar unwiderstehliche, aber doch auch als ein seltsamer und empörender, oder als Aufmerksamkeit erregender und tiefe Geheimnisse enthaltender Zwang. Sie glauben sich daher überall nicht sowohl mit der für das Athmen der Freiheit so wohlthätigen Nothwendigkeit umgeben, als vielmehr mit Stimmen, mit Schickungen, mit Unbegreiflichkeiten, mit unerwarteten Hindernissen und Störungen. — Dennoch darf man auch hierbei nicht zu rasch in Schlüsse übergehen, da man das Kennzeichen leicht einseitig aufnehmen kann. Zuweilen ist nur eine Kraft, die Kraft in einer Thätigkeit verrükt, indeſs eine Andere in ihrer vollsten Wirksamkeit bleibt. So haben die meisten Kranken, wenn sie nicht sinnlos sind, ein starkes Gedächtniſs, oft viel Besonnenheit, und zwar nicht blos Consequenz, sondern auch Gegenwart des Geistes. Oft betrifft die Verrüktheit nur gewisse Puncte, ja oft nur Einen.

Die Erklärung der Seelenkrankheiten, namentlich der Verrüktheit, bezog man meistentheils auf den Körper. Hofbauer that als Psycholog unstreitig einen Schritt vorwärts, wenn er in seinen Untersuchungen andeutete, daſs kein anderes Vermögen der Seele in den Krankheiten derselben einen so ausgebreiteten Einfluſs habe als die Aufmerksamkeit. Allein ist es wohl verstattet, aus dem Mangel derselben, und aus ihrer ungleichen und naturwidrigen Vertheilung schon zu erklären?

Bei der Erklärung kommt es darauf an: a) was erklärt werden soll, und b) woraus erklärt werden soll. Erklärung soll erhalten theils die zufällige krankhafte Form, theils die Möglichkeit der Entstehung des Stoffes in den Zuständen und zwar in allen Arten der Zustände; mithin soll gewonnen werden ein innrer lezter Erklärungsgrund der ersten innern Anfänge der Krankheiten.

Man unterscheide nun Ursache, Veranlassung und Bedingung. Der Körper ist nicht allein krank, sondern auch die Seele; dazu liegt die Bedingung in Beiden, die Veranlassung in Einem. Ursache ist das Bestimmende.

Klugheit und Thorheit entspringen aus Einer Quelle. Der Narr und der Dichter und der tiefe Denker, das Genie entstammen Einem Keime. Aus der öfteren Wiederholung entsteht sowohl Fertigkeit und Gewohnheit, als auch Geneigtheit, Hang und Sucht.

Die Anlage für die Krankheit liegt als Keim in dem Menschen, aber sie liegt auch in jedem Menschen, da sonst ihre Erscheinung unmöglich seyn würde. Diese Anlage prägt sich namentlich aus a) in dem Vermögen sich in einen eingebildeten Zustand zu versezzen; aus diesem Vermögen bildet sich allmählig b) Hang und endlich Sucht, sich mit Unterdrückung der Besonnenheit in einen geträumten Zustand zu denken. Jenes Vermögen ist sowohl für die Klugheit als durch die Narrheit erforderlich und begründet das Dichtertalent. Jene Anlage verräth uns ferner c) ein unstetes Gefühl, d. i. ein schneller Wechsel von Stille oder Niedergeschlagenheit und ausgelassener Munterkeit; d) die unwillkührliche Verbindungsart der Vorstellungen in Einfällen, deren Behandlung das Genie oder die Seelenkrankheit anzeigt und in Gewohnheit übergehend zur Geneigtheit werden kann; endlich e) das Vermögen sich zu isoliren von der Aussenwelt und sich von Nichts in seiner Thätigkeit des Untersuchens stören zu lassen.

Ausser dieser allgemeinen Anlage, aus welcher ebensowohl Natur als Unnatur hervorgehen kann, gibt es nichts Angeborenes, nichts Erbliches und keinen organischen Fehler als Ursache. Vielmehr wird die Ursache im Gemüth enthalten, gröſstentheils hängt es von dem Menschen selbst ab, ob er ein Narr seyn will. Sogar physische Ursache (z. B. erhöhte Reizbarkeit oder Verlezzung des Gehirns, des Geschmaks, des Gehörs) sind nur äussere Veranlassungen im Körper und nicht ausreichend. Auch

wird hierbei nicht selten Wirkung für Ursache angesehen (so bei mancher im Gehirne bemerkten ungewöhnlichen Erscheinung). Troz den vermeinten Beobachtungen von Haslam und Anderen von erblicher Anlage des Wahnsinns, wird dieser dennoch nie angeboren und kein Kind ist verrükt. Auch kann der Ursprung nicht in organischen Fehlern liegen, da die Krankheiten häufig geheilt werden. Neben der Veranlassung durch den Körper mufs stets eine innere Stimmung des Gemüths vorhanden seyn.

Nach diesen Prämissen bietet sich die zweite Frage dar: Woraus soll erklärt werden? Vielleicht aus einem Vermögen, wie z. B. aus der Aufmerksamkeit oder der Besonnenheit? Dagegen spricht aber, dafs es kein krankes Vermögen an sich gibt, und dafs, gesezt es sey das Vermögen (die Aufmerksamkeit) krank, aufs neue die Fragen entstehen: Woher diese Krankheit des Vermögens? warum ist es zu schwach oder zu stark? — Doch wir dürfen nur immer weiter zurükgehen und wir finden endlich ein (erst unwillkührliches, dann willkührliches) Interesse der Lust und des Vorsazzes an einer andern naturwidrigen Richtung. Dieses Interesse sehen wir aus einem noch tiefer liegenden Vermögen entspringen, aus dem Vermögen, sich einen andern Zustand als der uns eigenthümliche einzubilden oder lebhaft vorzustellen, aus dem Vermögen sich zu isoliren von der Aussenwelt (Einbildung — Vertiefung).

Woher aber diese entschiedene, fortdauernde naturwidrige Richtung? Woher der Hang zu jener

hellen Selbstvergessenheit und zur Vertiefung? In uns liegt unser Feind, unser Gift und Tod, wie unser Leben und unsre Arzenei. In zu schwacher oder in zu starker blinder Thätigkeit liegt die Hauptquelle. Die Geisteskrankheiten sehen wir hervorgehen aus starken mit Verblendung und Ausschweifung der phantastischen Einbildungskraft verbundenen Gemüthsbewegungen und Leidenschaften, mithin aus einer beschränkten Richtung einer fortdauernd isolirten Kraft. Die Bilder der nicht gezügelten, also blind wirkenden Einbildungskraft gewinnen das Gefühl, und die Vorliebe zu denselben läfst sie für die Wirklichkeit, das Werden (Versuchen) für das Seyn (Stillstand) nehmen. Da steht der Mensch im eigentlichen Sinne still, da fixirt sich das Bild in eine fixe Idee, weil er vor dem Bilde erst mit Befremdung und mit Glauben steht, dann immer wieder dazu getrieben wird; da weilt er vor ihr und schaut sie an als sein Idol, ohne sie als seinen bösen Dämon zu erkennen. Zwar ist der Mensch auch im gesunden Zustande nicht gänzlich frei von fixen Ideen, allein er mag sie da nur als Axiome aufstellen, ohne über ihre Haltbarkeit zu reflectiren. Jene Macht aber, welche Bilder über den Menschen haben, verbunden mit der Sucht, sich das Personificirte zu realisiren, schuf die feindlichen Geister und nährte die Geneigtheit, diesen dasjenige zuzuschreiben, von dem wir wohl wissen, wie es durch und in uns entstanden sey. Hier ist der Mensch ersessen auf ein Bild und eben dadurch besessen, hingerissen von einer fremden Persönlichkeit und Freiheit, nicht erzogen von seiner eig-

nen. Leidenschaften stören durch die sie begleitende fixe Idee der Phantasie schon die Besonnenheit wie den Gemeinsinn, führen zur Willkühr, zum logischen Eigensinne und zur practischen Selbstsucht, und binden die wahre Freiheit. Dazu wirkt der grosse Reiz der Täuschungen. Leidenschaftliche Hoffnungen und Wünsche schwächen den Verstand, nähren und unterhalten den Hang sich zu vertiefen, wobei das Bewufstseyn verschiedener Grade fähig ist.

Dies ist die allgemeine Ursache, welche der Arzt vorher kennen mufs. Die Diagnostik soll ihm nur lehren, in jedem Subjecte die besondere Ursache zu entdecken, das ist, die individuelle Modification jener allgemeinen Ursache im Verhältnisse zu den äussern Veranlassungen.

Die Veranlassungen liegen zum Theil in dem Körper, zum Theil in der Seele. Jene sind oft zu verborgen, um sie nachweisen zu können; auch kennen wir den Einflufs des Gehirns auf die Seele nicht bestimmt. Diese sind vielfach und davon die vorzüglichen Folgende: a) Unglükliche Bildung, vorzüglich als Mangel an sittlicher Bildung und Verleitung zum Aberglauben. b) Unglükliche Liebe. c) Egoismus in allen seinen Arten, Eitelkeit und Stolz und Eigensinn. d) Schwächung der Besonnenheit und Aufmerksamkeit in Hinsicht der Aussenwelt und der innern Entschlüsse, durch Einsamkeit und Geselligkeit, durch überhäufte Zerstreuung und Gesellschaft. So schwindet der Geist, der an Thätigkeit gewöhnt

war, aus Mangel an Beschäftigung; so entsteht Tiefsinn aus Entsagung gewohnter Arbeiten. Gelegentlich wirken zu dem Ausbruche der Krankheit auch der schnelle Uebergang vom Mangel zum Ueberflusse und überhaupt rascher Glükswechsel, wie Mead aus Erfahrungen bewies, ob er gleich dabei zu beschränkt die Freude allein in Rüksicht zog, da im Gegentheile Traurigkeit heftiger und intensiver wirkt. Affecte können allerdings den Wahnsinn zum Ausbruche bringen, wie zu grosse Freude, da mehr Kraft dazu gehört den betäubenden Wirkungen des unerwarteten Glüks zu entgegnen als dem Unglücke zu trozzen. So können die drückendsten und heftigsten Gefühle den Ausdruck auch ohne vorher bemerkbarer Geneigtheit vermitteln. Zufällig wirken dabei Schmeichelei, Aufredungen und Versprechungen.

Nach den äussern vermittelnden Umständen läſst sich nun genauer bestimmen: wer den Geisteskrankheiten am meisten unterworfen sey?

Ziehen wir das Zeitalter in Rüksicht, so ergibt sich, daſs die frühesten Zeitalter, wie die frühesten Bildungsstufen ihnen am wenigsten unterworfen sind. Wer wenig Verstand hat, verliert ihn darum nicht, weil er sich nicht eine so grosse Reihe von Vorstellungen bilden kann. So sind in unsern Zeiten die Blödsinnigen minder häufig, dagegen die Wahnsinnigen in grosser Zahl vorhanden und zwar theils aus physischen Ursachen, theils aus psychischen, unter denen die vermehrten Be-

dürfnisse und erhöhten Leidenschaften, die oft mifslungenen Entwürfe, die einseitige Ausbildung und die Verweichlichung durch Luxus hervorstechen.

Die ältesten und ungebildetsten Nationen sind in ihrer Wildheit einem beständigen thierischen Triebe und dabei einer thierischen sinnlichen Wuth, die Halbgebildeten öfteren Ekstasen Preis gegeben. Einseitig gebildete Nationen hegen einen trunknen, wilden Freiheitsschwindel, den schon Josephos (Archaeol. XVIII. 1, 2.) als Wahnsinn der Völker bezeichnet. Dennoch werden sich unter Wilden seltner Wahnsinnige zeigen, da dazu schon eine starke Phantasie vorausgesezt wird. Auch kann wohl der Umstand, dafs alle Volksgenossen, vermöge ihrer gleichern Bildungsstufe gleichenthusiastisch sind (wie bei den Kindern), den Wahnsinn unter wilden Völkern ungleich seltner machen. Unter einzelnen Völkern wirken besondere Ursachen. So finden sich in England die meisten Wahnsinnigen, und vorzüglich in religiöser Hinsicht, veranlafst und genährt durch methodische Schwärmerei. Unter den stillen Holländern kommen meistens nur stille Melancholische, wenig Rasende vor. In der Schweiz leitet Bigotterie und Gewissensscrupel öfter zum Wahnsinne; in England der Ehrgeiz, in Frankreich die Liebe, namentlich bei Weibern.

In Hinsicht der Geschlechter läfst sich annehmen, dafs die natürlichen Geschlechtskrankheiten der Weiber mehr Wahnsinn und Wahnwiz für diese vermitteln, als man jene Krankheiten unter den

Männern findet. Kindbetterinnen verfallen häufig in Wahnsinn. Uebrigens führt den Mann mehr Ehrgeiz dahin, das Weib mehr Mifshandlung. Des Mannes fixe Idee bezieht sich mehr auf seine Verhältnisse und bald fafst er die fixe Idee ein Gott zu seyn; das Weib dünkt sich mehr begnadigt und in Verbindung mit der Gottheit.

Dem Alter nach fällt die gröfste Zahl der Wahnsinnigen in die Zwischenzeit zwischen dem dreisigsten und vierzigsten Jahre, wie es die Berechnungen von W. Black und Haslam beweisen. Blödsinnig kann schon das Kind seyn, nie aber wahnsinnig; selbst Blödsinn hängt nicht immer von der Organisation des Körpers ab *). Die Beobachtungen, welche Greding und Perfect aufführen, sind wegen der Nebenumstände unglaublich und können mit Recht bezweifelt werden **). Obgleich es kein gestörtes Kind gibt, so gewinnen unsre Kinder doch durch launige Mütter selbst Launen des Gefühls und

*) M. S. die Beobachtungen des Arztes Elvert in Maucharts Repertorium 1801. VI. S. 121 f.

**) S. Greding's medicinische Schriften I. Th. S. 280. Perfect erzählt in der 3ten Ausgabe seiner Annals of Insanity N. 62. die Manie eines 11jährigen Knabens ohne bemerkbare Ursache, und zugleich, nach Sorry (Lorry ?), von einem rasendtoll gebornen Kinde, welches vier Tage nach der Geburt kaum vier Frauen regieren konnten. Allein konnten dies nicht Krämpfe gewesen seyn, da die Raserei starken Geist voraussezt? mithin nur ähnliche Symptome, doch unähnliche Ursachen?

Eigenwillen der Begehrungen, also Verstimmungen der Kräfte und sogar fixe Ideen (von Näschereien etc.) Das Mittelalter ist das Alter, in welchem die Sorgen und die Qualen des Ehrgeizes beunruhigen, wo eine fortdauernde Unruhe verzehrt und zur Zukunft treibt; darum ist es die dem Wahnsinne vorzüglich eigene Zeit. Daſs der Wahnsinn bis auf das späte Alter ausdauern könne, bezeugen Beispiele bei Greding und Anderen.

Psychologische Behandlung und Heilung der Seelenkranken.

Bei der psychologischen Behandlung der Seelenkranken können wir nun von den allgemeinen Voraussezzungen ausgehen: 1) daſs das Uebel wenigstens einen psychischen Ursprung habe, d. h. daſs der Mensch als solcher in sich Etwas trage, was der Irreleitung fähig sey; daſs er ein Vermögen besizze, wollten wir es auch nur Anlage nennen, also doch eine Fähigkeit von Natur, in seinem Innern zu erkranken. Dies hiesse nun nichts Anderes, als der Mensch hat von Natur eine Anlage auch zur Unnatur. Und nur der Mensch, nicht das Thier hat diese Fähigkeit, weil er allein zur Freiheit berufen ist, d. h. weil er sie sich verdienen, oder sichern soll. Unnatürlich ist dabei nicht in einem so strengen Sinne zu nehmen, als sey es übernatürlich, vielmehr liegt nur darin: kein Mensch, auch kein

Wahnsinniger kann aus der Natur ganz heraustreten; es gibt nicht nur in der Störung seines Innern noch eine Regel, sondern sogar dieselben ewigen und unwandelbaren Naturgesezze, wie für den Ungestörten. Vielleicht folgt selbst der Wahnsinn den Naturgesezzen blinder; nur dafs er sie nicht unterscheiden kann. Daher kann man nicht blos den Wahnsinn classificiren, sondern dadurch wird es auch dem Menschen möglich, ihn in Anderen zu verändern. Darum endlich liegt in der Behandlung der Irren für den, welcher in sich selbst die reine Natur bewahrt, auch nichts Bedenkliches oder ihm selbst Gefährliches; denn auch in Jenen ist die Menshheit nicht erstorben.

2) Das Uebel stammt sogar aus einer reinen, unschuldigen Quelle; denn diese Quelle ist die Anlage, und aus ihr, ja oft aus einer schon herrlich entfalteten Fähigkeit entsprofs die Verirrung. In der Anlage kann also der Wahnsinn nie haften, an keinem Vermögen im Menschen, mithin auch nicht an der Phantasie, oder an den Begierden. Nur zum Mitwirken können sie, dazu falsch genug, dienen.

4) Keine Seelenkrankheit herrscht durch alle Kräfte in gleichem Grade hindurch, da auch kein Mensch die ganze Menschheit in sich vereinigt.

5) Der innern Disharmonie ist nur durch Eingreifen in das Innre beizukommen, d. i. durch Mitwirkung; allein auch nur durch Mitwirkung seiner vollen Kräfte, nicht durch ein einziges Vermögen

des Kranken (etwa durch theoretische Vernunft allein). In jeder Krankheit liegt zugleich der Keim zur Besserung, und so gilt auch hier: „Der böse Geist, der zur Unzeit oder mit Uebermaafs fortreifst, ist auch zugleich der Gute, der bessert, was er schlimmer machen half*)“. Darum aber ist die Ursache jedesmal zum Heilmittel umzuschaffen.

Den allgemeinen Charakter finden wir in einer fertigen angenommenen, einseitigen und naturgemässen Richtung aller oder einzelner Seelenkräfte und Arten, welche bald die Aufmerksamkeit, bald den Willen, bald die Besonnenheit und das Interesse betrift. Ist die Richtung die richtige, so gab sie die ächte moralische Freiheit; ist sie falsch, so erhielt sie der Mensch und er ergriff sie durch eine seiner Natur immer widersprechende Willkühr. Durch diese Richtung wird dann entweder das Gefühl verstimmt, oder die Neigung überspannt oder die Einsicht verdunkelt. Darum aber liegt in der Richtung der Schlüssel; nicht in einem Vermögen. Auch im Wahnsinne bleiben vielmehr noch Vermögen übrig, welche, obgleich unwillkührlich, wirken (wie der Hang zur Gewöhnung, der Trieb der Nachahmung) und nur entlokt seyn wollen.

Die medicinische Behandlung der Seelenkranken mufs sich mit der psychologischen verbinden, so wie überhaupt die Frage noch zu beantworten steht, ob nicht alle Krankheiten eine zusammengesezte Cur,

*) Lebensgeister aus dem Klarfeldischen Archive T. II. S. 9.

eine medicinische und eine psychologische verlangen. Bei den Seelenkrankheiten ist es ausser Zweifel. Immer mögen Kampfer, Belladonna, Nieswurz, Stechapfel und dergleichen Mittel eine specifische Einwirkung auf das Sensorium äussern, so wandte dagegen auch Boerhave den psychologischen Terrorism bei einer Anzahl epileptischer Kinder im Harlemer Arbeitshause an. — Die Heilmittel, welche auf die Seelenkranken medicinisch angewendet werden, können theils mechanische (welche vermöge ihres Druckes, ihrer Gestalt und Festigkeit wirken), theils chemische (vermöge ihrer Mischung) seyn. Allein angewendet reichen sie nicht aus und man kann für sie keine Curmethode entwerfen. Kein Versuch, einzig auf physische Behandlung beschränkt, gelang völlig.

Die Seelenheilkunde bedarf allerdings überhaupt noch der methodischen Vervollkommnung und man wird viel geleistet haben, wenn in Irrenanstalten eine zwekmässig eingeleitete psychologische Experimentation eingeführt und eine psychologische Polizei in den Hospitälern ausgeübt werden wird. Die Anstalten gnügen nicht und es wäre besser keine zu errichten, als nur solche, welche Zuchthäuser ausmachen, in welchen wilde Thiere verwahrt werden mögen.

Die psychologische Behandlung selbst haben wir durch die obigen Voraussezzungen schon bestimmt. Vierfach ist ihr Inhalt.

1) Beobachtung. — Mit der Beobachtung wird zugleich ein eben so geschiedenes als tiefes Eindrin-

dringen in das ganze Gemüth, ein Auffassen der verborgensten Bewegungen, ein inniges Verstehen und reines Ahnden des Göttlichen auch in den abschreckendsten Umgebungen erfordert. Unterstüzt wird sie durch Bekanntschaft mit der frühern Bildung und der daraus bis jezt hervorgetretenen Individualität des Kranken.

2) Beurtheilung. — In dieser wird die Bestimmung des Wesentlichen und Charakteristischen, die Unterscheidung desselben von dem Zufälligen, der Schluſs auf Art und Grad und die Abneigung der entfernteren und der nächsten Ursache enthalten.

3) Begegnung, d. i. negative Behandlung. — Sie besteht in der vorsichtigen Entfernung von weiterer Entweihung des Innern, die Entfernung aus reizbaren äussern Lagen, aus widrigen Umgebungen und von nährenden Stoffen für die Leidenschaft überhaupt und die vorhandene Stimmung insbesondere. Dahin gehören die frühe pädagogische Behandlung (z. B. der Dummen), die Hinwegleitung der Aufmerksamkeit von Gegenständen, an die sie durch ein Interesse des Vorsazzes gefesselt sind (so durch die Macht starker sinnlicher Eindrücke). Diese Behandlung verfährt indirect, — daher stillschweigend und nicht gradehin widersprechend, nicht kategorisch abläugnend oder spottend; sie hat den Schein, eine fixe Idee zu schonen mit der dennoch vorgenommenen Untergrabung zu verbinden. Auch hier gibt es keine pia fraus; denn der Psycholog betrügt nicht, insofern er wirklich vorhandene gute Keime

anerkennt und darauf fortbaut. Die Begegnung enthält zugleich die mittelbare Vorbereitung der Heilung, die weise Benuzzung von glüklichen Momenten, die man herbeiführen kann, von angemessener Gesellschaft liebenswürdiger und doch anspruchloser Menschen.

4. Heilung, d. i. positive Einwirkung auf das Innre, unmittelbar (direct) und individuell. Sie ist zweifach, entweder Exaltation des Schlummernden und Erschlafften, oder Depression des Exaltirten und des Uebermasses. Hier muſs eine Harmonie die Disharmonie auflösen, d. h. ein Mensch von ungetheilter und ungestörter Kraft heilend seine Eigne mittheilen. Dies geschieht durch Verbindung

1) der Biegsamkeit — und der Festigkeit des Charakters,
2) der milden Schonung — und der unwandelbaren Consequenz,
3) ohne menschenfeindlich stürmische Gewalt — und doch mit dem mächtigsten Vertrauen in die Wirkung moralischer Mittel.

So wird Eingehen in die Ideen, Herablassung und Umgang mit derselben fixen Idee, als der Kranke nährt, verlangt. Dabei muſs man mit der fixen Idee nur zu spielen scheinen, doch keineswegs täuschen. Wohl ist eine fremde Auctorität nöthig, wie bei dem Kinde, das ebenfalls nur halb stark und halb ohnmächtig. Dem Kranken stehe sein Retter als ein äusserer Gott da, bis er ihn in seinem In-

nern näher finden lernt. Doch dieser nähere sich dem Unglüklichen so fern und so allmälig, wie ein Gott; also nicht theilnehmend und herablassend, sondern vorzüglich mit Achtung des Göttlichen, weder tändelnd noch spottend, sondern erhebend, schaffend, befruchtend, belebend und befreiend. Er sey also selbst ein Bild der Ordnung des Ganzen, der nicht schwachen, sondern starken Güte. Achtung flöfst Gegenachtung ein und wekt in dem Ungebildeten Ehrfurcht oder gar Furcht, in Andern Verehrung des Nothwendigen; darum sei die Behandlungsart auch gleich und fest *).

Assimilation ist für den Heilenden Bedingnifs. Sein Geschäft wird durch bescheidene Ableitung und Aufleitung

1) Ausgleichung entweder des durch Vernachlässigung Unentwickelten oder des durch Verbildung Verschrobenen **).

2) Gewöhnung an die Natur und ihre Schranken, an Ordnung und ihr Gesez ***), an har-

*) So wekt und unterhält Willis vorzüglich das Gefühl der Furcht und Abhängigkeit oder die Nothwendigkeit in dem Unglüklichen mit Erfolge.

**) Dies kann oft geschehen, indem man den Kranken in Noth sezt. So ward ein Wahnsinn aus Schrek durch das heroische Mittel des Untertauchens unter Wasser geheilt. S. Perfects Annalen.

***) So heilte sich ein Kranker M — s selbst, indem er sich fest auf etwas fixirte; so auf einen in Glas geschnittenen Calender

monische (Körper und Seele und alle Kräfte derselben umschliessende) regelmässige und zwekmässige Thätigkeit im Wirken mit andern Menschen und mit edeln Naturen*).

5) Weckung des sittlichen Gefühls, sanfte Veranlassung eines freien Kraftgebrauchs und Aufruf eines festen Vorsazzes.

Nur so führt der Gute seinen Bruder zu sich selbst, d. h. zu dem kranken Selbst und dessen Beschauung, aber auch zu dem Göttlichen im Grossen und in ihm zurük. Sofern ist's nicht derselbe Weg, den er zurükging; durch verwandte Neigungen, nicht durch Leidenschaft. Allenfalls kann

und bei Visionen auf einen Baum und dessen Blätter. Darum wird auch zur Richtung auf die Objecte das zu empfehlen seyn, was zerstreuten Knaben wohlthut, nemlich Vorlegung vielseitiger Naturobjecte, und z. B. Anlegung von zwekmässigen Naturaliensammlungen. Jener Kranke lieferte übrigens das merkwürdige Beispiel, dafs er als ein Halbwahnsinniger, mit der fixen Idee einer ihm begegnenden nothwendigen Bestimmung, einen Melancholischen durch das Selbstvertrauen, dafs er diesem Menschen gewifs leicht von seinen düstern Ideen befreien könnte, aufhalf, und indem er sich auf ihn richtete, selbst geheilter, kräftiger und besonnener ward.

*) Daher kann Benuzzung der Zuneigung zu dem weiblichen Geschlechte, vorzüglich Pflege durch dasselbe nicht wenig mitwirken. So soll das in dem Irrenhause zu Charendon errichtete Gesellschaftstheater, auf welchem die Wahnsinnigen oft selbst in Verbindung mit ihren Anverwandten auftreten, heilsamen Einflufs haben, da neue Ideen in den Kranken gewekt werden. M. s. d. Freimüthigen aufs Jahr 1805. Stk. 4.

Rükführung zur Kindlichkeit statt finden. Die Kraft der Rettung bleibt immer in dem Menschen selbst verborgen und in der Natur der Seele enthalten, die durch moralische Erregungen des natürlichsten Triebes und dessen feste Richtung wieder eingegliedert wird. Den Keim der Vernunft, der auch im Wahnsinnigen, wie im Ungebildetsten, vorauszusezzen, suche man auf und bewahre diesen Funken vor Verlöschung, damit er durch Belebung erhöht und Sieger über die übrigen Merkmale der fixen Idee werde.

Die Hofnung zur Genesung der Seelenkranken verhält sich umgekehrt wie die Dauer der Krankheit. Ueber die Heilbarkeit der verschiedenen Krankheiten ist noch zu wenig Sicheres und Befriedigendes bekannt und in allen den dazu aufgestellten Berechnungen mangelt das Zuverlässige und die Angabe des Steigenden mit der steigenden bessern Behandlung. — Wahnsinn aus physischen Veranlassungen ist heilbarer, sagt der Arzt Haslam. Vollkommene Raserei scheint nach mehrern Angaben leichter geheilt zu werden, als Wahnsinn und Melancholie; so wie sich diejenigen Arten des Wahnsinns leicht heilen lassen, welche plözlich entstehen, als der periodische. Wahnsinn aus Stolz kann eher gehoben werden, als Wahnsinn aus Liebe, da jeder das stärkste Gefühl seiner Selbst enthält, diese das Selbst in einem Andern verlor. Selten nur werden die Kranken wieder hergestellt, welche in dem Aeussern vollkommne Gesundheit zeigen; am schwersten die Gemüthskranken aus Religionsschwärmerei, da sie

meistens zur Verzweiflung und zum Selbstmord führen; nie der Wahnsinn der völligen Abstumpfung, wie derjenige, der aus Epilepsie oder aus dem Missbrauch des Quecksilbers entstand. Dennoch kann die Heilbarkeit nicht nach kurzer Frist abgeläugnet und aufgegeben werden. Muth und gleichmässiges Ausdauern darf den Seelenarzt nie entschwinden; wachsam hat er jede individuelle Wirkung (mancher Art von Drohungen) und vorübergehende Launen zu beobachten und die Reizmittel nach Versuchen zu prüfen.

Dritter Theil.

Individualpsychologie.

Individualität.

Ist die Mannichfaltigkeit schon in der weiten Schöpfung grofs, so ist sie am gröfsten in der Menschenwelt, denn hier ist der Mensch zugleich sein eigner Schöpfer und Umbildner. Troz den Zergliederungen aber übersieht man dennoch nicht selten die grosse Mannichfaltigkeit der Natur und die Meisten wissen nicht einmal, wie reich oder wie arm sie in sich selbst sind und was ihr eigentliches Mein und Dein sey; noch weniger, dafs dies Mein und Dein der Grund zu tausend Misverständnissen von Anderen und zwischen Anderen sey. Wenn man aber auch seine Eigenheit eben sowohl als sein Eigenthum kennen gelernt hat, so wissen noch Wenigere es zu sichern und selbst die Tugend, die man doch eine lange Gewohnheit nennt, kann noch ein Raub des Verführers werden. Das Allgemeine liegt nur als ein Schema in uns; überall erscheinen in uns individuelle Bestimmungen.

Individuum drükt das aus, was als untheilbarer Theil für sich besteht, was nicht theilbar ist, ohne es als Thier oder Mensch aufzuheben. Nicht jedes Individuum aber ist ein Selbst und kann

zum Selbstbewufstseyn gelangen. Dies besizt nur der Mensch, das heifst, er ist ein Ich, sofern es auf eine besondere Art besteht, erregt und bethätigt wird, das ist, mit irgend einer Selbstbestimmung.

Individualität heifst im Menschen die Selbstheit, sofern sie nicht blos das Selbst ausmacht, sondern auch durch das Selbst vermittelt ist. Sie besteht aus der Mischungsweise der Receptivität und Spontaneität, und ist theils eine ursprünglich gegebene (als Thier, als Mensch) in der Anlage, theils eine angenommene, theils eine erworbene. Wir finden sie ferner im Menschen als extensiv-weit und intensiv-stark; in der lezten Hinsicht dem Charakter näher.

Sonach besizt nicht der Mensch allein Individualität, sondern jedes Individuum. Kein Ding in der Welt ist dem Andern ganz gleich. Nur hat nicht jedes Individuum jene Selbstheit, nicht gleich viel und gleich abweichende Individualität.

Man unterscheide die Individualität des Menschen

1) von der Eigenheit, welche der Gemeinheit entgegensteht und eine Abweichung von dem Gewöhnlichen in den Einzelnen ausmacht. Solcher Eigenheiten hat Mancher wenige, Mancher viele; immer aber müssen sie als Fehler angenommen werden. Da sie nur zufällig entstanden und ohne Bewufstseyn bestimmter deutlicher Gründe angenommen sind, so gelten sie als Launen. Individualität kann ohne Eigenheit bestehen.

2) Sonderbarkeit (Bizarrerie) — eine seltsame, meistens unnatürliche Auszeichnung seiner Aeusserungsarten, Manieren und Handlungsweise. Sie nähert sich oft dem Widernatürlichen, besonders in dem Privatsinne des Wahnsinnigen.

3) Originalität, die selbsterworbene Mischung von Eigenschaften, unabhängig von Nachahmung und deshalb das Ursprüngliche enthaltend. Oft ist sie einseitig, und seltner wird sie zum Muster; oft geht sie über die gemeine Welt hinaus, weil sie sich nicht nach ihr bildete.

4) Selbstständigkeit, (wenn auch nicht in allen Theilen) eine feste Ausprägung eines Charakters. Dies ist eigentlich geläuterte Individualität, zu der sich jedoch Jeder zu erheben vermag. Die Individualität umschliefst alle Arten des eignen Seyns, mit Nachahmung wie mit Originalität, mit oder ohne Eigenschaft und Eigenheit. Rein individuell ist ferner nicht jedes Eigene, nicht sowohl das eigen Gewordene, als das eigen Gemachte, das durch die freieste Selbstständigkeit Producirte.

Es läfst sich eine Geschichte der Individualität entwerfen, durch welche zugleich die Fragen beantwortet werden: in welchem Zustande und mit welchen Bedingungen entbindet sie sich am schnellsten? wenn ergiefst sie sich am vollsten? wie äussert sie sich am stärksten und für die Universalität am überwiegendsten?

Am lebendigsten, erregbarsten und erregtesten erscheint die menschliche Individualität. Sie durch-

dringt und bewegt das ganze Gemüth, daher sie bei allen Gemüthsbewegungen kenntlich wird. Darum findet sie auch in allen Vermögen statt, besonders in denen, in welchen sich eine instinctmässige oder schnell wirkende Fertigkeit verräth, z. B. im Gedächtnisse.

Die Menschen sind sich am gleichsten als Säuglinge, gehen aber schon mit der ersten, noch unwillkührlichen Entwiklung, vollends mit der absichtlichen Bildung immer weiter aus einander, weil die Objecte, von denen diese mehr abhangen, wechselnder sind als die nothwendigere Freiheit. In dem Manne, sowohl dem Geschlecht als auch dem Alter nach finden wir die gröfste Individualität bei dem Zusammenhange mit der Welt und bei der erwachten Freiheit; im Greise weniger bei seinem am meisten subjectiven Leben. Die stärkste Individualität ist da, wo sich die Menschen am unähnlichsten erscheinen.

Früh entsteht die Individualität im eignen Werden, in welchem es Hauptmomente für besondere Arten der Individualität gibt. Sie sind a) die ersten Eindrücke bei der (wirklichen) Empfindung. In dieser ist die Individualität vorgebildet. b) Das erste Selbstgefühl, die erste Willkühr, die ersten Lieblingsneigungen. c) Der erste Versuch und Act der Freiheit, welcher als kühner Kampf erscheint. d) Das Erwachen des zur Selbstbeherrschung kräftigenden Selbstbewufstseyns, bis zur practischen Selbstständigkeit.

Die Individualität wird begründet und nothwendig bestimmt:

1) Durch die ursprünglichen Eindrücke von der Aussenwelt.

2) Durch die ihnen unmittelbar entsprechenden Empfindungen und Bewegungen, die sich als altera natura unwillkührlich angewöhnen, aneignen, und immer tiefer graben; daher sie sich zuerst für den beobachtenden Erzieher kund thut in jenen instinctmässigen, absichts- und rüksichtslosen einzelnen kleinen Zügen (Gesichtszügen, Schriftzügen, Gebehrden), welche in Manieren übergehen und oft dem Gebildetsten noch anhaften, wenn er sich gehen läfst. — Idiosynkrasieen.

3) Durch die Mannichfaltigkeit der Umgebungen (des Nicht-Ichs); daher die unbestimmteste in dem Menschen liegt, welcher am meisten beschränkt ist, also nicht blos in dem, welcher wenig gereist ist, sondern auch in dem, welcher an das häusliche Leben gebunden war, im Mädchen und Weibe. Daher schliefst sich das Weib eher an verschiedene Individualität an, versezt sich leichter in fremde, unterstüzt von seinem zarten Gefühle.

Der Charakter hat jedesmal Individualität; nicht jede Individualität aber besizt den Charakter, ja nicht einmal einen Charakter, als etwas Festbestimmtes.

Unentschieden ist die Individualität, so lange in dem Menschen noch keine bestimmte Richtung, keine vorherrschende Richtung sichtbar wird. Die entschiedenste nimmt entweder die Gestalt der unreinen im Eigensinn, Eigenwillen, in der Selbstsucht, oder die Gestalt der reineren in der Selbst-

liebe und Selbstständigkeit an. Diese geht hervor aus dem rein menschlichen Streben nach einem Selbst bei dem Andringen des Nicht-Ichs und dem Streben durch Individualität zur Universalität.

Das herrschende Princip in der Individualität verräth sich am meisten in den Zuständen des Ausser sich Seyns. Daher äussert es sich am stärksten da, wo der Mensch sich vergifst entweder als Selbst und nicht als Ich (im ächten Handeln) oder sogar als Ich durch Erstickung des Selbstbewufstseyns, — in Exaltation irgend einer Kraft. Da ferner die menschliche Individualität mit Grund die lebendigste genannt wurde, so verräth sie sich am meisten in demjenigen Wirkungkreise und demjenigen Vermögen des Menschen, in denen die lebendigste Thätigkeit und namentlich ein Selbstauffassen, und zwar das innigste statt findet. Dies ist im Gefühle und in Allem, was Gefühl anzeigt. Der Mensch kann nicht so fühlen lernen, als verstehen und handeln. Dies geschieht aber nicht allein im ruhigen, sondern auch im exaltirten Gefühle, in dem Affect der Freude und des Schmerzes; in der Freude, wo die Lebendigkeit am entbundensten erscheint; ferner in dem Interesse, vorzüglich der Liebe und Freundschaft; in der Mimik des Gefühls, also im Ausdrucke des Auges, des Tons der Stimme, der Mahlerei der Gebehrde; auch in der Art der Bilderverknüpfungen der mit dem Gefühle in so lebendiger Wechselwirkung stehenden Phantasie.

Die höchste Aufgabe liegt darin: seiner überkommenen, empfangenen Individualität sich bewufst

zu werden, ihre Lebendigkeit durch Selbstthätigkeit nach der Norm des Charakters zu läutern und sie augenbliklich nicht sowohl aufopfern als beschränken zu können.

In und sogar an jeder Individualität wird etwas Unwandelbares gefunden; in ihr die allgemeine Menschennatur, an ihr das allgemeine Gepräge. Dies ist um so unwandelbarer, je mehr es sich dem idealischen Charakter näherte. Die Individualität läfst sich verläugnen in dem, welcher sich selbst beherrscht und sich in Gewalt hat; sie läfst sich verstecken in dem sich abglättenden Hofmanne oder auch in dem nicht manierirenden Schauspieler. So ist sie überhaupt mehr veränderlich als verlierbar, oder nur das Veränderliche verlierbar. Noch weniger ist die ganze Individualität in diesem Leben verlierbar; sie kann nie völlig verlöschen, da weder die äussern Verhältnisse noch die innern Kraftverhältnisse sich verändern. Unverlierbar bleibt das Bewufstseyn seiner Selbstständigkeit, unverlierbar der Charakter des Willens und Handelns.

Von Aussen her erkennen wir die Individualität durch Vergleichung; den klaren Ausdruk der persönlichen Individualität aber in der Universalität bezeichnen, dies heifst eine ächte Biographie geben.

Biographie — Biographik.

Die Biographie können wir nach einer zweifachen Beschaffenheit betrachten. Sie ist entweder nur erzählende Lebensgeschichte, dabei aber ächt historisch, und stellt als solche die Thatsachen selbst dar, jedoch mit weiser Auswahl der wirklichen charakteristischen, also der eigenthümlichsten Züge, Aeusserungen, Einfälle oder Handlungsweisen. Zu sprechenden Zügen dieser Art gehören dann auch mimische Gesichtszüge (wie Tacitus vom Domitian im Leben des Agrikola c. 39.). Unsichrer als die charakteristischen Züge durch Handlungen sind die Züge, welche sich durch Worte kund thun, besonders in unbewachten Augenblicken. Jene Darstellung aber mufs einfach, in einer Art von treuherziger Einfalt zeigen, vereint mit besonnener Zusammeuordnung, welche gehörig fortschreitet, wie D' Alembert Denkschrift auf Marechal. Gewifs haben diese Biographieen durch den frischen Eindruk der lebendigen Handlungen, durch die Vermeidung einseitiger oder übereilter und vorgreifender Urtheile, und durch den herbeigezogenen Totaleindruk sogar einen Vorzug vor so manchen raisonnirenden Biographieen, und gewifs wird zu einer solchen einfachen, aber sprechenden Zusammenstellung keine geringere historische und psychologische Einsicht erfordert. Plutarchs gepriesene Biographieen würden durch ihren practischen und mehr Handlungen als Räsonnements darstellenden Geist noch mehr leisten, wenn nicht der Verfasser einen schwankenden kritischen Sinn und ein oft so aber-

gläubi-

gläubisches Moralisiren verriethen, wenn er ferner seine Biographieen mehr nach dem Charakter seines Helden individualisirte, mithin nicht alle nach einer Form behandelte. Bildend können sie für Andre nur durch Befruchtung des Geistes mit einer Masse lebendiger Anschauungen werden. — Die Abwechselung immer neuer und sprechender Thatsachen erregt in dem Leser solcher Biographieen gleiches Vergnügen als das Urtheil des lebendigen Beobachters. Insbesondere gehört für sie das Stillleben practischer Weisen, welches, wie Jenisch richtig sagt*), sich weit besser durch sich selbst als durch fremde Würdigung abschildert.

Die Biographie kann aber auch zweitens eine räsonnirende oder pragmatische seyn, d. i. die Erörterung der Thatsachen an einem vernünftig-sinnlichen Wesen nach Ursache und Wirkung. Eine solche Biographie kann nun eine verschiedene Darstellung annehmen und zwar entweder a) eine gemischte, historisch-pragmatische, d. i. eine Erzählung mit deren Thatsachen sogleich die Urtheile verbunden werden, eine Verschmelzung der Erzählung für den Sinn mit Raisonnement für den Geist; b) oder eine anthropologisch-analysirende, welche das Geistige durch das Körperliche und umgekehrt beobachtet, das Willkührliche von dem Unwillkührlichen scheidet; c) oder eine psychologisch-charakterisirende.

*) S. Jenisch Theorie der Lebensbeschreibung S. 28., welchem der Verf. in Einigen gefolgt ist. Anmerk. des Herausgebers.

Charakteristik macht die Bezeichnung des Charakteristischen in der Menschheit oder in einem Menschenindividuum aus; mithin weder Lebensgeschichte noch blos Geistesgeschichte, vielmehr ein zusammengedrängtes Abbild des Handelnden. Charakteristisch aber sind die Handlungen in gewissen Graden, a) welche die ganze Individualität und zugleich die freie Selbstthätigkeit aussprechen. Nach diesen folgen erst b) diejenigen, welche die Eigenthümlichkeit, Originalität oder Lieblingsneigungen zeigen und mithin den Menschen kenntlich vor Andern unterscheiden; c) diejenigen, welche seine schwächere Seite, seine Eigenheit, Bizarrerie, Laune, Einseitigkeit verrathen. Es versteht sich dabei, dafs der Charakteristiker nicht auf die ausserordentlichen oder seltnen Erscheinungen, sondern vorzüglich auf die alltäglichen, gemeinen und scheinbar unbedeutenden zu achten hat.

Die Charakteristik kann man als eine dreifache unterscheiden, und zwar als poetische, als historische und als wissenschaftliche. Die erste Art macht die Charakterschilderung aus, die anschaulichste Ausstellung eines lebendigen menschlichen Handelns in seiner ungetrennten Universalität, sey es nur in einzelnen, sogar kleinen, doch immer sprechenden Zügen; mithin eine poetische Darstellung durch die ein ungetrenntes Wirken im ganzen Menschen zusammenfassende Phantasie, als Natur und Freiheit, jedoch ohne Ueberschreitung der Naturgemäfsheit. Ein treffender Zug spricht hier den ganzen Menschen aus und die Aufgabe mufs gelöfst werden: Wie wird ein Mensch überhaupt?

Die zweite Art bildet die Charakterbeschreibung. War bei der Charakterschilderung noch keine Trennung des Menschen herrschend und lag in ihr nur die zufällige Hervorhebung und Ausmahlung einzelner lebenvoller Züge, die sich noch immer in der allgemeinen Menschheit verlieren, so tritt bei der Charakterbeschreibung die erste Trennung des Nothwendigen und Freien, wenn auch nicht des Allgemeinen und Besonderen, des Verschuldeten und Unverschuldeten ein. Hier macht sich bei dem sich äussernden Menschen das Innre kenntlich, und das Aeussere in Wechselwirkung mit ihm für besondere Verhältnisse des Lebens. Hier wird die Aufgabe gelöſst: Wie war er dieser Mensch theils durch sich, theils durch Andre, theils durch Natur, theils durch Freiheit? Faſst man sie psychologisch, so ist sie naturhistorische Entwiklung des nothwendigen Werdens dieses Menschen und seiner äussern Hauptmerkmale als eines Naturwesens; faſst man sie hingegen moralisch, so wird sie zur teleologischen Enthüllung des sich in Thaten hervorthuenden freien Aufstrebens und Handelns.

Die dritte Art ist Charakterzeichnung, Analyse und Synthesis, nicht blos Bestimmung und Beziehung, sondern auch Beurtheilung (eigentliche Charakteristik). Sie löſst die Frage: Wie wird dieser Mensch ein Mensch? Sie selbst ist nicht Kunst, sondern sie sezt diese voraus. — Auf das Wesentliche und Eigenthümliche sich enger beschränkend, wägt sie den Charakter ab.

Psychologisch heifst die Charakteristik, in beständiger Beziehung auf die innere Natur, theils wegen des psychologischen Gegenstandes, indem sie auf den reinen Menschen und zwar auf seine ganze Kraft, soweit Erfahrung sie uns kennen lehrt, und seine Freiheit in ihren Schranken gerichtet ist, mithin innerhalb der Gränze der Naturgesezze verfährt. Sie hat die Kraft und Selbstmacht im Charakter des Menschen darzustellen, nicht dessen Schönheit (ästhetisch) Wahrheit (logisch) und Grösse (sittlich). Doch hat sie den Namen einer psychologischen auch theils von den Erklärungsgründen: denn sie erklärt aus den innern Modificationen der Selbstmacht, aus den Naturgesezzen der Seele, nicht aus Sittengesezzen oder Begriffen oder Schönheitsregeln.

Moralisch würde die Charakterzeichnung heissen, wenn sie Scheidung der Selbsttäuschung und Wahrheit, Bestimmung der nothwendigen Uebereinstimmung der Gesinnung mit den Vernunftgesezzen, Beurtheilung des Abstandes von dem Entzwecke, der Zwekmässigkeit und Gesezmässigkeit nach dem Ideal der Menschennatur in sich fafste.

Selbstkenntnifs heifst allerdings die erste Voraussezzung für solche Entwürfe; allein diese nur als wahre Selbstschäzzung, d. h. Würdigung seiner absoluten Würde als Mensch und seines relativen Werthes als Individuum betrachtet. Neben dieser wird Nährung des Bildes einer reinen, d. i. in ihren Schranken frei sich vollendenden, Menschheit vorausgesezt.

Nach diesen Voraussezzungen werden für eine psychologische Biographie oder für die Darstellung eines innern und äussern Lebens in Wechselwirkung nach der Norm, welche dem Werden der Individualität und dem Aufstreben zu einem Charakter gegeben ist, verlangt:

1. Beobachtung. Diese sey möglichst lang und vollständig, auf alle Nebenbestimmungen, selbst die kleinsten, vorzüglich aber auf die Lieblingsneigungen gerichtet. Oberflächlich und einseitig ist die Schilderei und Sittenmahlerei des blos empirisch Beobachtenden; deshalb wird Auffassung des Ganzen, des Handelnden, ein festerer Umrifs durch den Scharfsinn des Menschenkenners verlangt. Diese Forderung erheischt die Individualpsychologie gemeinschaftlich und in gleichem Maafse als die Universal- und Specialpsychologie.

2. Beurtheilung, — Erklärung. Diese ist nicht auf die Moralität, sondern auf die Haltung, die Grade der Bildung, der Einheit gerichtet, und soll mit Humanität über Humanität, mit Menschenkenntnifs über Menschenäusserungen verfahren.

3. Nähere Bestimmung des Charakters, der Hauptrichtung und des Ganges (wie es wurde), des Verhältnisses der Kraft, der ersten Eindrücke und Fertigkeiten. Wohl müssen hier die schnellen Entscheidungen über Widersprüche in einem Charakter, welche nur scheinen, vermieden werden. Der allgemeine Mensch mufs vielmehr nie ausser Augen gelassen und mit dem Besonderen verglichen werden.

Autobiographie.*)

Bei einem Autobiographen sezzen wir vor Allem voraus, dafs er sich selbst rein aufgefafst habe. Nicht der gröfste Beobachter ist als Selbstbeobachter grofs, was Beispiele mancher Naturforscher beweisen; so zeigen ferner sich in den gemeinsten Menschen glüklichere Selbstbeobachter als unter den Gelehrten, diesen oft intellectuellen Zerstreuten. Derjenige, welcher eine Autobiographie unternehme, sey der Greis, jedoch nur als Subject eines vollendeten Lebens in jeder Rüksicht, — als vollendeter Mensch mit einem reinen, ofnen und biedern Charakter und mit viel Erfahrungen. Er mufs dabei in sich Beobachtungsgeist (besonders in einem guten, regsamen Gewissen) und Beobachtungslust nähren, von einem vollkommen erhaltenen Gedächtnisse unterstüzt werden und Selbstkenntnifs, sich durchaus selbstverstehend, besizzen. Dabei läfst sich noch die möglichst naturgemässeste Erziehung und das möglichste reinste Leben und den geprüftesten Charakter voraussezzen.

Leicht wird der Selbstbeobachter dadurch, dafs er sich zu nahe steht, um tief zu sehen, und ein zu nahes Interesse hegt, um klar genug zu sehen, verleitet, und Eitelkeit kann ihn blenden. Allein er hat auch den nächsten innern und äussern Beruf dazu und die beste Gelegenheit wird ihm an der nächsten Quelle zu Theil. Auch in diesem

*) Schon unter dem Alten schrieb man Autobiographieen, wie es M. Scaurus that. Vergl. Cic. Brut. 29. und Tacit. vita Agric. c. 1.

Sinne ist er sich der Nächste, die Eindrücke sind ihm lebendiger gegeben, und er kann seine Empfänglichkeit dafür schärfer bestimmen; ihm ists vergönnt sich selbst zu belauschen und Geheimnisse des Herzens zu wissen, Kleinigkeiten, welche auf die Individualität oft stark einwirken, zu bemerken und Gewohnheiten von den vorübergehenden Erscheinungen zu unterscheiden. Für die Biographie kann daher der Selbstbiograph als Beobachter am glüklichsten verfahren.

Vollständigkeit verlangt man von seiner Selbstbeobachtung, besonders in Hinsicht der innern Kleinigkeiten, welche zugleich seiner Beschreibung das Lebenvolle und Interesse geben; daher er die Triebfedern und geheimen Wünsche genau betrachten mufs. Viel trägt ferner eine glükliche Lage bei, welche ihn in stetem Umgange und in langer Vertraulichkeit erhalte, dabei aber Reiz und Interesse gewähre. Als Hülfsmittel dienen die Vorarbeiten in einem vollständigen Tagebuche, durch fremde Beobachter der Kindheit angefangen und von ihm gutmüthig mit höchster Selbstverläugnung und im klaren Ausdrucke seines Innern fortgesezt.

Die Selbstbeurtheilung ist schwieriger als die Selbstbeobachtung, vorzüglich bei Selbstgetäuschten, bei Eiteln. Betrift es den Ursprung und will der Selbstbiograph erklären, so weifs er oft am wenigsten, wie er zu Manchem, innigst und plözlich ergriffen, kam; woher auch das sceptische Schwanken über die Angabe der eignen Triebfeder, sogar für eine eben erst geschehene Handlung, bei Unbefangenen entsteht. Ueberhaupt kann der Han-

delnde, namentlich der Vielthuende sich nicht so leicht zur Selbstbeurtheilung erheben als der Freie; verzärtelte Lieblinge des Schiksals sind sich selbst zur Last. — Betrift es ferner den Werth, so macht Bescheidenheit oder das scharfe Gewissen oft das Geschehene unnatürlicher, widersprechender als es ist. Im ernsteren Alter strafen wir die Jugendfehler und der Greis beurtheilt Gefühle, Phantasieäusserungen zu streng, schlägt aber doch auch Jugenderscheinungen (des goldnen, freilich idealisirten, Alters) zu hoch an. Auf der andern Seite übertreibt Eigenliebe, und Schwäche beengt den Blik.

Dennoch hat die Selbstbeurtheilung auch Vorzüge. Leicht wird ihr jeder Ueberblik der Reihe von Ursachen, Umständen und Veranlassungen, leicht die Ab- und Zurechnung eines Vorsazzes einer Lieblingsneigung u. s. w. Sie kann tiefer als jedes fremde Urtheil dringen und den Zusammenhang erwägen. So herrscht auch in dem Greise, der ruhiger geworden ist und dem Tode entgegengeht, eine Unbefangenheit im Moralischen, welche schäzbar ist.

Die Bestimmung des Charakters wird dem Autobiographen schwer, wenn er befangener Beurtheiler war, leichter, wenn er unbefangen verfuhr.

Heterobiographie.

Die erste sich hier darbietende Frage ist: wer dieser Heteros sey und seyn solle. Er sey entweder ein Freund und Seelenverwandter, aber dann auch ein vertrauter, alter und nicht bestochener Freund (ein steter Begleiter, gleichsam sein Schuzgeist) mit langer Vorarbeit und mit Absicht; oder

er sey ein Befreundeter, Verwandter der Natur, oder nur ein freundlichgesinnter, humaner Mensch, jedoch übrigens ein Fremder, d. h. in unabhängigen, freien Verhältnissen. Nie wird ein verblendeter, ausgezeichneter Eusenfreund, mit gleichen Neigungen hier Etwas leisten. Wenn übrigens der Biograph auch nicht völliger Zeitgenofs seyn mufs, so mufs er sich dennoch als vertrauter Kenner des menschlichen Herzens und ein vertrauter Bekannter nicht allein mit dem äussern, sondern auch dem innern Leben des Menschen bewähren.

Für den Biographen als fremden Beobachter, dem sich im Ganzen mehr Schwierigkeiten entgegenstellen, gelten folgende Grundsäzze. Er sey a) mehr Belauscher und Entdecker, besonders auch der äussern, zufälligen Kleinigkeiten. Manche theilnehmende Beobachtung verliert sich mit ihrer Seele und ihrem Gefühle in des Andern Herz und Seele. — Er sey b) Beobachter des ersten Beginnens, der ersten Eindrücke und der ersten Richtungen; c) Beobachter des Werdens, welches Er nur vermag, indem der Selbstbeobachter da, wo er anfangen kann zu beobachten, schon ein Gewordenes findet. (Uebrigens übt auch der gute Mensch oft die schönsten Handlungen nur instinctmässig). d) Seine Beobachtung sey ferner gerichtet auf den leidenden Menschen, und zwar theils auf dessen Zustände (namentlich diejenigen, in denen er entweder vom Gefühle oder von Leidenschaft beherrscht, ja sogar von Bewufstlosigkeit überwältigt wurde), theils auf alle Verhältnisse, in denen der Mensch abhängig von äusseren Umständen ist. e) Er beobachte den her-

vorstechenden äusseren Anstrich, den unwillkührlichen Ton, die öfter wiederkehrenden, jedoch kaum merklichen Angewöhnungen; er erfasse eine fremde Individualität mit eigner Individualität; er benuzze endlich die Producte des zu beschreibenden Menschen, wie auch fremde und verschiedene Beobachtungen. — So mufs also die Beobachtung für den Zwek einer Biographie eine vielseitigere seyn, und dies ohne eignen Zwang, ohne die Art von Anstrengung, welche bei dem Selbstbeobachter nöthig wird.

Die Beurtheilung scheint, von einem Fremden unternommen, vortheilhafter, da man schon fremdes Urtheil für richtigeres hält. Auch ist sie wirklich freier; denn es steht theils der Fremde auf einem höhern Standpuncte, theils überlebt er den Beobachteten und erfährt die Folgen. Die Nachwelt steht höher als die Mitwelt, und die Geschichte ist oft mehr ächt pragmatisch als die Zeitungen und Chroniken der Mitwelt. Von Jenem aber verlangen wir tieferes Eindringen in Verborgenheiten, in das Herz und dessen Triebfeder; ferner Benuzzung freimüthiger Urtheile mehrerer und verschiedener Menschen von verschiedenen Standpuncten aus, welche den Beobachteten in verschiedenen Zeiten und Verhältnissen sahen oder überraschten; endlich grössere Unbefangenheit (obgleich manche Biographen sich als Muster Andern aufdringen), da sein Gegenstand unter seiner Behandlung eine gewisse Objectivität annimmt. Dann müssen von ihm die Fragen befriedigt werden: Was war durch das Leben (welches nun von ihm als geschlossen und mit-

hin mehr als ein Ganzes betrachtet werden kann) das Bleibende? Was a) das Zurükgebliebene, — die unausgebildeten Anlagen? b) die unausgelöschten ersten, leidentlichen (jedoch unbearbeitet gebliebenen) Eindrücke? c) das frei festgehaltene Thätige, welches allem Wechsel trozt?

Obgleich aber der fremde Beurtheiler ohne den Einfluſs von habituell gewordnen Vorstellungen und von Verbindungen den Selbstbeurtheiler übertrift, so ist er doch auch einer leichten Unterschiebung von Absichten, und einem Errathen der Triebfedern ausgesezt. Bei dem Sonderlinge stören ihn Schwierigkeiten, bei welchen er die zusammenpassende Einheit nur unsicher beurtheilen kann; denn mit der Wandelbarkeit solcher Menschen verbindet sich nicht selten Verstektheit.

Zur Bestimmung des Charakters vermag sich der immer Thätige, wenn auch noch so sehr mit Einheit handelnde Mensch nicht so leicht selbst zu erheben als ein Fremder. Eben so ist es am Ende erst möglich, den Grad der Einheit in einem ganzen Menschenleben zu bestimmen und anzugeben, wiefern ein Mensch einen Charakter, und welchen er hatte.

Beide Arten der Biographie haben ihren Werth (ihre eigenthümliche Wahrheit und Nüzlichkeit) wie ihre ausschliessende Vorzüge und ihre Mängel. Die Autobiographie hat den Vorzug der bessern Beobachtung, die Heterobiographie den Vorzug des Urtheils; jene der Vollständigkeit diese des Scharfbliks und der abgerundeten Vollendung. Jene geht mehr auf Erkenntniſs und Gefühl, auf

Fähigkeit und Absicht, auf Können und Wollen; diese mehr auf das Thun und Handeln.

Beide vereint bilden mithin erst ein Ganzes und etwas Vollendetes; dies auch schon wegen der Wechselwirkung zweier Menschen - Individualitäten. Noch höher steigt die Vollkommenheit, wenn Mehrere Einen Menschen betrachten, mehrere Genossen seiner Kindheit und Jugend, mehrere Freunde, Erzieher und verschiedene Lehrer desselben. Dann spiegelt sich nemlich mehr das Individuelle in dem Besonderen und das Besondere in dem Allgemeinen. Ein Mensch allein ist nie im Stande, eine in jeder Hinsicht vollendete Biographie zu liefern. Auf eine solche allseitig vollendete Biographie aber dürften wir noch lange die Erwartung hegen, weil wir noch nicht genug so aufmerksame Erzieher (welche das eigentliche Werden und den Wechsel bemerken können) und nicht viel Wohl - Erzogene auffinden. Dennoch werden auch die Biographieen immer vollendeter werden, je vollendeter und reiner, je harmonischer die Menschen gedeihen. Der reinpsychologische Biograph wird seine Zuflucht minder als Andere zu Klagen über mangelnde äussere Nachrichten (von Lebensumständen, Amtsveränderungen) nehmen, sondern mehr Seelenphysiognomie liefern und die Verwandtschaft der individuellen Gefühle und Neigungen etc. zeichnen. Dies Alles aber sezt wissenschaftliche Bildung voraus.

Bei biographischen Versuchen wird es nur dem gelingen, welcher sich der Schwierigkeiten der Beobachtung und Beurtheilung sowohl des menschlichen Charakters überhaupt als auch der besonde-

ren Charaktere bewufst war. In der lezten Hinsicht wird man erst von Beobachtung anschaulicher und practischer Lebensverhältnisse übergehen können zu den mehr denkbaren und theoretischen; zulezt erst zu den genialischen. Wie dem ältesten Biographen Helden zu übergeben sind, so beginne auch der anfangende Biograph mit Helden, weil bei ihnen, das Anschauliche im Leben derselben ungerechnet, schon eher eine allgemeine Menschenkenntnifs ausreicht. Dann sey der Uebergang zu den practischen Weisen (die bessere Biographieen, als sie Diogenes von Laerte gab, verdienen); dann zu den Denkern und Künstlern; endlich zu den Genie's und Sonderlingen und merkwürdigen Weibern. Diese werden den Biographen am meisten Schwierigkeiten entgegenstellen, weil bei ihnen ein tiefeindringender Blik in kleine Feinheiten und ein particulärer Beobachtungsgeist erfordert wird.

Ein häufig gehörtes Urtheil unsrer Zeit behauptet (wie Hippel), dafs jeder Schriftsteller zugleich sein eigner Geschichtschreiber sey, dafs jede Handlung, mithin auch die schriftstellerische sich selbst ausspreche. Wäre es wahr, dafs sich jeder schon durch Schreiben als suorum morum optimus interpres zeige, so würden daraus wichtige Resultate genommen werden. Neben dem moralischen Interesse (da man z. B. manchen üppigen Dichter Unrecht thun kann, wenn man ihn nach dem Menschen beurtheilt) würden wir Resultate für die höhere Kritik, für Ergänzung historischer Lücken, für

Rectificirung der Selbstbiographieen erhalten. So wird also die Aufgabe: über die Möglichkeit einer Charakteristik und Biographie eines Schriftstellers aus seinen Werken, äusserst wichtig.

Schwierig wird die Auflösung dieser Aufgabe theils dadurch, dafs Schreiben nur Eine Art des Handelns, ja von dem Thun oft so verschieden, oft ihm so entgegengesezt ist, dafs Klagen erhoben werden, man möchte doch nie den Schriftsteller als Mensch gekannt haben. Dies beweifst aber nur eine Möglichkeit der Täuschung und schärft die Vorsicht. Theils liegt aber auch eine Schwierigkeit darin, dafs manche Schriftsteller sogar recht eifrig suchen nicht blos ihren Namen und ihr Selbst, sondern auch ihr Ich zu verstecken, sich sogar etwas anzulügen, was sie nicht besizzen. So kann der Mensch selbst im Augenblicke des Schreibens ein Doppelmensch seyn. Dies aber kann den Sinn für Aechtheit und consequente Haltung einer fremden Rolle schärfen, und es deutet auf Stufen der Schwierigkeiten, und daher auch auf Grade der Möglichkeit ihrer Ueberwindung.

Das Geschäft des Biographen ist auch hier dasselbe, was ihm im Allgemeinen obliegt. Der Schriftsteller, von dem eine Charakteristik und Biographie geliefert werden soll, wird zuerst zum Gegenstande der schlichten Beobachtung und der ersten einfachsten Zergliederung, 1) in einer Beschreibung, d. i. Erzählung; 2) in einer Bestimmung und Aushebung des Charakteristischen seines Geistes, und 3) in einer Charakteristik oder Beurtheilung.

Beobachtet, beschrieben, charakterisirt wird hier nur das Seyn, d. h. was der Schriftsteller uns vor

Augen legte; wie er im Moment, in seinem Werke, in dieser und jener Stelle erscheint. Dabei kann auch Sicherheit und Wahrheit zugestanden werden. Die Beobachtung zeigt, was er wählte, wie er dies darstellte (deutlich, lebhaft), wie er urtheilte (vorsichtig, ruhig, unbefangen). Namentlich dienen dazu solche Stellen, in welchen er sich am meisten gab, wo er unmittelbar aus seiner Seele, aus voller Seele (nicht blos aus Vernunft) schrieb. Wir erfahren, wie er sich gab, wie er sich gehen liefs oder sich gar vergafs. Die sicheren Schlüsse werden dann zweitens auf das gerichtet, was er leisten konnte, nach seinen Kraftäusserungen. Sie sind gerichtet 1) auf den Grad und die Art seiner Kraft überhaupt und jeder Kraft an sich oder insbesondere, auf sein Erkenntnifsvermögen (die Wahl des Stoffs, die Ausführung, seine Unbefangenheit, seine Talente, seine Lieblingsvorstellungen, den Grad der Freiheit vom Zeitgeiste, seine Kenntnisse, welche am leichtesten zu bestimmen sind), auf sein Gefühl (seine Stimmung, seine Zartheit, seinen Geschmak) und auf sein Begehrungsvermögen (seine Angewöhnungen, seine Hauptrichtungen). 2) Sie gehen den Grad der Ausbildung der Kräfte (welche vernachlässigt, welche ausschliessend geübt oder entwickelt wurden) an, und 3) das Beisammenseyn, den Zusammenhang und das Verhältnifs der Kräfte. Dadurch kann schon viel gewonnen werden, dennoch aber nicht mehr, als wie er im Schriftstellerleben erschien, was er wirklich in den Zeiten, in welchen er lebte und bis zu der lezten Schrift, welche er schrieb, leistete; nicht, was er dann war, als er nicht mehr schrieb, was er im ganzen Leben leistete.

Das zweite Geschäft faſst einen Gegenstand höherer Reflexion, das Ergründen des nicht blos momentanen, sondern successiven Zusammenhangs (des übrigen äussern Handelns, der Consequenz oder Inconsequenz, ja der Anwendung der Grundsäzze und sogar der Schiksale) und das Erklären desselben in sich. Die Schlüsse gehen dabei auf das Werden aus, und müssen nothwendig von grösserer Unsicherheit, oft auch von Unmöglichkeit erschwert werden, da ein blosses Errathen nicht ausreicht. Nur zum Theil läſst sich ein Typus entwerfen, nach dem sich wohl das Alter und die Folge der Schriften ordnen lasse. Dennoch finden wir auch hier nur Grade der Schwierigkeiten.

Leichter wird die Untersuchung unternommen

1) bei alten classischen Schriftstellern als bei Neueren, denn die Alten waren theils natürlicher und unverkünstelter, theils origineller, (wie sie auch oft ohne langes Studium schrieben) theils aufrichtiger (sie gaben als Republikaner mehr sich selbst), theils wählten sie ihre Form minder beschränkt und die Darstellung minder verstekt. Die Neuern hingegen können sich mehr selbst täuschen, als die Alten, denen die Quellen der Selbsttäuschung noch nicht so bekannt waren; auch raisonniren sie mehr.

2) Leichter wird ferner der innere nothwendige Gang und die Ursache gefaſst als die äusseren zufälligen Veranlassungen.

3) Leichter das Schnellhingeworfene als das Langgefeilte.

4) Leichter das Gedichtete (das Genialische, Poetische, Religiöse) und das Erzählte (mit Theilnahme oder

oder Urtheil) als das Philosophische oder gar das Compilirte und Gesammelte.

5) Leichter schreitet die Behandlung vor in Schriften, in welchen Geist und Herz des Verfassers zugleich spricht, und welche die Sprache der Ueberzeugung führen; leichter in Schriften mehrerer Gattungen (da die Verschiedenheit der Schriftsteller Vieles entscheidet.)

6) Leichter endlich bei vollständigen, reichen Schriftstellern, als bei wenigen Schriften, geschweige bei Bruchstücken.

Eine Reihe von Hülfsmitteln bieten sich dar, die das Geschäft eines Biographen dieser Art erleichtern. Unter diesen zeichnen sich Folgende aus:

Vorausgesezt wird Kenntnifs des Menschen, bei welcher man aber über das zu rasche Ergreifen analogischer Schlüsse und Consequenzen zu wachen hat.

Die Lectüre der Werke mufs erst cursorisch seyn, zur Auffassung eines Totaleindruks und des ersten reineren allgemeinen Bildes; dann s t a t a r i s c h. Dabei ist es nöthig, alles Nachgeahmte und Gesammelte von dem Eignen möglichst abzusondern und die Zeichen, Worte, Verbindungen, welche charakteristisch sind, zu ordnen.

B e s o n d e r e Regeln sind, zu untersuchen, wie dies bei jeder einzelnen Gattung von Schriftstellern (prosaischen — poetischen) bewerkstelligt sey; wie das Seyn und Werden bestimmt werden kann.

Als Maasstab der Beurtheilung fasse man 1) ein Ideal eines reinem Vernunftmenschen im sittlichen Sinne des Worts; 2) ein (doch nicht vermeintliches) Ideal der Art von Schriftstellerei, in Vergleichung mit dem Grade, bis zu welchem es im Zeitalter des Ver-

fassers gelangte; 3) eine Untersuchung, bei welchen Schriftstellern sich voraussezzen lasse, daſs sie ihrer Ueberzeugung gewiſs schrieben.

Möglich ist die Darstellung des innern Werdens; denn Jeder hat Etwas von Allen, und kein Mensch ist ganz allein und Einer, sondern Viele sind in ihm. In jedem Menschen, also auch in jedem Schriftsteller stekt zugleich der Knabe und der Jüngling und der Mann. Daher trenne man nur das allen Menschen und Altern Gemeinsame, was auf gleiche Weise wird.

Das innere Werden, die Geschichte des geistigen Lebens ist leichter anzugeben als die des äusseren; denn der Gang der Schiksale ist zufälliger und folglich auch unbestimmbarer. Viel eher werden pädagogische Prophezeihungen des Genies statt finden können als politische des Glüks. Auch läſst sich das innere geistige Werden namentlich im Schriftsteller mehr lesen; denn kein Mensch ist blos, sondern er wird zugleich, so wie der Schriftsteller während des Schreibens. Schon im Schreiben und durch das Andere wird er ein Andrer und zuweilen sogar ein reinerer Mensch als in anderm, leidenschaftlicherm Handeln. Es kann der Mensch entweder mehr schreiben als thun, oder leichter schreiben als thun (sich schneller, bestimmter, klarer aussprechen) oder endlich besser, reiner schreiben als handeln. Ja er kann sich sogar besser schreiben, indem er vor sich erröthet.

Richtig wird geschlossen von dem Zusammentreffen und dem Zusammenhang einer bestimmten Art und Haltung in der Thätigkeit der Phantasie auf eine bestimmte Art der Gefühle, des Gedächtnisses, des Verstandes, der Neigungen. Ferner aus ihrer bestimmten Wechselwirkung (wenn nicht auf die besonde-

re Erziehung, doch) auf die allgemeine Gewöhnung des Schriftstellers, auf dessen Lebensweise und Lebensberuf, auf dessen herrschenden Zustand der Gesundheit und die Stimmung der Heiterkeit, oft auf dessen Nation und Vaterland.

Kennt man überdies den Zeitgeist des Schriftstellers und einzelne Zeit- und Volks-Genossen, vielleicht wohl desselben Geschäfts und wohl seine Freunde, dann wird die Auffassung noch mehr erleichtert. Indeſs können mehrere historische Notizen oft in falsches Licht sezzen, wenn nicht gar verwirren, so daſs es gerathener wird, aus dem eigenen und besonderes freien Geistesproducten des Verfassers ihn abzulesen und gegen historische Notizen gleichgültiger zu seyn.

So läſst sich also das Hauptsächliche und Wesentliche wirklich gewinnen, was nicht in Jahrzahl und Geburtsort besteht; allein freilich nicht der ganze Werth und noch weniger, was der Schriftsteller späterhin geworden ist. Die Möglichkeit einer aus den Werken entnommenen Biographie ist also vorhanden, jedoch nur eine Bedingte. Sie kann hinlänglich für allgemeine Menschenkenntniſs leisten, wenn sie auch nicht immer der individuellen Genüge leistet.

Der psychologische Charakteristiker wird einzig aus den Schriften eines Mannes ihn treuer, tiefer und ungestörter betrachten und würdigen können als selbst dessen Zeitgenossen und Freunde, wenn er Denkmale hinterlieſs, in denen sein Geist lebt und strebt, sich frei bewegt und schaft, und wenn er Schriften in mehreren Zeitperioden schrieb. Darum ist auch eher eine psychologische Charakteristik möglich als eine zusammenhängende (geschweige vollständige) Biographie; eher nur schäzbare Beiträge zu einer Biographie. Eine

solche Bemühung aber bleibt schon dann nüzlich, wenn der Zwek auch kaum zur Hälfte erreicht, wenn sogar kein neues Factum und statt dessen nur Bestätigung oder auch nähere Bestimmung schon bekannter Thatsachen gefunden wurden. Neues und Eigenthümliches wird man am meisten in solchen Schriften entdecken, in welchen der Verfasser entweder einen neuen Gegenstand, oder eine neue Dichtungsart, oder eine neue Vortragsmethode in Gang brachte, in welchen er der Erste seiner Art war.

Für die Frage, welche noch übrig bleibt: Wie kann man aus der Menschheit des Schriftstellers zu der Zeit, als er schrieb, seine vergangenen Lebensumstände berechnen? und wiefern sogar die ihm zu gewärtigende Zukunft? läſst sich in jener Hinsicht nur verlangen, daſs auf Alles Rüksicht genommen werde, was von äussern Verhältnissen abhängig seyn kann (z. B. Vergleichungen, Beispiele, Bilder); in dieser Hinsicht aber nur das bestimmen, was in ihm als beharrlich festgesezt war, oder das, was sich von seinen schon ausgebildeten höhern Anlagen und von seinen herrschend gewordenen Neigungen und Gewohnheiten erwarten liesse. War die Freiheit des Schriftstellers nicht blos erwacht, sondern sogar herrschend, so mag sich die Zukunft (da sie sich selbst an das Nothwendige bindet) noch mehr berechnen lassen, als wenn er nur Willkühr (durch welche er wohl gar zügellos und gesezlos lebte) zeigte.

A n h a n g.

Ueber D. Gall's Lehre.

Eine Vorlesung gehalten im Sept. 1805.

Es würde schon eine interessante psychologische Aufgabe seyn, nicht blos die Theilnahme einzelner guter Köpfe an der Entdeckung des D. Gall, sondern auch den schönen und seltnen Enthusiasmus zu erklären, mit welchem dieselbe auch bei uns wie anderwärts, und zwar von Gelehrten und Ungelehrten, Aerzten und Nichtärzten, Jünglingen und Männern, im Ganzen aufgenommen wurde. Wenn ein Mann mit der hellen allgemeinen Unbefangenheit und einer Kraft kindlicher Naivetät der alten classischen Zeit in die moderne philosophirende Welt träte und dazu ihre Naturkenntnisse auch nur theilweise benuzte, wenn er mit einer schlichten Einfachheit, die alle spizfindige Streitigkeiten der Schulen perhorrescirte, und mit einer gewissen Energie seine Erfahrungen erzählte, wenn er in diesen Erfahrungen den seltensten, unverdrossensten und ämsigsten Fleiſs und eine möglichst gewissenhafte Sorgfalt mit einem rastlosen Eifer und einem gewissen Tact und physiognomischen Instinct verbände, — wie

sollte er nicht das Gefühl, wenn nicht bestechen, doch gewinnen! Gewiſs war es aber die liebenswürdige Seite von Gall's Persönlichkeit nicht allein, welche für ihn wirkte. Es war auch die Sache, der anziehende Gegenstand, die Jedem nahe Menschen-Natur, welche Manchen so gewann, daſs er selbst das übersah oder vergab, was im Einzelnen jene Unbefangenheit und Anspruchlosigkeit aufzuheben schien.

Doch uns, die wir bisher vereint die Menschen-Natur zu erforschen strebten, muſs an Bestimmung des Verhältnisses, in welchem unsre psychologische Anthropologie zu dieser so viel Aufmerksamkeit auf sich ziehende Lehre steht, noch interessanter seyn. Mir selbst, der ich öftrer Zeuge Ihres Interesse an Philosophie war, kann es nicht gleichgültig seyn, wie Sie von dieser Seite her diese Erscheinung auffassen, ob Sie sie unter bestimmte oder unter unbestimmte Gesichtspuncte bringen, und wiefern und wie Sie sie prüfen möchten? Ich bestimmte diese Stunden einer solchen Prüfung und zwar erst jezt, weil sie früher für Sie minder deutlich, und ungleich ausführlicher gewesen wäre. Sie würden mich verkennen, wenn Sie hier eine Endentscheidung über Gall's Sache erwarten oder diese Vorlesung antigallisch nennen wollten. Ich lege Ihnen nur mein jezziges psychologisches Bekenntniſs ab. Das Ganze, was ich gebe, ist zunächst eine für meine Zuhörer bestimmte Einleitung zu einer bescheidenen Prüfung des Systems eines Mannes, den wir so sehr achten, daſs wir ihn durch keinen Macht-

spruch verdammen, sondern der Prüfung werth achten können.

Je lokrer das Psychologische und Physiologische in Gall's Lehre zusammenhängen, desto leichter lassen sie sich getrennt prüfen. Die Prüfung jeder Lehre und Hypothese aber sezt vor Allem eine nicht blos historische Kenntnifs für das Gedächtnifs, sondern auch eine vorurtheilsfreie Auffassung mit dem Geiste voraus. Diese Auffassung darf aber nicht bei ihren einzelnen Theilen, ihrer zufälligen Form, ihren etwanigen Anwendungen, also auch nicht bei einzelnen Organen stehen bleiben; sie mufs vor Allem und am meisten das Ganze und zwar in seinem Zusammenhange, und nicht blos in demjenigen, in welchem es der Urheber grade vortrug, sondern in welchem es wirklich sich befindet und auf den es ruht, umfassen. Sie mufs also den Zwek und den wahren Standpunct einer Lehre, ihr Wesen, ihren Geist, ihre Principien zu ergründen suchen. Ist diese Seite aufgestellt, so ergibt sich die Andre, zufälligere, von selbst. Ich will Sie daher mit keiner wiederholten ausführlichen Darstellung der Gallischen Hypothese selbst aufhalten, die ohnehin mehr zerstreuen, und mich von meinem Hauptzwecke mehr entfernen würde. — Die Prüfung selbst verlangt aber, nach dieser Auffassung des Wesentlichen, weit mehr die eigne Prüfung der Möglichkeit und der Wahrscheinlichkeit, so wie der Erweislichkeit und innern Uebereinstimmung, als ihrer Anwendbarkeit und zufälligen Brauchbarkeit oder Schädlichkeit. Die Leztere wird

durch jene bestimmt. Eben diese Prüfung der Hypothese mufs endlich nicht an den Maasstab einer andern einzelnen Hypothese, vielmehr an die allgemeine Natur und Denkgesezze gehalten werden.

Was nun jene Auffassung der gallischen Hypothese betrift, so war uns diese bekanntlich nur aus den mündlichen, gröfstentheils in einer kurzen Zeit beschränkten, Bekenntnissen und Beschreibungen der bisher gesammelten Erfahrungen und gewonnenen Resultate ihres Urhebers möglich. In einem so freien und ungebundenen Vortrage, wie der seinige war, ist freilich der Ausdruk zufälliger und minder bestimmt, als nach einem strengern Zusammenhange. Seine Lehre würde sich daher streng genommen, da sie bei einem solchen Vortrage nothwendig sehr vieldeutig noch erscheinen kann, zu einer Prüfung gar nicht eignen, wenn er sie theils nicht schon selbst auch Gelehrten von Beruf und an verschiedenen Orten vorgetragen, theils mir selbst nicht manche Erklärungen in den mündlichen Unterhaltungen gegeben hätte, theils auch seine Lehre nicht einer philosophischern Ansicht und Darstellung, d. i., einer bestimmteren, bündiger zusammenhängenden, wenn auch nicht verschönerten, fähig wäre.

In Gall's eignen philosophisch medicinischen Untersuchungen über Natur und Kunst im gesunden und kranken Zustande des Menschen (Wien 1791.), und selbst in seiner Vertheidigungsschrift ist seine eigne Lehre in ihrem jezzigen Umfange nicht zu suchen. Schon vor mehrern Jahren aber (1802.), wurde

eine philosophische Ansicht derselben und seitdem versucht.

Doch eben, weil Gall seine Hypothese noch nicht selbst als System schriftstellerisch darstellte, kann auch das Urtheil über sie nur bedingt seyn, d. h. sich so weit erstrecken, als er sich bisher durch Erfahrungen im wahren Sinne des Worts legitimirte und durch Gründe und deutliche, bündige Beweise verständlichte. Und in diesem Geiste spreche ich vor Ihnen, als sey Gall zugegen, über dessen eigne Verdienste wir erst am Ende das Resultat gewinnen können.

Ehe wir Galls psychologische Tendenz abgesondert betrachten, müssen wir nothwendig vorher einen Blik auf das Ganze, und zwar einen doppelten, erst auf seinen Zwck, und dann auf seine Mittel werfen.

I. Zwek Galls.

Sogleich hier, ehe wir noch diesen in seiner Seele festsezzen, müssen wir nothwendig fragen und zweifeln: Weiſs wohl Gall selbst jezt schon bestimmt, was er will? was er sucht? Steht sein Zwek ihm überall klar vor dem Bewuſstseyn, sowohl der Hauptzwek als die diesem nur untergeordneten Nebenzwecke? hat er beide immer unterschieden? hat er ihre relative und absolute Wichtigkeit erwogen und den Grund dieser Wichtigkeit erkannt? Wuſste er bestimmt, was blos zu suchen, — was sodann zu untersuchen, — was endlich zu begründen sey?

D. Gall möge es mir erlauben, diese Fragen lieber gradehin Zweifel zu nennen. Es war ja sein eigner wörtlicher Ausspruch; und zwar ein nicht näher bestimmter Ausdruk, daſs er immer nur erwartet habe, was ihm etwa vorkommen möchte; daſs er höchstens etwa der Natur, (eigentlich doch nur ihren Erscheinungen) nachgegangen sey. Aber, wie viel gehört zu einem solchem Nachgehn! Wie viel Freiheit von Selbsttäuschung, die nicht den eignen Naturinstinct mit der Natur überhaupt, eine eigne Ansicht der Natur mit dem Naturgesezze verwechselt!

Doch, wir können einräumen, daſs sein Zwek ihm im Allgemeinen jezt sich deutlich fixirt habe und auch uns unverkennbar genug hervortrat. Lassen Sie uns ihn zuerst — doch immer aus Gall's Seele — erst negativ und dann positiv, und in beider Hinsicht doppelt, bestimmen, und eben so zugleich sehn, wie rein, wie bestimmt er ihn nicht blos aufgefaſst, sondern auch festgehalten hat? Wie fern er diese Zwecke frei und besonnen vereinigt oder willkührlich vermischt hat?

a) Negativ — Es war der Zwek 1) nicht Auffassung der ganzen Menschen-Natur, mit anthropologischer Erschöpfung, auchnicht des ganzen Körpers, sondern nur eines Theils desselben, und im Verhältnisse zum Geiste.

2) Nicht Physiognomik, nicht Kunst der Charakterspähung am Aeussern, — zum Theil sogar nicht Organoskopie, sofern sie eine Sucht wird, ohne Uebung und gehörige Zwekmässigkeit. Nicht Enthüllung des Sizzes der Seele.

Gesezt nun, er hätte blos eine begränzte Sphäre der Natur ausgemessen, so wäre dies schon Verdienst; und wieder ein Andres, wenn diese Sphäre zugleich in ihrem Verhältnisse zu andern bestimmt worden wäre.

b) Positiv — Der Zwek war offenbar ein doppelter, ein physiologisch-naturhistorischer, und ein psychologisch-physiognomischer. Dieser war ihm ursprünglich der nächste, der in seinem Forschungsgange wirklich historisch erste, ob er gleich das Resultat von Jenen seyn sollte; daher er auch das Wichtigere, als seine Entdeckungen, enthält.

1) Der angegebene Hauptzwek war physiologisch-anatomisch-naturhistorischer Zwek, — eine Organologie und zwar keine philosophische Nomenclatur, sondern eine lebendige, historische Architektonik des äussern Organismus, d. i.

a) eine Hirnlehre oder eine allgemeine Bildungsgeschichte des Gehirns, vom Vogel an bis zum Menschen, nebst Aufsuchung des consequenten Verfahrens, der Gesezze und des Mechanism der Natur dabei und nebst einer Untersuchung des Baues und der Verrichtungen des menschlichen insbesondere. Dies nemlich nach seiner Extension und Protension seiner Masse, namentlich des eigentlich menschlichen Gehirns in den beiden Halbkugeln. Dieses Gehirn bestimmte er sogleich teleologisch, wozu es diene und wozu seine einzelnen Theile nüzzen. Das erst in der lebenden Schöpfung

beginnende Gehirn ist ihm der Mittelpunkt alles höhern, geistigen Lebens, ein Organ, d. i. die materielle Bedingung, nicht der Geisteskraft, sondern der Geistesrichtungen und Geisteseigenschaften, wie des Grundes ihrer Verschiedenheit. Er wollte also schon hier mehr als eine blose Entfaltung des Gehirns, das an sich schon sehr verdienstlich war, er wollte auch den Parallelismus der Gehirnausbildung mit der Geistigkeit wahrnehmen. Er wollte nicht einmal eigentlich Anatom seyn, vollends kein Anatom des ganzen Körpers. — Nachdem das Gehirn im Fötus gebildet ist, bilden sich ihm auch die Schädelknochen nach und an.

b) Daher ward seine Lehre zugleich, aber auch nun erst, eine Schädellehre, d. i., eine Geschichte der Veränderungen des Hirnschädels, welchen er nur für den Theil nimmt, der das Gehirn umschliefst, mithin ohne den Unterkiefer, den er darum bei allen Schädeln weggelassen hat. Ob aber dies mit Recht, zur Beurtheilung des Verhältnisses?

Bei dieser Schädelbildung sezt er sichtbar voraus, dafs die plastische Natur in ihrem freiesten Streben auf einen vollkommen symmetrischen Schädel hinarbeite, dafs aber in der Wirklichkeit von den beiden Seiten des Schädels die Eine Gehirnhälfte, und meistens die Rechte, immer mehr als die Andere entwickelt sey.

Wenn Hippokrates schon im Gehirne den Siz des Verstandes (nach den Angaben in der Schrift de morbo sacro p. 330.), und Andre ihn in einzelnen Theilen desselben, oder wie die Platoniker in

einem feinern Seelenorgane suchten, so war Gall zwar bescheidener, und wollte über den eigentlichen Siz des unbekannten Etwas, welches wir Geist nennen, nichts bestimmen; wohl aber ging er noch auf einen andern Zwek, den wir mehr als Nebenzwek bezeichnen können;

2) nemlich auf den anthropologisch-psychologischen. Dieser war: Aufsuchung einzelner Organe, einzelner Gemüthseigenschaften, welche ihm im Gehirne saſsen, und, wie er behauptete, den Menschen ursprünglich determiniren, nicht blos durch seine menschliche Natur überhaupt, sondern, was allerdings eine kühne Behauptung war, auch durch angeborene einzelne verschiedene Anlagen zu besonderen Geistesthätigkeiten. Diese einzelnen Anlagen konnte er nicht behaupten, ohne sie zu sondern; zu dieser Sonderung aber gehörte nicht blos viel Scharfsinn, sondern auch ein groſser allseitiger Ueberblik der ganzen Geistes-Natur des Menschen, sowohl seines sinnlichen als übersinnlichen Charakters. Dennoch lieſs er diese Anlagen blos, innerhalb seiner thierischen sinnlichen Natur begränzt seyn, ohne auf eine Höhere Rüksicht zu nehmen. Dennoch lag schon gleich in der Auffassung dieses psychologischen Zweks theils etwas Unbestimmtes und zu wenig Bestimmtes, theils etwas zu viel Bestimmtes, eine unerwiesene dogmatische Voraussezzung. Gleich hier möchten wir also schon die schwächste Seite des Systems ahnden, eine Seite, die uns grade als Psychologen am meisten interessirt. Es lag nemlich in dieser Behauptung gleich anfangs nicht blos ein allgemeiner Parallelism zwi-

schen der körperlichen und geistigen Natur, sondern auch die Annahme einer besondern, und zwar äusserlich erkennbaren, und nur am Schädel erkennbaren für ganz specielle Anlagen. Dennoch wollte er nicht blos einen allgemeinen, sondern auch einen besondern Parallelism der einzelnen Organe und Fähigkeiten aus Erfahrung ergründen. Schon viele Aerzte und Philosophen, schon Epicur fand ein Wachsthum der Seele mit dem Körper (s. Lucret. III. 446 — 459.), und ihre Gebundenheit an Organe, doch freilich nur der Sinne (Lucret. a. a. O. 624 — 633.), wobei er noch weiter ging, und den Geist zu einem Theil des Körpers machte, wie den Sinn. Allein auch schon Gassendi bemerkte, daſs die menschliche Seele gar nicht mit den Theilen des Körpers verglichen werden könne, da sie als ein durchaus absolutes Wesen in allen Theilen des Körpers sey, keiner derselben aber in ihr, weil erst durch sie alle körperliche Organe der Thätigkeit fähig würden, und sie selbst das Princip ihrer Thätigkeit in sich habe. (Vgl. Buhle Gesch. der Wissensch. 3, 167.)

2. Mittel Gall's.

Doch wir gehen weiter und fragen nicht mehr: Was wollte Gall, sondern auch: was konnte er, und wiefern hatte er ein klares Bewuſstseyn dieses Könnens, d. i. der Mittel und nothwendigen Erfordernisse zu diesem Zwecke? Welche Wege wollte er einschlagen, und welche schlug er wirklich ein?

Er

Er wollte den Weg der Natur; doch nirgends gab er an, wie man diese Natur rein auffassen könne? Er wollte blos aus Erfahrung schöpfen, mit Verwerfung aller Speculation, die sogar schädlich sey; doch nie gab er an, wie Viel eben zu dieser Erfahrung schon gehöre.

Er verschmähte ferner ausdrüklich und geradezu alle Philosophie von Platon bis Schelling hinab, und Eine wollte er allenfalls annehmen, die des Baco. Alle Philosophie sezte er zur Grübelei herab. Einst persiflirte zwar Sokrates auch die Philosophie der Sophisten, aber er kannte sie doch; er wufste sie aus ihren Schlupfwinkeln und Küsten zu vertreiben und mit Gründen zu bestreiten, und was war damals jene Philosophie! Unserm Naturforscher aber war Philosophie und Metaphysik völlig Eins mit der trockensten und hirnlosesten Träumerei und Speculationssucht. Das einzige philosophische Geschäft, was er gelten lassen wollte, nannte er Inductions-Geist. Ein Saz, der sich auf eine grofse Anzahl von Erfahrungen gründet, deren keine das Gegentheil gelehrt hat, heifst durch Induction mehrerer Fälle aus der Erfahrung hergenommen. Dabei legt man also das, was Einzelnnen und Vielen eigenthümlich zukommt, der ganzen Gattung bei. Allein dabei sollte man auch das entscheidende Endurtheil immer nur bedingt fällen. Auch darf man so wenig bei diesen als bei den Schlüssen aus Aehnlichkeit in Theilen sogleich zu allgemeinen Grundsäzzen eilen, wie es oft Aerzte thaten, und wie Brown particulär richtige Säzze zu schnell universalisirte.

Doch wie Viel gehörte nicht dazu, eine reine Erfahrung zu Stande zu bringen! Schon die gemeine Erfahrung fordert Zeit, und wie viele Menschenleben gehörten nur dazu, ehe unsre Physik gewonnen wurde. Welche Erfahrung erschöpft aber erst die unendliche Menschennatur! Zwar beruft sich mancher Geschäftsmann auf viel Erfahrung allein, was ist diese — als seine? Und nun erinnern Sie sich, was wir zur Erfahrung rechneten! Nicht blos ein flüchtiges Bemerken des Zufälligen, nicht blos ein Wahrnehmen des eigentlichen Hauptgegenstandes, nicht blos eine aufmerksame und allseitige Beobachtung, sondern auch eine selbstthätige und methodische, — kurz eine Erkenntnifs und zwar eine Erkenntnifs des Zusammenhangs, d. i. des durchgängigen, gesezmäfsigen Zusammenhangs der Bedingungen und ihrer bestimmter Verknüpfung. Hier müssen also allerdings die Erscheinungen von Wahrnehmungen der Sinne für den Geist zu Thatsachen erhoben und zu Einem Bewufstseyn des Gegenstandes vereinigt werden.

Hat aber Gall wohl solche Thatsachen aufgestellt? Ein Factum ist nirgends annehmbar, als wo eine bestimmte Veränderung an einem Gegebenen, Vorhandenen, einem Unveränderlichen statt findet. So lange eine Thatsache nicht noch den Charakter des Beharrlichen und des Individuellen, eines in bestimmtem Zusammenhange nothwendig Erfolgenden an sich trägt, so lange ist sie noch keine beglaubigte. Gall hält sich nicht eher für widerlegt, als bis man ihm

Thatsachen entgegenstellt. Kann er dies verlangen? Sind alle seine Beispiele so ehrwürdig beglaubigte Thatsachen? Sind seine Aussprüche über einzelne, isolirte Fähigkeiten so bestimmt ausgesprochen und so unbefangen erwogen werden? Er fühlte selbst, dafs Thatsachen ihm nicht ganz schadeten, da bei Hundert die Hundert und erste Ausnahme sey. Doch was ist Ausnahme? Gibt es eine solche, wenn die Thatsachen vorher gehörig in ihren Beziehungen und Verhältnissen aufgefafst waren? — Wenn also schon gegen seine Erfahrungen der Skepticismus seine Zweifel erheben mufs, wie vielmehr gegen sein Erfahrungssystem! Schon aus diesem Grunde möchte ich glauben, dafs Gall schwerer zu widerlegen sey als sein System, indem seine Subjectivität minder das ausgeschiedne Reine der Thatsachen mit heller Unterscheidungskraft hervorhebt, als sein System ein Object der Untersuchung wird.

Dies führt uns noch näher auf Gall's Individualität. — Wir fragen: Wiefern kann Gall ein Beobachter heifsen?

a) Wiefern Beobachter der Natur überhaupt, insbesondere der äusseren? Man sagt und wir räumen es ein: Er trift oft. Ihm entgehen auch kleine Züge nicht; auch stören ihn keine Speculationen. Allein ein blosser dunkler Tact gibt wohl einen an sich schäzbaren Beobachterblik, aber keinen klaren, freien, unbetrüglichen Beobachtergeist. Jener sieht nur das Einzelne neben dem Einzelnen, dieser sieht das Einzelne in einem

Ganzen. Jener rathet, dieser trift. Jener schwebet auf der Oberfläche, dieser geht in die Tiefe; jener trift auch wohl zuweilen, aber er weifs nicht gewifs, ob und wie weit er trift.

Nur der lezte bildet den reinen, nicht den rohen, Beobachter. Gall sagt, er wolle sich blos von der Natur belehren lassen. Aber verstand er wohl die Sprache seiner grossen Lehrerin? Kann er die Hieroglyphenschrift der sich oft verhüllenden Natur nicht blos buchstabiren, sondern auch lesen; nicht blos lesen, sondern auch mit dem Accent und dem Geiste lesen, mit dem der Geist der Natur es aussprach? Ohne Bild und Personification? Hat er irgend ein Factum lange genug, allseitig und tief genug beobachtet und jedesmal grade so individuell und nur so individuell, so bedingt wiedergegeben, als er es fand?

Und gesezt, er habe doch wenigstens oft getroffen. Was ist sein Treffen? Ein klares und sichres Ergreifen des Wesentlichen? und dann eben sowohl des Charakteristischen? Haben wohl die, die ihm in Zuchthäusern zusahen, ihn Ein bestimmtes Wort über das Wesentliche in dem geistigen Charakter eines Menschen aussprechen hören und sich nie täuschen lassen, seine leisen, vielleicht ohne sein eignes Wissen, physiognomischen Vermuthungen, eine Fähigkeit zu Etwas in einer Person mit der Festigkeit dazu zu verwechseln? Und schlofs man nicht zu rasch auf Fertigkeit? Gesezt, ein Eingekerkerter büfste für eine Unthat; darf man aus dieser Einen Un-

that, die von ihm im gröfsten Kampfe mit seiner eignen Natur geschehen konnte, sogleich auf eine Fertigkeit, auf einen Hang dieses Unglüklichen dazu, z. B. zum Morde, schliefsen? Doch man wollte vielleicht blos auf Fähigkeit schliefsen; allein alle mögliche Unfähigkeiten, die ein Mensch hat, haben zugleich Alle, nach Gall's eignem Geständnisse.

b) Wiefern Beobachter des Innern — und des menschlichen Innern, der geistigen Natur? Dieser so veränderlichen und mannichfaltigen, so verworrenen und dunkeln, dieser so tiefen und schwer ergründlichen, dieser so zarten und von einem freien Geiste so tausendfach bestimmten Natur? — Gesezt und gern zugegeben, Gall sey geistesgewandt genug, die Grundzüge einzelner Menschen aufzufassen, hat er auch die Zartheit, die Schattirungen, die leisen Farbengebungen, die Vertheilungen von Licht und Schatten, und, was noch mehr sagen will, den falschen Schein des Lichts und Schattens von den armen, oft mifsverstandenen Sterblichen, sorgfältig zu scheiden? Hatte er die Geduld, sie abzuwägen? Ist z. B. Jeder wahrhaft und von Natur wizzig, welcher in einer Art von Wiz (den Gall selbst nicht zu bestimmen wufste) es weiter brachte? Ist jeder Tiefsinnige, oder welcher das Organ des Tiefsinns hat, nothwendig grade eine Idealist, oder ein Speculant, oder ein Träumer? Zur Seelenbeobachtung gehört mehr als zur Beobachtung der äussern Natur. Hier ists sogar weder mit Geduld noch mit Combination gethan. Eine freie Auffassung des Reinmenschlichen und der stets auf der Flucht begriffenen geistigen Züge fordern mehr.

Nur in Einem erkennen wir einen menschlichen Beobachter bei ihm, dafs er nicht alle Gefallene und Verbrecher für Schuldige durch ihre Freiheit hält. Allein Viel hebt er davon wieder auf durch den Zwang, in dem er sie allein festgehalten und eingekerkert wünscht; besser war sein Rath, dafs sie durch Arbeiten den Gift des Müssiggangs verlernten. Allein gibt es nicht noch andere tiefer in das moralische Leben eingreifende Heilmittel? *)

Unterscheide man nun genau die Gehirnlehre von der Schädellehre und die Mittel zu Jeder. Die einfacheren Mittel und eine glückliche Combinationsgabe gehörten zu jener. Dies aber ist Gall's Talent, daher auch die Achtung seiner höchst interessanten Gehirnsentwicklungen gerecht ist. Ganz anders verhält es sich mit der Schädellehre und den einzelnen Organen einzelner Gemüthskräfte. Zu dieser gehörten zusammengesezte Mittel.

Der Erfahrung und seinem Inductionsgeiste fügt Gall noch das zweite Mittel, eine psychologische Reflexion und gewisse psychologische Kenntnisse bei. Er war weit entfernt, der bisherigen Psychologie, wie man glaubte, den Todesstofs versezzen zu wollen. Vielmehr fühlte er tief ihre Unentbehrlichkeit in seinen anthropologischen Untersuchungen. Hätte Gall auch kein eig-

*) Wenn ich negativ gegen Gall verfahre, ohne positiv etwas Andres an die Stelle zu sezzen, da beziehe ich mich stillschweigend auf meine psychologische Vorlesungen.

nes Bekenntnifs über die Wichtigkeit der Gemüthslehre abgelegt, so hätte er es doch durch die That gethan. Die Tendenz seiner Untersuchungen ist zugleich psychologisch und bekanntlich in dem Schädelgreifen von Nachbetern zu weit getrieben worden. Das Gehirn ist ihm zugleich Organ des Geistes; selbst seine Rechtfertigung gegen Materialismus zeigt, dafs er innerhalb der Sphäre eines vollständigen Organismus die Functionen aufzufassen strebte, aber nicht auffafste, da er sonst sich gegen den Materialismus entweder gar nicht, oder nicht so, wie er that, vertheidigen würde. Erhöbe er mehr das Selbstbewufstseyn, so würde auch keinem Nichtphilosophen der Vorwurf des Materialismus einfallen. Auch sezt Gall überhaupt bei seiner ganzen Untersuchung offenbar etwas Subjectives voraus, was über dem Organismus schwebt, Etwas, das die Organe sucht, Etwas, das sie anerkennt, begränzt und vergleicht.

Unverkennbar ist die Neigung Galls, seine Organenlehre zur Seelenlehre zu erheben, möchte er sie sich selbst gestehen oder nicht. Allein kann sie dies jemals werden? Nie mehr als die Elementarlehre derselben, d. i. die Sinneslehre; denn in der That benennt er nicht blos (dies könnte zufällig seyn), — sondern behandelt auch die sämmtlichen Gemüthskräfte, — nur als eben so viele Sinne, und die Organe, welcher er aufzählt, so wie die ihnen entsprechenden Nerven zu Geistesverrichtungen in der obern Halbkugel des Schädels, sind blosse Vorbereiter für das Bewufstseyn. Daher sind unter seinen Sinnen keine deutlicher und überredender als

diejenigen, welche, wie die fünf Sinne, mehr auf die objective Welt gerichtet sind, (Ortsinn und Personensinn).

Indem aber Gall zugleich fühlte, dafs eine leere metaphysische Seelenlehre unbefriedigend sey, gab er nur Bruchstücke einer Andern, welche ihren Tod schon in sich trug, da sie nicht von Selbstbewufstseyn, von dem freien innern Auffassen und Zusammenfassen des Mannichfaltigen zu Einem Geiste, sondern von einzelnen zufälligen Aeusserungsarten, z. B. Morden etc. ausging. Ja er selbst äusserte: Sein Weg sey von Aussen nach Innen. — Als Arzt konnte er hier oft treffen, wenn er z. B. den Schlufs von Körperverlezzungen und einzelner Theile des Körpers auf die zugleich leidenden Gemüthsverrichtungen annahm. Allein schon dieser Schlufs trügt oft, überhaupt aber Jeden, welcher die Seele zuerst am Körper finden, auffassen und sogar an einzelnen äussern Merkmalen zu den innern, (nicht blos Fertigkeiten, sondern sogar) Anlagen dringen wollte, ohne sich vorher die geistige Fähigkeit mit Klarheit sowohl einzeln als im Zusammenhange gedacht zu haben.

Gall ahndete Manches, ohne es sich gehörig verdeutlichen zu können. So sprach er von zusammengesezten und einfachen psychologischen Thätigkeiten, und dennoch bebte er vor ihrer Zerlegung zurük. So ahndet er anderwärts keine Zusammensezzung, z. B. in Schönheit, — oder er vermischt das Ungleichartigste aus Mangel an Analysen. So ist ihm der Ortssinn eben so wohl der Sinn, sich

an einen Ort leicht zu fixiren, als von einem Orte zum Andern herumzuirren. Uebrigens hat er dem, der mit der Psychologie unsrer Zeit vertraut ist, in dem Psychologischen gewiſs nichts Neues gesagt. Worin er abweicht, dies bleibt unerwiesen, und so ist das Wahre nicht neu, das Neue nicht wahr.

Sollte die Organenlehre für die Psychologie von wirklich groſsem und von unmittelbarem Vortheil seyn, so müſste sie zuvor 1) die einfachsten Elemente herausgeschieden haben, durch deren Zusammensezzung und Ineinandergreifen sich sodann die psychologischen Zustände ergäben. Doch bis jezt vermögen wir noch keine Revolution in der Psychologie und Wissenschaft zu erblicken, die er gestiftet hätte. Will man die neue Anregung der Beobachtung des Menschen, und eines leisen Zweifels an manchen scholastischen Ansichten desselben in Anschlag bringen — wohl! so sey dies ein mittelbares Verdienst um die Psychologie, welche jedoch selbst sich noch weit grössere und unmittelbare Verdienste um ihn selbst erwerben würde, wenn sie ihn zum Bewuſstseyn seiner innern Thätigkeit führen könnte. Die Organenlehre müſste aber auch 2) die immer weiteren und weiteren Sinnessphären genau vorzeichnen und eben so entsprechend begränzen, was freilich die bisherige Psychologie, noch nicht, allein Gall eben so wenig that. Die Lücken der Psychologie fühlten besonnene Psychologen längst vor Gall; sie sind aber auf einem ganz andern Wege auszufüllen, als auf welchem Er sehr mittelbar mithalf, und an sich

selbst noch nichts bestimmen konnte. Nur der gewöhnlichen Formularpsychologie hat auch Er eine wohlthätige Erschütterung mitgetheilt, auch Andere zu manchen neuen Combinationen, die er aber selbst nicht gab, veranlaſst, wie zu andern Erklärungsversuchen. Seine naturhistorische Ansicht der menschlichen Geisteskräfte ist allerdings schäzbar, doch hatte er ihr Werden nicht einmal so weit verfolgt, als Schwarze in seiner Erziehungslehre. Ja die Sphäre unsers innern Bewuſstseyns wurde in ihren einzelnen Thätigkeiten gewiſs schon jezt weit genauer bestimmt als die Sphäre des äussern Organismus es jezt ist. Noch weniger ist der totale Parallelismus ermessen und am wenigsten konnte Gall es vor der Erschöpfung des Einzelnen.

Gesezt die bisherigen, namentlich oberdeutschen Psychologen hätten ihn von dem eifrigen Studium zurückgeschrekt, so war er selbst davon noch weit entfernt, eine Psychologie in ihrer idealischen, jedoch einst möglichen Gestalt aufzufassen, — eine Psychologie, welche das Allgemeine auf das Ursprüngliche zurükführe, nicht nur die einfachen und zusammengesezten Thätigkeiten, sondern auch die coordinirten und subordinirten, sowohl die selbstständigen als die zufälligen Fertigkeiten scheidet, und nicht blos die endliche Seite des Menschen auffaſst, die gesehen werden kann, sondern auf die unendliche, die unsichtbar ist, — den intelligiblen Charakter des Menschen. Wer sie erreichen will, der trete mit dem Ernste des Naturforschers und mit Andacht eines reinen Menschen

vor die Werkstatt seines Geistes und Gewissens, und fasse die Menschheit rein und als lebendiges Ganzes auf.

Zwei Mittel hätten wir also von Gall zu seinem Zwek angewendet gefunden, — Erfahrung und psychologische Reflexion; in welchem Sinne und Umfange beide, darüber haben wir uns schon erklärt. Allein wo bleibt das dritte Mittel; das die Stoffe der Erfahrung und die Schlüsse der Psychologen zu Einem zusammenhängenden Ganzen vereint, und auf seine Urgründe zurükführt? Wo bleibt mit einem Worte die Philosophie? Hier ist die leerste Stelle in seinem Aggregat organischer Art. Wir hätten es ihm vergeben, wenn er die sonst so liebenswürdige Anspruchslosigkeit und Offenheit auch noch hier bewährt, wenn er geradezu erklärt hätte: das Ordnen, noch mehr das Begründen wolle er Andern überlassen. Selbst die scheinbare Demuth oder die schalkhafte Laune wäre ihm zuvergeben: — es den Herren Philosophen zu überlassen, die das unglükliche Organ des Scharfsinnes excoliren. Allein er spricht, nicht etwa in Wien, sondern in Niederdeutschland, den Bannfluch über die Philosophie aus. Zum Glük ist die Philosophie toleranter als Gall selbst; sie hebt die gerechte Richterwage und ehrt in und an ihm Alles, was zu ehren ist. Die Philosophie aber läſst auch noch nicht von ihrem wohlbegründeten Rechte, nicht blind zu bezweifeln, Alles zu prüfen und nur das Haltbare zu behalten. Sie erklärt frei, daſs der gröſste Inductionsgeist nicht hinreiche, die Principien zu einem Systeme, auch nur der Naturlehre des Ge-

hirns, zu finden. Ist denn Alles nichts als „Schulbegriff, Wortkram, Wortstreit und Demonstrirsucht?“ Selbst die systematische Darstellung seiner Lehren durch Andere behagte Gall nicht; ohnfehlbar weil er selbst nicht das Wesentliche kennt.

Doch vielleicht ersezt in Gall alles Fehlende, selbst die Philosophie, eine wunderbare Genialität, eine freie Eingebung, die dem Meister, dem Entdecker eigen ist. Wir ehren hoch das Wehen des Genius, wo es sich findet, allein das ächteste Genie geht seine Bahn zwar im Fluge, auch in Höhen, die sein Zeitalter nicht erreicht; doch immer in einer sichern Schranke und in stiller Grösse wirkend, ohne das, was ausser seinem Kreise liegt, in seinen Kreis gewaltsam zu ziehen, oder in ihm vernichten zu wollen. Das ächte Genie ist das harmonische, belebende, sich selbst regierende und allvollendende Princip des Geistes, die schöpferische Kraft des Musterhaften und ganz eigentlich Unnachahmlichen, Unerreichbaren. Gall affectirte nie ein Genie, sondern sah sich als Repräsentanten des gradesten, gesundesten Menschenverstandes an.

Und grade Gall, der nicht blos von Organen sprach und diese mit den Anlagen verglich, bedurfte sogar der höchsten Philosophie, der Metaphysik, denn eben mit jenen Untersuchungen versezte er sich in das ursprüngliche Seyn, in die innerste Werkstätte unsers Geistes. Die Philosophie ist ja keine Feindin der Erfahrung; sie löſst nur die

Erscheinungen auf, und trennt in ihnen das wahre Seyn von dem falschen Schein, das Allgemeine von dem Besondern, das Nothwendige von dem Zufälligen. Die Philosophie liegt noch weniger im Streit mit der Natur. Indem sie die ewigen Gesezze derselben erspäht, stiftet sie vielmehr Frieden in dem uns beunruhigenden Kampf der Elemente. Ja Gall selbst war mit seinem Natursinn gezwungen, an dem Schädel auch der Philosophie als Metaphysik ein Organ, und grade an der menschlichsten vordern Seite des Schädels anzuweisen, nicht aber neben dem Raufsinne.

Doch gesezt, wir wollten Ihm, der doch metaphysische Behauptungen über Anlage und menschliche Freiheit wagt, die Metaphysik erlassen; — die Logik können wir ihm doch nicht erlassen. Grade in den wissenschaftlichen Bestimmungen der Begriffe z. B. Anlage, Natur, in der Darstellung des Zusammenhangs, in der Consequenz der den Prämissen streng angemessenen Folgerungen, in der Scheidung des Gemeinsamen und Besonderen, endlich in den Anordnungen des Ganzen vermissen wir den Logiker. Auch der freieste, bilderreichste Vortrag, der die Logik verstekt, verräth doch dem Kenner die logischen Beziehungen und überredet nicht blos, sondern überzeugt, gewinnt nicht blos die Phantasie, sondern auch den Verstand, und läſst etwas Befriedigendes in der Seele zurük, gesezt auch, es käme erst späterhin zum völligen Bewuſstseyn. Welche Bilder, welches blühende Leben finden wir in Platon, — welche feine Beobachtungen, um auch dieser Seite zu erwähnen, in Gar-

ve, doch auch welche Achtung der logischen Denkgesezze.

Vielleicht aber dürfen wir, dürfen Andre die philosophische Form nachbringen, in die Gall sie nur etwa darum nicht goſs, weil er seine lebendige Beobachtung dadurch zur Erstarrung, zu einer Art von Tode zu bringen fürchtete. Allein dürfen wir wohl eilen, auf Thatsachen zu bauen, die uns noch nicht als solche einleuchten, welche noch Versuche und wiederholte Versuche der verschiedensten Beobachter erheischen? Fern sey es von uns, die schöne Erregung aufzuhalten, die das Gallische System Manchem gegeben haben mag. Allein lassen Sie uns jezt, wo den Deutschen der politische Charakter geschmälert zu werden scheint, desto mehr den intellectuellen des Nil admirari, der Gerechtigkeit, aber auch der Unbestechlichkeit und Geistesfreiheit im Reiche der Meinung behaupten. Lassen Sie uns nichts auf gut Glük wegwerfen oder annehmen, was unmittelbar nicht mit einer Nation, sondern mit der Menschheit selbst in der nächsten Verbindung steht.

Wir achteten den Zwek unter gewissen nähern Bestimmungen, wir fanden die Mittel theils unzulänglich, theils nicht gehörig gebraucht; was hat nun Gall mit diesen Mitteln für seinen Zwek gefunden, und durch seine Erfahrung, seinen Inductionsgeist herausgebracht? Waren die Mittel wirklich unvollkommen, so müſsten freilich auch die damit gewonnenen Resultate es seyn. Die Mittel enthalten grade die Grundlage; seine Lehre stüzt sich auf Beobachtungen und auf Schlüsse.

3. Prüfung seiner Anwendung dieser Mittel zu seinem Zwecke, besonders für den psychologischen Nebenzwek der Organoskopie.

Die Anzahl der Prüfer ist der kleinste Theil der Menge, noch weniger sind die Unbefangenen. — Uns, denen Galls psychologische Behauptungen am nächsten liegen, mufs seine Schädellehre ein grösserer Gegenstand der Aufmerksamkeit erscheinen als seine Gehirnlehre.

Indem wir von nun an die lezte auf sich beruhen lassen, so dürfen wir doch noch so viel erwähnen, dafs seine Entfaltung der ganzen Bildung und fortschreitenden Architektonik des Gehirns sich in mehrfacher Hinsicht sehr empfiehlt. Sie empfiehlt sich durch eine ungekünstelte Einfachheit, durch gefällige Anschaulichkeit, durch die Analogie und Naturgemäfsheit, durch die parallele naturhistorische Verfolgung, durch den Uebergang aus der Einfachheit des vegetabilischen Organismus zu der Duplicität oder Paarigkeit des animalischen. Dennoch erwartet auch diese Ansicht und Auflösung des Gehirns noch ihre besondere Prüfung und wiederholte Versuche, ehe sie sich zu der Würde einer ganz entschiedenen Naturlehre erheben kann. Und dies nicht nur eine Prüfung der blossen practischen Aerzte, auch nicht der blossen Anatomen, sondern ganz vorzüglich der Physiologen oder Zoonomen. Wohl mag es noch wichtigere Einwürfe als die von Walther geben, der sich als blosser und sehr dogmatischer Anatom zeigte. Schon bereitete ein Anatom, Gehr. Loder, eine wichtige

und genaue Prüfung eben dieser Hirnlehre vor, da ihm diese selbst wichtiger und wahrscheinlicher scheint, als die Schädellehre. — So einleuchtend und empirisch darstellbar die Data Galls sind, so hypothetisch erscheint doch noch Manches, z. B. was er über den Unterschied der heraustretenden und zurüktretenden Nerven sagt, wo die Unterscheidungsmerkmale den Anatomen noch nicht gnügen. Und so noch manches Einzelne, wie die Erhöhungen am Gehirne und die ihnen jedesmal entsprechende Vertiefung und Erhöhung; die erschöpfenden Unterscheidungszeichen einer krankhaften Erhöhung und einer blos durch die Stirnhölen veranlaſsten von einer sogenannten organischen. Die Anatomen wollen selbst die Untersuchung der sogenannten Ganglien und Commissuren nicht als beendigt ansehen. — Noch bleibt es zur Prüfung übrig, a) ob wirklich nicht blos für jede der angenommenen und als Organe besonderen Erhöhungen auch besondere Nerven vorhanden sind; b) ob diese bis an die einzige Stelle der Oberfläche des Gehirns hingehen; c) ob sie da der localen Gehirnauftreibung völlig angemessene Wölbungen bilden; d) und ob, wenn dies Alles statt findet, jede besondere Nerve nicht nur eine besondere Empfindungsart, sondern auch eine besondere vorstellende Thätigkeit im Geiste bezeichne.

Doch bis zu jenen Gränzen wollen wir sogar die entschiedenste Gewiſsheit der allgemeinen Ansicht voraussezzen, und wenden uns zur Schädel- und Organen-Lehre.

Können

Können diese Gehirnentdeckungen, diese Beurtheilungen des Gehirns, und diese in dem Gehirne entsprungenen Organe schon jetzt Normen und Regulative abgeben, auch nur zur Entdeckung der intellectuellen Kräfte aus den äussern Schädelerhöhungen, geschweige sogar für Pädagogik, für Nosologie, für Therapeutik des Geistes?

Wir können vorerst zugeben, daſs das Gehirn das Organ, oder die materielle Bedingung sey aller geistigen Thätigkeiten, weil sie allerdings in einer parallelen Entwiklung fortzugehen scheinen; — wir wollen noch mehr einräumen, einräumen sogar, daſs mit der Masse, also mit der Quantität des Gehirns auch die Geistesfähigkeiten vom Thiere aufwärts zunehmen: — wie Viel darf man wohl daraus schliessen?

Gall schlieſst unsrer Meinung nach gleich hier zu schnell. Er schlieſst, 1) daſs das Gehirn der eigentliche wirkende Urgrund der geistigen Anlagen, und 2) bei grösserer Masse, die Ursache des Geisteseigenschaften — und zwar vieler, um nicht zu sagen aller geistigen Eigenschaften sey. Sein Recht dazu hat Gall bei Weitem nicht wissenschaftlich befriedigend erwiesen und gleich hier muſste er Grund legen.

Seine Bemerkung reichte dazu nicht hin, daſs er nicht der erste Physiolog sey, der verschiedene Seelenkräfte an verschiedene Gehirnstellen gebunden glaube. Denn mit welchem Rechte nahmen diese Physiologen dies an? Und doch ging Gall

noch weiter; er wagte sogar, diese Organe local wirklich zu bestimmen.

Lassen Sie uns erst seinen Schlufs aus der Quantität der Hirnmasse, dann den auf die Localität der Organe am Schädel und hinter demselben prüfen.

A. Kann also wohl 1) die Quantität überhaupt, und sodann kann sie allein bestimmen?

Die Quantität, oder Fülle der Hirnmasse betrift ihre Extension, mithin ihre räumliche Grösse. Dieser quantitativen Entwiklung des menschlichen Gehirns und seiner Organe soll immer eine grössere Kraftäusserung entsprechen; obgleich auch mit einem dickern Nerven des Organs eine geringere Energie verbunden seyn soll. Wir wollen hier nicht analogisch aus dem übrigen Körper schliessen, wobei wir für Gall anführen könnten, dafs manche Menschen, deren gesammtes körperliches Organ dik und feist ist, des selbstthätigsten Geistes nicht immer zu Viel haben, — und gegen ihn, dafs der Körper bei Schwindsüchtigen abnimmt, der Geist aber sich stärker entwickelt. Wir halten uns 1) blos an seine Analogie, die er öftrer mit den Sinnes-Werkzeugen anführt. Zwar sind wir weit davon entfernt, aus irgend einem grossen, langen oder breiten Sinneswerkzeuge auf Geist zu schliessen; aber wohl wären wir nach Gall's Annahme berechtigt, aus einem der Quantität nach beträchtlichen Sinnesorgan auf eine starke sinnliche Empfindlichkeit, also z. B. aus einer grossen Nase und grossen Geruchsnerven, auf einen starken Geruch und umge-

kehrt zu schliessen. Würden wir da wohl nie irren? Ein grösseres Auge sieht nicht schärfer, und ein schärferes nicht andre Objecte, auch nicht grade an sich nothwendig mehr, sondern nur leichter. 2) Mit welchem Rechte nimmt er an, oder mit welchem Beweise begründet er den Causalzusammenhang zwischen dieser Schädelhöhe und dieser Geistesgrösse? Blosse Zusammenstellungen aus Erfahrung, blosse allgemeine Vergleichungen können uns nicht gnügen. Sie erscheinen ohne gehörige Begründung, überall als blosse Anwendungen, und als kühne, dreuste Anwendungen gewisser Erscheinungen der Sinnenwelt auf die geistige Welt, nicht aber als wirklich reine und sorgfältige Folgerungen aus Naturgesezzen der Causalität. Nun beweist aber weder das Zugleichseyn, noch auch das blosse Aufeinanderfolgen den ursachlichen Zusammenhang zweier Dinge. Das Organ kann verlezt, die Geistesthätigkeit kann zugleich, oder sogleich darauf gestört seyn, — noch immer bringt dies den vorsichtigen Naturforscher zu keiner unbedeutenden Behauptung der ursächlichen Verknüpfung. Es ist ja der Begriff des Organs, den jedoch Gall selbst nur einseitig als blosse materielle Bedingung auffafst,*) sich ein Werkzeug zu denken, was ein integrirender Theil eines Ganzen ist, welcher nie allein und isolirt vorhanden, sondern da ist durch alle übrige Theile des Ganzen und überdies auch existirend gedacht wird, um des andern Theiles und eben so auch um des Ganzen willen. Nun nennt man eben darum

*) Organe sind ihm besondere Mittel für besondere Zwecke, Mittel der Seele, von der er aber nichts zu wissen bekennt.

das Gehirn organisch, weil es auch zu allen seinen Theilorganen in steter Wechselwirkung steht, wo also die Verlezzung des einen Theils sehr leicht auf einen ganz andern wirken, und sogar oft wirken kann. Bei blos parallelen Erscheinungen bleibt überdies die Frage immer übrig: Was ist vorher entstanden (z. B. der schwere Schädel des Wahnsinnigen vor dem Wahnsinn oder nach ihm)?

Doch gesezt, die Quantität überhaupt bestimmte Etwas und bestimmte (wie wir mehr in Gall's Geiste annahmen, als nach seinen Worten), dafs er nicht das Hirn erst auf den Geist wirken lasse, sondern dafs beides nur parallel da sey — (wie Gall zu bescheiden ist, über den Urgrund und Erfahrungsgrund des Einen oder Andern etwas bestimmen zu wollen, und da dies nicht im Kreise der Entstehung liegt) — kann sie wohl 2) allein, kann sie vorzüglich bestimmen? Offenbar hat Gall die Verschiedenheit der Schädel nur einseitig beurtheilt, wenn er sie blos quantitativ und nicht auch qualitativ bestimmt. Offenbar hätte er also auch die qualitativen Verhältnisse und Entwiklungen, d. i. die Intensität, die Mischung vom Verhältnisse im Ganzen und Einzelnen berüksichtigen sollen. Die Qualität aber beschränkt eben überall die Quantität. Ist die Beschaffenheit schlecht, so hilft die Grösse nichts. Wiederum werden an solchen Greisen, in denen sich die Geisteskräfte noch ganz erhalten, wie es eigentlich in Allen seyn sollte, dennoch ihre Organe sichtbar steifer.

In welchen unendlich mannichfaltigen Nüancen erscheinen nun aber nicht die intellectuellen

Fähigkeiten in ihren vielfältigen Verhältnissen, wie vielseitig hängen sie zusammen, — und dieser ihr Zusammenhang sollte blos von der Qualität des Organismus abhängen?

Eben dies führt uns auf das Andre, was auch noch ausser der Qualität zu berüksichtigen bleibt und von Gall so gut als gar nicht berüksichtiget ist — das ist, den Einfluſs des Geistes, die so wichtige und durchaus nothwendige Affection des Gehirns von Innen. Schon die Fortbildung des Geistes überhaupt wirkt füglich auf den ganzen Organismus, eben so sehr nun aber auch insbesondere die besondere Beschaffenheit, die zufällige Erregung, die Richtung, die er den Organen selbst gibt, wodurch er bestimmt, welches Organ wirken soll und wohin? Gesezt auch, es wäre für Gall Körper und Geist völlig gleich, so müſste er doch schon darum auch wenigstens eine gleiche Wechselwirkung annehmen.

B. Wir gehen weiter zu seinem Schlusse auf die Localität, die Oertlichkeit und den Provincialismus der Organe, und eben damit auf die Annahme mehrerer oder einer bestimmten Anzahl Organe, mehrerer nicht blos abgesonderter, sondern heterogener Nerven.

Jede besondere Kraft behauptet Gall, muſs auch ihr besonderes Organ, d. i. ihre einzelne bestimmte Hirnmasse haben. Was ist ihm aber Kraft? Ueberall wirklich nicht blos eine logische Abstraction eines Grundes der Wirklichkeit, oder etwas Reelles? Was ist ihm aber eine beson-

dere Kraft oder bestimmte Anlage? Eine specifisch verschiedene? Der Mordsinn? Dieser ist doch wahrhaftig mehr als Besonderes? Und dann warum nicht auch neben dem Ortsinne einen Zeitsinn? und ein Zeitorgan? Warum einen allgemeinen Kunstsinn, und nicht einen besondern technischen und einen besondern ästhetischen? — Warum endlich ein besonderes Organ? ein besonderer Nerve? und nicht blos eine besondere ihm entsprechende organische Thätigkeit in dem allgemeinen Organism?

Man durfte allerdings Gall'n keinen Vorwurf daraus machen, daſs er nicht Eine Art von Geisteskraft, z. B. blos eine Grundkraft des Vorstellungsvermögens oder des Verstandes annehmen wollte; allein wohl daraus, daſs er nicht Einheit so verschiedener Kräfte annahm oder kenntlicher andeutete, daſs sie weniger in Ihm selbst war. Man durfte ferner Gall'n eben so wenig mit Recht vorwerfen, wogegen er sich ebenfalls zu schüzzen suchte, daſs er mehrere Organe und also auch mehrere Geistesfähigkeiten unterschied. Wohl aber dies, daſs er diese Ordnung annahm

1) ohne vorhergehende gehörige Zergliederung jeder geistigen Thätigkeit an sich, so wie der einzelnen lebendigen Eigenschaften, ja Handlungen der Individuen, durch welche Merkmale ausgeschieden werden, an denen wir das Vorhandenseyn erkennen. Grade dies ist wieder eine Hauptregel, die psychologische Analyse, ohne die Gall durchaus mit keinem Schritte nur zur Antwort auf

die Frage kommen kann: für welche Kräfte des Gemüths es solche besondere Organe geben solle? geben dürfe? Nicht einmal diese Frage hat er sich selbst im vollen Umfange aufgeworfen und nicht erschöpfend beantwortet. Daher dann die in der That befremdende Mischung von allgemeiner und besonderer Thätigkeit, von bestimmten und unbestimmten Eigenschaften, von natürlichen und unnatürlichen und krankhaften Erscheinungen, z. B. ein Organ für den physischen Trieb und wieder für eine moralische Kraft der Gutmüthigkeit, für die allgemeine Erziehungsfähigkeit und für den ganz individuellen, ja krankhaften Diebsinn. So bald für niedere, bald für höhere Steigerungen, aus ursprünglichen Trieben und wieder aus abgeleiteten, bald für einfache, bald für zusammengesezte, bald endlich für nothwendige, bald für zufällige. Daher sprechen Gall's Erfahrungen für einfache Thätigkeiten mehr oder sichrer als für combinirte (z. B. des Inductionsvermögens). Mit welchem Rechte mag übrigens Gall Hang vor Trieb annehmen, da er den Unterschied beider nicht deutlich genug angab? Wer hat aber aus den bemerkten oder blos erzählten Seelenfertigkeiten gehörig herausgeschieden, was zu dieser Leichtigkeit eine frühe glükliche Umgebung, Ermunterung, Beispiel, ja sogar das oft am meisten anregende Verbot gethan? Wer in einem Helden den wirklichen, nicht affectirten, heroischen Muth und wiederum den Ehrgeiz, die voraussehende Vorsicht und das glükliche Geschik, welchem mancher brave Held mehr als sich selbst vertraute, gehörig abgesondert? Dies Alles müſste von jedem uns gegebenen Charakter und grade am meisten

von dem ausserordentlichen, dem dunkelsten abgerechnet werden, ehe man seinen bestimmtesten, tiefsten Charakterzug träfe. Wie viel gehört nicht dazu, ehe man behaupten kann, es sey Jemand stolz und er scheine es nicht blos! Wie schnell glaubt man nicht an ächte Talente, wie oft bethört der Schein! Wie viel Scheingröfse löfst erst der Tod auf! Wohl sollte es also eigentlich zunächst nur Organe geben für das, was durch Reflexion und Kunst, wie durch die tausendfachen Umstände entweder gar nicht, oder (da dies unbestimmt seyn möchte) doch nicht so leicht erreicht werden kann.

Wofür aber nimmt Gall Organe an? Organe, die er selbst mit den Anlagen vergleicht. Für das Angelegte, und zwar für das ursprünglich Angelegte, sollte man glauben. Also nicht für das abgeleitete Besondere, das Individuelle, d. i. in einer ganz besonderen Anwendung. Wofür sehr ausgedrükte Organe? Natürlich für sehr entwickelte und ausgebildete Anlagen des Geistes oder Gemüths. Allein woran erkennen wir zuerst die lezten? Aus den Organen? Dies wäre theils zu rasch geschlossen von dem Aeussern auf das Innere, theils ein Cirkel. Wo bleibt das Charakteristische, mithin die Zergliederung der Fertigkeiten, um berechtigt zu seyn, ein besonderes Organ auch nur zu vermuthen, geschweige zu suchen und sogar wirklich und sicher zu finden?

Gall sagt: nicht für blosse Modificationen, — also für Grundthätigkeiten sind Or-

gane anzunehmen. Doch sind sie dies? Nicht für Affecten, sagt er, und dennoch nimmt er ein solches für den Muth an. Nicht für abstracte Begriffe. Wohl! nicht für die Kräfte in der gewöhnlichen Schulpsychologie; z. B. nicht für das Bewufstseyn, weil dies das Resultat des Zusammenwirkens mancher Kräfte sey. Allein ist nicht auch der Wiz eben sowohl ein Abstractum von mehreren besondern Kraftthätigkeiten? — Für selbstständige und unabhängige Kräfte. Was sind aber die Kennzeichen derselben? Kennzeichen, um den Schein nicht mit der Wirklichkeit, um eine blos entfernte Aehnlichkeit der Thiere und der Menschen nicht zu verwechseln, mit einem nur höheren Grade derselben, sondern mit wirklich realer und specifischer, wesentlicher Verschiedenheit? Woran sollen wir eine solche Verschiedenheit erkennen? Aus den Producten, (aus den äussern Thaten z. B. bei dem Morde, der nicht aus Einer Quelle hervorgeht) oder aus der Productivität (der ursprünglich leichteren) oder aus dem blossen Grade der ausserordentlichen Fertigkeit, der Gewohnheit, oder endlich aus allem diesen zugleich? Nichts von diesen reicht aus.

Gall empfiehlt sich am meisten durch die Vergleichung mit Thieren und doch ist diese Vergleichung, wie unter zwei Menschen von vorzüglichen Talenten, nicht gnügend. — Selbst bei der richtigen Affassung der Organe blieb ihm die Frage noch übrig, wie das Charakteristische zu finden sey. So frug er nicht und liefs es dahin gestellt, ob es aus nicht zufälligen, nothwendigen Merkmalen geschehen müsse.

Noch früher hätte er die propädeutische Frage erwägen sollen: Wenn darf ich überhaupt Kraft, wenn eine besondere Kraft für etwas Besonderes? wenn ein Talent, eine hervorstechende Kraft annehmen? Gesezt auch, die höhern geistigen Kräfte wären in gewisser Hinsicht noch Sinne, können sie mit den äusseren unmittelbar verglichen werden, oder haben sie ihre Verschiedenhenheit nur durch Grade? Wie chaotisch sind dann die niederen und oberen, die hinteren und vorderen Organe gewählt?

Mich dünkt, wenn Organe anzunehmen wären, so können sie nur angenommen werden a) für wirklich specifische und wesentliche Verschiedenheiten, mithin für ursprüngliche Richtungen der Anlage, die so verschieden, als Hören und Sehen, zu unserem Bewufstseyn gelangen (so Wiz und Scharfsinn, aber nicht Schlauheit); b) für sich eben darum selbst ausschliessende und wirklich heterogene Thätigkeiten (dann aber hätte Gall auch nicht so heterogenen Erscheinungen Ein Organ anweisen sollen wie dem Höhesinne und Hochmuthe, da sich weit eher der Schwindel vor physischen Höhen mit dem Schwindel des Andere verachtenden Stolzes hätte vergleichen lassen); c) für Fähigkeiten und Triebe, ein auffassendes Organ, also für die Objecte der Sinnenwelt. Mithin aber nicht für das Uebersinnliche und Ueberschwengliche, da sonst neben dem religiösen Gefühle der Theosophie auch für Schaam ein Organ erfordert würde; d) für das Natürliche, was nicht durch Kunst in den Menschen gekommen ist, noch durch diese verdrängt werden kann.

2) Warum aber auch dafür besondere Organe und nicht blos entsprechende organische Veranstaltungen? Wiefern sind diese erkennbar? Durch blosse Vergleichung sicher unterscheidbar? Jedes zurük zu verfolgen ins Gehirn? Ist irgend Eins anatomisch begränzt? — Wohl konnten die Anthropologen bisher zugeben, dafs allen specifisch verschiedenen Geistesthätigkeiten auch specifisch verschiedene Veränderungen im Gehirne entsprächen. Aber sind diese Veränderungen, und vollends nur andre Bestimmungen derselben, grade in ein specifisch verschiedenes Organ zu sezzen? Und wenn der Geist und das Gemüth es ist, welche in den Organen thätig sind, und in ihrer Richtung auf bestimmte Objecte, ist eben dieser Geist und diese Thätigkeit der Organe wohl anders erkennbar als von innen, durch das Innewerden, durch die Selbstthätigkeit? Gesezt, dies wäre uns deutlicher bewiesen, sind solche Organe wahrnehmbar dem sinnlichen Blicke? Und gesezt, man könnte dies, gehen auch eben so viel deutlich unterschiedene und unterscheidbare besondere Nerven in die am Schädel wahrnehmbaren Seiten der Organe über? Ist der Analogie der übrigen Natur, auf die sich Gall oft beruft, eine sorgfältige Beobachtung vorausgegangen?

3) Angenommen, auch dies würde noch überzeugender von dem unermüdeten Gall künftig dargethan, — welches ist nun weiter diejenige Entwiklung des Organs, welche hinreichend ist zur vollen Aeusserung der Seelenthätigkeit, so wie zu ihrer anschaulichsten Anerkennung? Ist

eine wirkliche starke Ausbildung eines Seelen - Organs für sich allein vollkommen hinreichend, um nicht blos eine gleich starke geistige Empfänglichkeit und Lust, sondern auch die entsprechende Fertigkeit zu erzeugen? Ohne hinreichende Entwiklung des Organs soll keine Kraftäusserung möglich seyn, und doch war sie es in einzelnen Fällen wirklich, so wie umgekehrt das stark ausgebildete Organ eine stark ausgebildete Fertigkeit vermuthen liefs, wovon doch Mancher in seinem eignen Selbstbewufstseyn nicht ahndete. Sollen wir blos zu Gunsten dieser Hypothese annehmen, dafs Mancher selbst nicht ahndete, was in ihm sey, so hätte freilich nach Gall's verständiger Ansicht jeder Mensch alle Organe, mithin etwas von allen möglichen menschlichen Eigenschaften. Dennoch wäre mit diesem Auskunftsmittel wenig gewonnen. Denn woher dieser gestörte Parallelismus, dieses Zurükbleiben der Fertigkeit hinter dem Organ? Oder sollen wir annehmen, dafs die Thätigkeit einer geistigen Thätigkeit bei einer geringen Ausbildung des Organs nicht die ächte sey? Wohl wäre, am liebsten, von Gall selbst eine strengere Aufmerksamkeit auf die Grade und die Ursachen des Nichttreffens zu wünschen. Eilt der Körper in diesem höchstem Theile des Menschen dem Geiste voran, so theilt dieser Theil das Loos des gesammten übrigen Körpers und jener sonst so wichtige Parallelismus läfst sich nirgends sicher als vorhanden ahnden, wenn nicht andre Kriterien die blosse leere, wenn auch höchste Möglichkeit von der so nahen Wirklichkeit dieses Parallelismus belehrender trennen können. Offenbar reicht das physiologische Seyn und Leben des Or-

gans nicht hin; es enthält nur Möglichkeit für Aufregung, mithin auch nicht unvermeidliche Prädetermination. Uebrigens läſst sich das Hinreichende der Entwiklung doch nur relativ, in Hinsicht auf andre Organe, bestimmen.

4) Doch über eben diese Entwiklung könnte vielleicht die Ordnung der Entwiklung einigen Aufschluſs geben. Wohl fühlte Gall dies Bedürfniſs, und sehr treffend bemerkte er die Ungleichzeitigkeit der Entwiklung dieser Organe. Allein eben hier ist noch Viel zu thun, und grade hier könnten sich wenigstens noch zureichende Gründe für das Hinreichende der Entwiklung finden lassen. Die Ungleichzeitigkeit in der Entwiklung besonderer Fertigkeiten läſst sich bald bemerken, aber die Hauptsache ist die Succession selbst zu bestimmen, und zwar die nothwendige von der zufälligen zu unterscheiden, sowohl in der Zunahme als in der Abnahme. Nur einzeln hat dies Gall bemerkt, z. B. von der Erziehungsfähigkeit als Elementarfertigkeit. Allein grade hier hätte er eine Lücke der gewöhnlichen Psychologie bemerken und ausfüllen können. Zwar trennte sie seit Kant in Aufstufungen, Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft; allein dies sind doch nur die allgemeinen Schemata des herrschenden Charakters in der geistigen Bildungsgeschichte der menschlichen Individuen. Die Frage bleibt noch immer: welche allgemeine Ordnung des Besondern gibt es in dieser Entwiklung, und welche besondere Verhältnisse im Einzelnen? Welche in der ganzen thierischen Welt zuerst und nicht blos in Einzelnen? Wie wenig ist noch über diese Thierseelenkunde im

Klaren, da wir wohl einzelne Hausthiere beobachteten, doch nicht in der successiven Entwiklung dieser Seeleneigenschaft, noch weniger in der gehörigen Bestimmung ihrer Haupteigenschaften (z. B. die List des Fuchses). Selbst in der menschlichen Seelenkunde ist in der Succession blos der allgemeine Gang, bei weitem aber nicht der besondere gehörig entwickelt. Hier ist nemlich nicht die Frage: welche besondere geistige Fertigkeiten vertragen sich blos zufällig, können neben einander bestehen oder sich wirksam äussern, sondern vielmehr, welche sezzen einander nothwendig voraus? Unter welchen nothwendigen innern Bedingungen wird z. B. erst ein Gedächtniſs für Töne, dann ein Gedächtniſs für Gestalten, oder diese oder jene besondere Art und Modification des Selbsterhaltungstriebes erscheinen? Und was verliert sich wiederum nothwendig, was zufällig, z. B. wiefern das Gedächtniſs nothwendig in jedem Greise, und wiefern nothwendig das Wortgedächtniſs in dem Greise, welcher grade in Wort- und Sprachuntersuchungen am meisten lebte, am öftersten reproducirte? Eben so wie es noch nöthig war ein Gesez aufzusuchen, nach welchem gewisse Organe sich beisammen finden oder nicht, und wiederum, wie sie durch Unterdrückung oder Unterstüzzung auf einander wirken; eben so ist die Untersuchung über die Succession noch aus einem andern Grunde wichtig. Gesezt, der Schädel wäre mit dem Mannes-Alter ausgebildet, wie, wenn die Organe längst den Cyclus ihrer Ausbildung vollendet hätten, wenn die Nerven rigider werden — muſs dann nothwendig auch der Geist völlig

parallel erstarren oder minder thätig wirken, der Geist, der grade im Mannesalter in höherer Reife zu wuchern anfängt?

Gesezt ferner, die Haut des Gehirns entfalte sich mit dem Alter immer weiter aus einander, geschieht dies auch im höhern Alter? (Durch eigne Entwiklungsgesezze, wie durch Zufälle können Organe erhöht und erschlaft, gereizt und abgestumpft werden. Wie veränderlich!) Mit dem Alter schwindet das Hirn und die Organe werden fester, deren Wachsthum vorher parallel ging mit der Erklärung der intellectuellen Eigenschaften.

So lange es aber über diese Succession im Besonderen keine nähere Untersuchung gibt, so lange bleibt auch die Entscheidung über besondere Organe für diese Thätigkeiten im Ungewissen, da, wie vorhin bemerkt wurde, alle Bestimmung der Entwiklung nur relativ möglich ist.

5) Gall vervielfältigt die Organe ohne Noth, und häuft namentlich zu Viel an Einen Ort. Wohl bemerkte er selbst, Manche nehme er zu viel, Manche zu wenig an und entgegnet, jedoch ohne gänzliche Beseitigung des Vorwurfs: daſs die Natur sich allenthalben zur Erreichung besonderer Zwecke auch besonderer Mittel bediene. Dies kann mit Einschränkung zugegeben werden, nemlich mit dieser: daſs die Zwecke wirklich besondere und in Rüksicht auf Andre wirklich heterogene waren. Die Natur konnte Organe gespart haben für mehrere Thätigkeiten, nemlich für solche, die näher verwandt und die nur abgeleitet sind. Und sie hat es wirklich gethan. So gab sie dem Krebse nur ein

Organ für Gehör und Gesicht. Wir tadeln Gall nicht wegen mehrerer Organe, oder darüber, daſs er mehr als Ein Seelenorgan angenommen. Diese, platonische, Hypothese könnte ja wohl mit der seinen bestehen, indem das Eine in mehrere Einzelne vertheilt heissen könnte. Allein was berechtigt ihn überhaupt, die intellectuellen Eigenschaften des Wizzes, des Scharfsinns, der Theosophie etc., welche alle über den äussern Sinn erhaben sind, ganz wie Sinne und wie äussere objective Sinne, als Abgesonderte zu behandeln? Was berechtigt ihn mehr Sinne als die gewöhnlichen fünf Sinne, die noch immer ihren sichern Grund haben, anzunehmen? Eine vorhergeschikte Analyse? Eine durch diese gefundene Objectivität dieser Thätigkeiten gleich der der Sensation? Wie, wenn (was ich hier nur andeuten kann) jedem von jenen wenigen Sinnen besondere, verwandte Geistesthätigkeiten entsprächen? Wie, wenn schon in einem feinen Geruchssinne der höhere schnelle Spursinn des Wizzes prädisponirt wäre, wie man denn bekanntlich längst beobachtet haben wollte, daſs wizzige Menschen ursprünglich einen feinen Geruch haben? Wie, wenn sich aus dem Gehörsinne und Gesichtssinne, dort Schallsinn, hier Leichtsinn, dort Tonsinn (den Gall überhaupt ohne Recht sondert und nicht als Steigerung des Gehörsinnes annimmt), hier Farbensinn, dort Sinn für Musik, hier Sinn für Mahlerei, von innen aus entwickelte? Wie, wenn, mit einem Worte, der Geist aus den einfachsten ersten Sinnesfunctionen die verschiedenen höhern Arten des Sinnes selbstthätig herausschiede? Hier finden wir wenigstens Verwandtschaft, Ursache und Wir-

Wirkung, stufenweise Steigerung, Combination und bestimmte Relation.

6) Gall hätte ferner nicht ohne gehörige Berüksichtigung der Ausnahmen, d. i. der besonderen Bedingungen und Beziehungen verfahren sollen. Es gab viele berühmte Philologen, allein darum auch alle mit dem Organe des Wortsinns? Gall konnte bei seiner Ehrlichkeit dennoch ohne sein Wissen von einem physiognomischen Blicke seines fixirenden Auges, wie von mancher Umgebung unwillkührlich bestimmt werden. Darum mangelt

7) die Darstellung der Befugniſs, den gefundenen Parallelismus anzuwenden auf ähnliche (noch nicht ganz beobachtete) Fälle und auf nicht ganz gekannte Individuen; die Darstellung der unbedingten Nothwendigkeit dieses ausschlieſsenden und ersten Erklärungsgrundes oder Vergleichungsgrundes der Verschiedenheiten, welche in den Fertigkeiten eines sehr zusammengesezten Organismus liegen. Warum sollen die Mittel grade verschiedene Organe und nicht blos verschiedene Thätigkeiten im Organismus seyn? Gall's Erklärungsgrund ist ein blos mechanischer, ohne daſs er frägt, ob es keinen näheren für das Geistige gebe. Ort- und Sachsinn läſst sich aus anderem Grunde befriedigender erklären, (man vergl. Psychologie a. g. O.); eben so die fixe Idee in Einem Puncte aus halbgehemmter Besonnenheit, der Scharfsinn in der höhern Wissenschaft bei viel Ungelenkigkeit, ja Unsinnigkeit in Dingen des gemeinen Lebens.

Bekanntlich beweisen auch stark ausgebildete Organe, nach Gall's eignem Geständnisse, nicht immer ausgebildete Triebe, ja wirkliche Triebe nicht immer die Aufregung, geschweige eine bestimmte objective Richtung, da erst entsprechende Anregungen sich mit andern innern Kräften verbinden müssen. Wie kann aber die Abwesenheit der Ausbildung eines Organs ein Zeichen seyn für das Daseyn der entgegengesezten positiven Eigenschaft? Mufs z. B. bei Kindesmörderinnen Kindesliebe fehlen und ist nicht oft schwärmerische Liebe zu seligerem Seyn vorhanden? Mufs derjenige, welcher nicht hochmüthig ist, demüthig, der Nichtfreigebige geizig seyn?

Ueberhaupt fehlt es offenbar an einer nähern Einrechnung der mitwirkenden, sowohl äussern als innern, Bestimmungsgründen des Geistes — an einer allgemeinen Abmessung ihres Einflusses wie ihrer innern Hemmung durch den Geist, von fremder Nothwendigkeit und fremder Willkühr. Dafs z. B. eine Neigung früh sich stark regt, das soll im Organe liegen, warum nicht in den Umständen? Warum wird sie mit veränderter Lage, bei Entfernung von einem Orte und dergl. schwächer? Was thut z. B. schon am Körper diese verschiedene Lage? Gall sagt: Erziehung wirkt höchstens für den Nationalcharakter, also auf die Massen allein; Erziehung macht aus manchen Menschen gar nichts, und es gedeiht dagegen Mancher bei einer schlechten, ja wohl gar bei keiner Erziehung. Das Gedeihen einmal zugegeben, so ist keine Erziehung allerdings besser als eine schlechte, — und

was heifst eine schlechte? eine verzärtelnde, die Selbstthätigkeit unterdrückende? beweist nicht eine strenge Erziehung, die Manches untersagte, was an sich sehr zwekmässig war, den Reiz des Verbotenen und die Gegenmacht, die in der freien Natur des Menschen liegt? Dafs aber auch oft die sogenannte beste Erziehung nichts aus dem Menschen macht, beweist nur, dafs der Mensch das Meiste aus sich selbst machen mufs, und dafs jede Erziehung in Bund treten mufs, nicht etwa mit den Trieben, sondern mit der Freiheit jedes Zöglings.

Gall hatte ferner nicht Grund, dem Thiere Instinct abzusprechen und es blos für einen Schulbegrif zu erklären. Die gebietende blinde Nothwendigkeit ist ein Reales, mit welcher diese beharrliche Spannung des Bestrebens, wodurch das Thier die Sicherheit erhält, und mit der es zu einem Gegenstand hingedrungen wird und ihn wirklich trift. Sind wohl seine organischen Anlagen etwas Andres als eben so viel besondere Instincte, die sich nur unter einander momentan beschränken und aufhalten? Ist nicht noch im Menschen mehreres Instinctartiges? In seinen Trieben, in Hunger und Durst, im Schlaf, in der unwillkührlichen Bewegung, in den Einfällen der Laune, ja selbst noch in der höchsten Genialität? Wie, wenn selbst Gall manches durch einen glüklichen Instinct getroffen hätte, was etwa noch eine nachherige Zergliederung bestätigt hat, wie überhaupt der gesunde Verstand treffend urtheilen kann, ohne Zergliederung? Man darf nicht darum allein, weil so kleine Umstände, wie die Erziehung, d. i. doch

die lebendigste Selbsterregung fast nichts wirken, sogleich auf ursprüngliche Anlage zurükschliessen; nicht darum, allein weil wir dem allmäligen Werden einer Eigenschaft nicht nachgehen, weil wir die zusammenwirkenden Potenzen nicht berechnen können, diese Eigenschaft angeboren nennen. Und wenn die meisten von Galls Begriffen zu weit waren, warum liefs er den Begrif der Anlage gänzlich ohne Bestimmung? Die ursprünglich beharrliche Urbestimmung des Individuums einer Gattung, die keinen andern Trieb als Bedingung voraussezt, durch den sie erst möglich würde. Sind alle seine Anlagen so ursprünglich? Liegt in ihnen ein nothwendiger Bestimmungsgrund, Alles zu werden, liegt es also in der blossen Natur oder auch im höhern Willen? Zwar spricht Gall von diesem; da jedoch dieser schon der Freiheit unterliegt, so dürfte er, der nur engempirischer Beobachter seyn wollte, von diesem eben so wenig als von der Vernunft sprechen. Dafs die Natur noch immer mehr wirkt als Ideen, kann man ihm zugeben, allein man rechnet zu jener gewöhnlichen auch sogleich die sogenannte zweite Natur mit, die selbst erst unter dem Einflusse von Ideen entstanden ist.

Noch müssen wir eines Beweisgrundes für Galls Lehre erwähnen, oder vielmehr eines Glaubensgrundes, der grade in der Menge und bei dem grossen Haufen der Nichtprüfenden ohnfehlbar am meisten für sie wirkt. „Weg mit den Subtilitäten, wird der Laye sagen, Gall hat es hundertmal durch die That gezeigt, wie er die Ei-

genschaften trift; Gall hat es, wenn nicht im Begriffe, doch im Griffe gehabt! Hat es gezeigt an psychischen, an moralischen Kranken, an Verbrechern und an Wahnsinnigen, an Genie's und blödsinnigen Wasserköpfen." Diese Rede führt zu Mehrerem.

Waren die vorigen Zweifel an der Grundlage der Lehre, d. i. an einer reinen, allseitigen und bedingten Erfahrung und an der Bedachtsamkeit der Schlüsse darum nur irgend gegründet, so kann die Organoskopie eben so wenig festen Grund haben, sofern sie nemlich wirklich das Resultat der Organologie — nach Gall's eignem Willen — seyn soll, und so fern sie nicht etwa das Resultat ganz andrer Thätigkeiten und Fertigkeiten ist. Nie kann die That der Natur widersprechen. Er kann, nach seinem eignen Geständnisse, durch die Organologie blosse Möglichkeit aussagen, nicht Nothwendigkeit. Wäre jedoch die Organologie wirklich begründet, so dürfte ja nur Uebung dazu gehören, um die Organoskopie zu sichern.

Der bescheidene Gall selbst hält die Beurtheilung der Köpfe für sehr schwer, wie jede Anwendung, da hier so Viel mit einzunehmen ist; er hafst das charlatanartige Schädelgreifen; sagt, dafs er kaum drei auf seinen Reisen gefunden, die ihm hier näher gekommen. Das dürfte aber nicht seyn, wenn er selbst seiner Organologie ganz gewifs wäre. Doch er ist sich nicht nur über alle Organe nicht gleich gewifs, sondern noch über Mehreres. Manche Organe hält er insbesondere für schwer aufzufinden (das der Freundschaft) und wird dadurch

unzuverlässig. Bei manchen Organen hinwieder ist er seiner selbst noch nicht gewiſs, wie bei dem Kunstsinne. Ist nun selbst dem vertrautesten Localkenner der einzelnen Organe im Allgemeinen das wirkliche Anerkennen derselben an einzelnen Organen schwer, so dürfen wir daraus auch dies wieder schliessen: daſs es eine sehr täuschende Kunst werden kann; daſs wir ja nicht eilen dürfen, sie auf Verbrecher, wie auf Kinder anzuwenden; daſs sich aber auch diejenigen, welche die Organe noch nicht leicht zu finden wissen, mit Galls eignem Beispiele trösten könnten; daſs wir aber auch gegen diejenigen mistrauisch seyn müssen, welche schnell Organe absehen wollen. Und wo nun Gall ein Organ leicht aufzufinden glaubt, da glaubt er es doch nur verhältniſsmässig leicht aufzufinden, nemlich das Habituelle lasse sich eher entdecken als das Unausgebildete. Ist aber dies der Fall, so würde man gradehin an Kindern am wenigsten bemerken können und dennoch fühlt Gall selbst, daſs die Beobachtungen der Kinder noch am wenigsten täuschen können. So finden wir auch hier Schwierigkeiten.

Die Erfahrung selbst stimmte noch oft nicht damit zusammen. Schon oben machte ich darauf aufmerksam, daſs der Parallelismus einer Fertigkeit und einer starken Organerhöhung kein beständiger sey. Beispiele dieser Art findet man gegen Gall in der Schrift angeführt: Beleuchtung der Gallschen Gehirn- und Schädellehre von einem von aller Partheilichkeit freien Beobachter, Berl. 1805.; obgleich diese Schrift

im Ganzen mehr für Aerzte bestimmt und nicht unbefangen ist.

Doch vielleicht lag es noch an den Beobachtern, vielleicht an ihrem Mangel an Uebung, vielleicht an der vernachlässigten Rüksicht auf die Beschränkung und Zurückhaltung des einen Organs durch das Andre. Neue Bedenken zeigen sich dabei über die Organoskopie. Gall selbst, der geübteste und vergleichende Beobachter traf es nicht überall und ich selbst war Zeuge davon, dafs er sich zuweilen darüber still verwunderte. In einer hiesigen Bildungsanstalt traf er namentlich auf zwei Kinder, mit deren Fähigkeiten in Einem Puncte ein übrigens gut beobachtender Lehrer sehr zufrieden war, Fähigkeiten ganz anderer Art an den Organen und grade für jene keine ausgebildeten Organe.

Hätte endlich Gall überall getroffen und kein enthusiastischer Anstauner hätte sich getäuscht, walteten hier keine Täuschungen ob, konnte er mit verbundenen Augen im Finstern durch blosse Kopfbetastung treffen, so sagte doch Gall und konnte nichts Anderes aussagen, als Möglichkeiten, höchstens Wahrscheinlichkeiten und so weit konnte ihn, der so viele Menschen sah, ihn den praktischen Arzt, der grade um und in das Auge sah, auch wohl — seiner unbewufst, wie ja uns Alle oft — ein physiognomischer Tact führen, so wenig er auch auf diesen hielt und ein Totalblik auf die Verhältnisse des Schädels selbst ohne das Spiel der Organe.

Diese Prüfung geht auf das Ganze, auf die leitenden Grundprincipien, weil darauf alles Ein-

zelne und alle Anwendung auf das Besondere beruht. Desto mehr haben wir uns den Weg verkürzt, um noch an dem Beispiele einiger einzelnen Organsinne jene zu bestätigen oder zu veranschaulichen. Hier wird es sich namentlich zeigen, wiefern die Schlüsse in der Organenlehre wirklich die Frucht einer freien besonnenen Abstraction des genau zergliedernden Scharfsinns waren oder mehr eine willkührliche Combination der Phantasie und des Wizzes.

Auch hier reicht offenbar der blofse Naturhistoriker, der blofse Anatom und Physiolog nicht hin. Es ist ja nicht um eine äussere Topographie allein, sondern zugleich um eine innere Semiotik selbstständiger geistiger Fertigkeiten zu thun.

Nun gibt Gall selbst nicht viel auf die Namen seiner neuen Sinne. Er findet die Ausdrücke nicht immer anpassend genug an das Vielerlei, was er bei einer Erhöhung gefunden, mithin nicht umfassend genug für den gesammten Wirkungskreis. Er suchte nemlich immer Ausdrücke, die jedesmal auf Thiere und Menschen zugleich passen, und in dem Menschen wieder auf die grofse Mannichfalkeit der ungeschiedenen Thatsachen, die er fand. So z. B. schwankte er im Ausdrucke zwischen Sachsinn, Erziehungsfähigkeit, Bezähmungsfähigkeit. Allein Sachsinn ist doch nicht etwa bezähmbarer, erziehbarer, perfectibler als der Zeichensinn? Hier, wir erwarten es getrost, hier wird Gall der Philosophie, wo nicht durch Wort,

doch durch die That künftig immer mehr huldigen müssen.

Namen an sich wären freilich gleichgültig, doch sind sie keinem Bestimmtheit liebenden Denker blofse Namen. Sie sind hier das zusammenfassende Resultat der Abstraction von den besondern Eigenschaften, die er deutlich zergliedert und durch geistige Merkmale bestimmt hatte. Hatte er diese nicht deutlich zergliedert, so mufste er allerdings auch in den Namen schwanken. Oft bleibt einem in der That nur zu schliefsen übrig, was er unter diesem und jenem Namen sich dachte, da er eine präcise Bestimmung nicht selten für überflüssig hielt.

Kindesliebe. Was ist sie nach Gall? Sie, von der er sogleich sagt, dafs man sie nicht aus Principien der Moral ableiten könne. Wer wird dies aber thun, wo sie als etwas blos Natürliches betrachtet wird? Daraus schliefst er nun, sie müsse in der Natur, nicht etwa der zartern Thiere und Menschen, namentlich des zartern Geschlechts der Frauen und Mütter, liegen, sondern in der Natur eines örtlichen Organs? Warum nur darin? Warum nicht auch, nicht vorzüglich in der Seele, in dem Herzen, welches allein Liebe athmet? in einer Sympathie mit dem Zarten, mit dem Verwandten, mit dem uns Angehörigen? Ist dieser Sinn für Kinder nichts als Sinn, so ist er freilich wie das Ohr und Auge ohne Seele, aber Gall selbst nennt ihn Liebe. Sagte er doch, der Kukkuk hat keine Kindesliebe, aber starken Geschlechtstrieb. Darin schon liegt eine andere, eine tiefere Andeutung, die bekannte, dafs die Liebe im wah-

ren Sinne des Worts ganz etwas anders ist als der körperliche, körperlich bedingte, Trieb.

Und mufs nun wohl ein Kind gemordet werden, weil dieses Organ fehlt? Mufs eben darum eine moralisch gebildete Mutter, die Gall anführte, ihre Kinder nicht um sich dulden können? Kann sie dieselben nicht dennoch lieben, oder mufs sie sie wohl gar hassen? hat irgend eine Kindesmörderin wirklich ihr Kind gehafst?

Freundschaft, sagt Gall, ist ebenfalls nichts Moralisches, sondern blos etwas Physisches; wie es sich an dem treuen Pudel, an Verbrechern zeigt, die eher starben, als sich verriethen? Merkwürdig ist's, dafs auch von dem Meister geglaubt wird, dies Organ sey schwer zu finden, ja dafs er es für nicht ganz zuverlässig hielt. Hier sprach seine Menschheit aus ihm, die offenbar besser ist als sein System. Eine so freie, so reinmenschliche Vereinigung der Gesinnungen und des moralischen Lebens, wie die Freundschaft, ist nicht blos physische Anhänglichkeit eines Thieres, nicht ehrsüchtige Hartnäckigkeit, die den Mitgenossen nicht verräth, blos darum, weil auch ein Verbrecher aus einem falschen Ehrpuncte vor seinen Gesellen nicht gern feig oder wortbrüchig gescholten werden will, oder noch Hofnung hat, von ihnen erettet zu werden.

Raufsinn ist Galls Beispielen nach offenbar nichts Andres als ein blosser Sinn für lebhaftere Aeusserung der Muskelkraft, des Strebens sich stark zu bewegen und zu ringen. War es wohl Gall's Ernst, wenn er daraus, aus diesem Theile des

Körpers, aus dieser Lust zu ringen, einen Zweifel an dem einstigen ewigen Frieden ziehen wollte? Dann würde die Lust der Britten an Boxern in der That auf ihren kriegerischen Sinn schliefsen lassen.

Mordsinn, heifst der Name nicht allein für einen bemerkten Trieb zu würgen, sondern zuweilen auch zugleich zu martern, und zwar nicht blos andere lebendige Geschöpfe, sondern, und zwar grade vorzüglich im Menschen, auch seines Gleichen. Dies Lezte, das Morden seines Gleichen, nennt Gall selbst eine irrige Anwendung, einen Mifsbrauch dieses Sinnes, folglich nicht eine natürliche, sondern unnatürliche Stimmung, eine Verstimmung desselben. Es könnte also wohl auch aus etwas Anderm als aus einem besondern Organ erklärt werden, es könnte zunächst nichts mehr als der Instinct des Hungers, der Efslust, ja Efsgier, seyn, welcher im Wiesel und Marder mit natürlicher Antipathie gegen gewisse Thiere, von denen es sich einmal nährt, verbunden ist, ein Hunger, der zugleich allein den ersten Thiertödter zur Jagd hintrieb. Nun wird aber Niemand das blosse Tödten der Thiere — im Ernste einen Mord, der nur auf Menschen, und zwar auf eine unerlaubte Art hingeht, ja kaum einen Todtschlag und nur etwa Schlachten benennen. Wie kann das, was im Thiere blos die naturgemässe Art seiner Selbsterhaltung ist, Mordsinn genannt werden? Müssen nun aber wohl dieselben Menschen, welche geniefsbare Thiere gern schlachten, auch eben dieselben selbst gern essen? Dies müssen sie, da Gall diesen Trieb vorzüglich den fleischfressenden

Thieren einräumt. Dieselben Weiber, welche ein Thier schnell und leicht abschlachten lernten, oft sogar gern abschlachten, können oft keine Kazze, ja keine Fliege tödten. Und tödten etwa die Fleischer, welche er zugleich anführt, gern andre Thiere als solche, von denen sie einmal Nuzzen haben; würden sie wohl ihre Hunde, ihre Pferde gern tödten? Doch gesezt, das Schlachten allein schon stumpfte das Gefühl so ab, daſs es bis zur Mordlust überginge, so ist es denn eben erst diese Fühllosigkeit, welche in unbewachter Stunde keiner andern Leidenschaft grade diese Richtung gibt, die ja doch immer schon eine Fertigkeit und Gewohnheit im Schlachten voraussezt. Warum mordet nun aber wohl ausser dem hungrigen Tiger und Wolf, fast nur der Mensch seines Gleichen? Doch nicht aus Naturtrieb? nicht als das gröſste Raubthier? War es nicht der Hunger, wie bekanntlich in menschenfressenden Volksstämmen, war es nicht die wilde Rachsucht in dem Rohsinne, so verleitete dazu oft ein irregeleitetes Ehrgefühl. So die Geschlechtsehre zum mütterlichen Kindesmord, so die Kriegsehre ursprünglich und zum Theil noch jezt zum Duell auf Tod und Leben. Ja selbst ein schwärmerisch religiöses Gefühl verleitete noch neulich einen Rüsau zum kalten Mord seiner Gattin und seiner einzelnen Kinder. Gelang es doch nicht einmal, eine ursprüngliche, Grausamkeit den Menschen deshalb zuzuschreiben, weil schon das Kind gern Thiere tödtete. Längst weiſs man auch für diese Erscheinung den tiefern und treffendern psychologischen Grund, zwar nicht ein Ehrgefühl, aber

doch ein starkes Selbstgefühl der Uebermacht über ein wehrloses Lebendiges, ohne irgend eine Ahndung von Quaal in dessen krümmenden Bewegungen, z. B. des Schmetterlings, bei denen der Knabe nur der seltsamen Windungen wegen verweilt.

Schlauheit. Wie Viel wäre hier wieder abzusondern! Das Heterogenste ist da zusammengebracht. Ausschliefsen müssen wir davon sogleich, was am wenigsten so heifsen kann, das Aesthetische wie das Moralische. Also nicht kann so heissen die künstlerische Erfindungsgabe des Schauspieldichters, vollends des Schauspielers, Intriguen zu spinnen, wie Gall sagte, als wenn dies überhaupt einem solchen Dichter seinen dichterischen Gehalt gäbe. Noch weniger der berechnende Eigennuz des feilen, verkäuflichen und zuverlässigen Partheigängers, der mit seiner Charakterlosigkeit oft die gröfste Unklugheit verbinden kann. Schlauheit geht auf das Verborgene und sucht durch unbemerkte Wege oder geheime Mittel einen Zwek zu erreichen, von dem man ahndet, ja fürchtet, dafs er gehindert werde, mit Gewandheit in der Ausführung dieser Mittel. Bekanntlich haben diese Anschläge machenden Verschlagenen gewöhnlich keinen wahren Unternehmungsgeist, wozu Muth gehört; vielmehr ist der listige Fuchs feige, den eben nur seine Schwäche und seine Furcht vor andern Raubthieren schlau machen, und der bei einem feinern Geruchsinstinct dem Jäger schwerer zu erreichen ist. Aber ist denn wohl Schlauheit eine selbstständige Eigenschaft oder ist es der Wiz des Feigen, der Scharfsinn des Schwachen?

Diebssinn. Jeder gesunde Menschenverstand erkennt das Diebische des Stehlsüchtigen für etwas Unnatürliches. Sollte nun wohl der Mensch von der Natur ein Organ zur Unnatur haben oder vielmehr ein stehlendes Thier werden? Unmöglich! Wenn es hoch käme, könnte er nur ein Organ zur Möglichkeit und Unmöglichkeit in gleichem Grade haben. Aber daraus, dafs jeder Mensch unter gewissen Bedingungen stehlen könnte, darf doch Gall nicht alle zu Dieben machen. Natürlich ist blos der Trieb nach Aneignung, der Erwerbssinn. Das grofse Thier macht sich seinen Stand, wie schon die Nachtigall, zu eigen; die Schwalbe vollendet ihr Nest, denn sie hat es gebaut. So nimmt der Wilde das, was ihm in die Hände kommt, das Kind auch das, was ihm geschenket wird, und reifst auch wohl Vieles an sich um zu haben, noch vor einer Ahndung, also auch vor aller Achtung des Eigenthums. Und so nimmt jeder Mensch, auch nach der Kenntnifs des Eigenthums. Ursprünglich nahm der Mensch, wie das Kind, Alles, was ihm vorkam, weil er es noch als Gemeingut betrachtete und seinem Triebe nach Genufs folgte. Dieses Nehmen wird erst dann ein Stehlen, wenn das Kind denken kann: Mein und Dein, was es bekanntlich nicht sogleich kann; also wenn der Begrif des Eigenthums, d. i. des ausschliessenden rechtlichen Besizzes, über das nur der Besizzer zu verfügen vermag, entstanden ist und wenn es diesen Anspruch des Andern auf sein Recht absichtlich ignorirt und unterdrükt. Nun entsteht ein künstliches Entwenden und Entreissen durch List, ein Mausen durch Betrug, ein Rauben durch Gewalt —

und woraus ein Stehlen? Offenbar durch Schwächen des Gefühls fremder Ansprüche auf Eigenthum, — also durch den drückenden Hunger zuerst, dann durch die alles Reflectiren scheuende Faulheit, nachher durch eine alle Schaam, alles Ehrgefühl, unterdrückende Wollust, Spielsucht, Habsucht, endlich durch eine feinere Gewinnsucht, die sich fremde Rechte durch Sophistereien über erlaubte Vortheile weg zu philosophieren weiſs, wie kein Philosoph von Profession es vermögte. Sind aber alle diese Triebfedern nicht offenbar Unnatur, Schwäche, ja Krankheit, oft bis zum Wahnsinne? Vor dem kranken Raubsüchtigen sichert allerdings vorerst nur das Gefängniſs, aber wird dieses allein, wird auch Arbeit allein, ihn heilen, ihm Achtung für das fremde Eigenthum einflössen?

Unter den folgenden Organen sind Einige zugleich thierisch; bei ihnen wollen wir die Heterogenität, die überflüssige Absonderung, ihre Unbestimmtheit nicht wiederholend berühren.

Sachsinn. — Soll er ein blosses Auffassungsvermögen andeuten, so sind dazu schon die Sinne da. Soll es Beobachtertalent seyn, so ist es eine Combination des Wizzes, Scharfsinns und andre Kräfte seyn, wie Gall's Inductionsgeist. Soll es Nachahmungstrieb ausmachen, so ist es nicht die ächte Erziehungsfähigkeit.

Der Ortsinn soll eben sowohl Fähigkeit Orte zu fixiren und als Landschaftsmahler zu bezeichnen, als auch Neigung seyn, sie auf Reisen, zu wechseln, — also etwas grade Entgegengeseztes. Was hat von den Thieren, die sich von Peters-

burg oder London aus nach Wien fanden, wohl Gall selbst beobachtet oder wie glaubwürdig ist es ihm erzählt? Doch gesezt; wer ermiſst den Geruchssinn und die innere Unruhe des Hundes, die ihn forttreibt? Wie steht die Liebe zur Häuslichkeit in Verbindung?

Der Personensinn ist dem Entdecker selbst noch hypothetisch; er sollte vorzüglich weiblich seyn. —

Farbensinn und Tonsinn. — Wie, wenn sie nichts wären als die höhere Potenz, die Gall mit Urtheilskraft bezeichnet? und zwar Urtheilskraft des feinen (nicht des scharfen) Gesichts und Gehörs? Daſs er den Tonsinn unter den Menschen für den allgemeinsten hält, sollte dies auf die Sprache hindeuten? Dann fiele er aber mit dem Wortsinne zusammen. Der einzige nur menschliche ist ihm der Zahlensinn; doch mit welchem Grunde?

Den Kunstsinn beschränkt Gall selbst auf den mechanischen durch seine Beispiele. Aber auch da ist er noch zusammengesezt genug.

Das Organ der Bedachtsamkeit wagt er selbst noch nicht zu begränzen, hält daher den Namen noch nicht für ganz passend. Auf seine Beispiele würde eben sowohl die Furchtsamkeit passen, wie er es selbst Aengstlichkeit nennt. Doch fand er zulezt das Vorhersehende darin am wahrscheinlichsten, aber auch dies führte auf das Ahnden der Furcht. — Höhesinn ist ihm vielerlei: 1. Sinn für Bergsteigern, 2. für physische Gröſse

in

in Kindern; 3. für politische Höhe im Hochmüthigen. Stolz aber gründet sich auf Vorstellungen. Den Höhesinn hat der Steiger eben so wenig, als der Thalbewohner den Tiefsinn.

Grade für die reinmenschlichen Organe des Scharfsinns etc., wollte er die wenigsten Menschen glüklich organisirt gefunden haben, er bemerkte aber zugleich, dafs diese auch am schwersten zu bestimmen wären. Grade hier ist der Mangel der Analyse am fühlbarsten. So findet er Scharfsinn, wo Fertigkeit zu Bildern und Gleichnissen da ist! Die Arten des Wizzes wufste er so wenig als die Gattung zu unterscheiden. Eben so wenig bestimmte er, was in der Theosophie reiner Sinn für religiösen Glauben, was religiöse, was anderartige Schwärmerei sey.

Warum für manche Organe Fertigkeiten fehlen, sieht man nicht ein. Sie sind auch im Ganzen mehr auf den Selbsterhaltungstrieb als auf die Sympathie berechnet. Neben dem Ortsinne sollte ein Zeitsinn stehen. Für die starke Begehrlichkeit des Geizes nahm Gall nicht darum ein Organ an, weil er Diebsinn hatte, sondern weil da mangelhafte Entwiklung des Organs der Freigebigkeit sey. Dann also entstände Geiz nur, wo ursprünglich keine Freigebigkeit war?

Dafs also die Form der Lehre Gall's noch wesentlicher Aenderungen bedarf, ist ausser Zweifel, allein so viel bedarf es auch der Sichtung der Materien. Er ahndet selbst manche Schwächen, ahndet aber nicht den Umfang ihres Gewichts und sein Blik ist zu wenig auf die Verhältnisse und das Gan-

ze gerichtet. Noch hat er nicht psychologisch zureichend zergliedert, nicht logisch geordnet, nicht wissenschaftlich bestimmt. Verdienstlich bleibt es, daſs er der Bildung des Gehirns und des Schädels ein Gesez der Nothwendigkeit aufdrükt.

Es bedarf keineswegs abstracter Sätze oder vorgefaſster Meinungen, schon das tiefe Gefühl spricht dafür, daſs von Sinnen jener Art alles Uebersinnliche, alles Moralische wegfallen müsse. Dann wird Gall auch nicht wagen, von seiner Lehre uns Etwas über das Gewissen bestimmen zu wollen, das bei ihm nur ein zufälliges Zusammenstoſsen von Organen, ein Widerspruch mit den herrschenden Neigungen und der gesteigerten Schaam ist. Von Gefährlichkeit seiner Lehre würde eben so wenig die Rede seyn, als bei der Physiognomik, bei welcher man den Menschen noch schneller auffassen wollte. Es will zwar Gall in seiner Theorie die Freiheit nicht aufheben, doch er hebt sie auf, wenn er sagt, daſs er eben so wie bisher handeln müſste, wenn er wieder verjüngt würde und daſs seine Seele in dem Körper eines Dritten eben so handeln müsse, wie dieser dritte. Allerdings herrscht in der Erscheinungswelt nur Nothwendigkeit; allein der Mensch ist mehr als eine blos sinnliche Erscheinung. Könnte der Mensch nichts mehr werden, als wozu er ausgezeichnete Organe besizt, so stände es um den gröſsten Theil der Menschheit schlimm, da Gall denselben schlecht organisirt findet.

Bedarf schon der Naturforscher ein ernstes, gereinigtes, kindlich unbefangenes Gemüth, wie viel

mehr der Menschenforscher. Ihm ist das Höhere und Uebersinnliche zu heilig, um es von dem Sinnenkreise aus zu beurtheilen, oder nothwendig bestimmt zu denken. Es lebt die ewige Sonne und wirkt in der stillen Nacht wie am Tage, so der Geist der Welt und des Menschen! Er faſst das Unendliche der ganzen Kraft seines Thuns und die Energie seines Willens; — was ist dagegen der lebende Nerve? Also über unsern Scheitel geht und lebt die ewige Sonne unsrer Freiheit!

Psychologische Skizzen.

I.

Wunsch.*)

Zu den Geheimnissen des Herzens gehört auch das Ideale, hinter dem jedes menschliche Streben zurükbleiben muſs. Zwar verläſst den, auch im Realen verlornen, Menschen nicht die ideale Welt, aber sie verfolgt ihn nur mit Phantomen, d. i. halben Idealen. Leider! liegt der Menge alles Ideale, auch das Gute, blos in der Feenwelt der Wünsche, die doch nur für den ist, über welchen der Zufall herrscht. Daher das Aufschieben des (auch dem frommen Wunsche unerreichbaren) Guten. Lieber wünscht sich die Menge den Instinct des Thiers, nicht ahndend eine höhere Nothwendigkeit, die in der Idee lebt. Ja der passive Aberglaube traute den blossem Wunsche schon Wirksamkeit zu. So will der Mystiker die Gottheit anschauen, ohne sie handelnd zu erreichen.

*) Man vgl. Psychologie Ersten Theil S. 295.

Dürftig äusserlich und bedürftig innerlich tritt der Mensch auf die Erde. Die reinursprüngliche Indifferenz des Triebes ist das noch unbegränzte Streben, — im Menschen am unbestimmtesten, ja unendlich wie das Leben. Es kann der Trieb sogar auf das objectiv — aber nie subjectiv — Unmögliche hinausgehen. Sein erstes Erwachen geschieht unbewacht und um so leichter ausgleitend.

Reicher ist der Mensch an Bestrebungen als an Aeusserungen, geschweige an wirklichen Handlungen, — unter den Bestrebungen am reichsten an (sinnlichen und unsinnlichen) Wünschen (daher ist sogar der Neidische mit Gratulationen da).

Der Lust folgt das Gelüst, ein spielendes Lustgefühl, welches zum Begehren anreizt.

Wunsch ist ein spielender Trieb (also nicht ernst, nicht beschränkt), dessen Spielen man sich leicht hingibt, — eine indifferente und immanente Begehrung. Indifferent, als affect- und leidenschaftloser Trieb, zufällig regsam; immanent, daher still, nicht leicht laut und so verborgen still, dafs man sich ihn oft kaum selbst gesteht, ohne Aufregung von Kraft und That.

Verglichen 1) mit der Hofnung, hat diese mehr Wahrscheinlichkeit des bevorstehenden Gutes im Vorgefühl, mehr Selbstvertrauen, mehr Geneigtheit zum Selbsteingreifen.

2) Verglichen mit dem Sehnen, ist dieses unruhiger und unangenehmer, stärker und tiefer als das leise Wünschen.

3) Verglichen mit dem Verlangen, ist dieses ernster und bestimmter, entschiedener und fester als der Wunsch, welcher bestimmt ist nur in Hinsicht auf ein Bild des Objects, aber weder in Hinsicht seiner endlichen Form, noch seiner Möglichkeit und Art der Realisirung.

Grade des Wunsches:

1) Leise und anspruchlos, — also auch flüchtig, — theils weil er zwar ausgeführt werden könnte, aber sogleich beim Entstehen aufgegeben wird, theils weil er noch weit hinausfliegt und unstet schwärmt. Der Mensch weiſs nicht, was er wünschen soll oder wünscht.

2) Müssig, — ein Begehren ohne Entschluſs oder ohne kräftig, thätig, unmittelbar einzugreifen. Dieser lebt länger in der träumenden Phantasie. Der Wunsch der Lüstlinge.

3) Leer, dem reellen Verlangen entgegenstehend — d. i. ohne einen bedingt, mir, jezt, unmöglichen Gegenstand (z. B. auf das, was vorbei ist). Wunsch des Feigen, der etwa seinen Feind in die Hölle wünscht.

4) Phantastisch, — ausserhalb des Endlichen ausschweifend. Wunsch des Schwärmers, welcher die ganze Welt glüklich machen möchte.

5) Thörigt, — unbesonnen, ungereimt, ungenügsam. Wunsch des Schädlichen.

6) Toll, — in der zuversichtlichsten Voraussezzung handelnd, daſs etwas geschehen müs-

se oder schon sey, mit unersättlicher Vertiefung und Sucht des bestimmten Zweks.

Das Wünschen ist allerdings menschlich und allgemein, weil wir alle in der Zukunft leben und das Wünschen unvermerkt eintritt als der erste Versuch der sich anschliessenden Urtheilskraft. Daher mufs auch der Gleichgültigste und Trägste wenigstens wünschen.

Seine Unnatur ist minder Schwäche der Zerstreuung, als des Irrens und Schwankens. — Der Wunsch erscheint als ein über die Realität des Sinnes hinauseilender Trieb. Das Unnatürliche aber ist 1) entweder das ganz unbesonnene oder sonderbare oder launische Wünschen, 2) oder das viele und mannichfaltige Wünschen, (des Neidischen); 3) oder das Heftige und Unersättliche, (des Habsüchtigen); 4) oder, das Beständige, Beunruhigende, Quälende.

Quellen:

1) Abhängigkeit von der Aussenwelt. Man erwartet mehr von Andern und vom Zufalle als von sich selbst. Daher Kleinigkeitssinn.

2) Relatives Unvermögen a) in Beurtheilung der Zwecke, namentlich ihrer Verhältnisse zur eignen Individualität. b) in Aufsuchung der Mittel, insbesondere in sich selbst. c) Anwendung der Mittel zum Zwecke. Daher Mifstrauen in sich selbst.

3) Nichtorientirung in der eignen Sphäre seiner menschlichen und individuellen Wirksamkeit, — neben beschaulichen oder müssigen, einsamen Leben

4) Nichtbeachtung des Gegenstandes, Täuschung über dessen Erreichbarkeit.

Das Wünschen ist noch kraftloser als das Verwünschen. — Lange irret der Mensch umher, bis er den Zielpunct seines wesentlichen Strebens klar und fest gefaſst hat, mit Kopf sowohl als Willen. Er soll nicht auf das Unmögliche und Entbehrliche, sondern auf das Mögliche und Nothwendige sich richten. Darum beschränkt der Edle seine Wünsche; ja er hat als Muthiger, als Angreifender, auch Alles, was er wünscht. Nicht einmal für Andre hat er Wünsche, vielmehr nur wirkliche Theilnahme.

II.

Gleichgültigkeit gegen Leben und Tod.*)

Es scheint, als ob die Todes-Schauer nicht tief in der menschlichen Natur lägen. Todes-Furcht entsteht erst mit der Reflexion über die Zukunft, also mit dem Gefühle der Ungewiſsheit dieses Lebens und dann des Fortlebens, noch bei den ersten Begriffen von Unsterblichkeit, ja zum Theil sogar durch dieselbe.

Wäre die Scheu vor dem Tode wirklich allgemein und bliebe sie es auch, so müſste es auch die Liebe zum Leben seyn und bleiben.

*) Man vgl. Psychologie Ersten Theil S. 371. f.

Allein beide scheinen beschränkt zu werden oder wenigstens auf Liebe zum ungestörten Genufs und Furcht vor dessen Unterbrechung hinauszukommen.

Gleich gilt eigentlich mehr als wirklich gleich ist, objectiv; gleich gilt also nur einzelnen Subjecten dasjenige, dem ihr vergleichendes Urtheil, wäre es auch nur ihr Wiz, einen ähnlichen (sinnlichen) Preis zuschreibt. Man kann daher zwei Dingen gleiche Geltung zuschreiben, ohne sie deshalb an sich als identisch, oder für uns als indifferent anzunehmen. Man kann ihre Unterschiede sogar anerkennen, ohne dieselbe grade für uns oder für unsern jezzigen Zwek als bedeutend zu halten. Leider! gelten den Menschen Dinge oft gleich, die eigentlich an sich sehr different sind. — Wahre Gleichheit kann jedoch im Sinnen-Kreise nie gefunden werden, sondern nur im Uebersinnlichen. Hier kann eine Gleichachtung, z. B. zweier Pflichten und Tugenden im Urtheil der Vernunft bestehen; doch gibt es darum keine eigentliche Achtung des Lebens, keine eigentliche Verachtung des Todes; denn Leben und Tod haben nur bedingten Werth. Häufig aber sind den Menschen die Grade der Geltung, welche sinnlichen Gegenständen zukommt, unbekannt und ununtersucht; daher ist ihre Gleich-Sezzung ein Machtspruch.

Das Gleichgeltende ist uns demnach nicht immer auch das Gleich-Gültige. Ueber jenes spricht unser Urtheil oder Vorurtheil ab, über dieses entscheidet unser Gefühl. Jenes Urtheil be-

ruht auf einer dunkeln oder deutlichen Vergleichung von Gegenständen, die wir einander entweder nicht entgegengesezt oder für uns wenigstens nicht für verschieden an Werth halten. Dieses Gefühl dagegen beruht auf dem Nicht-Innewerden einer merklichen, unmittelbaren, oder besondern und vorzüglichen Theilnahme unsers Triebes, geschweige ohne vorzügliches Interesse unsrer Selbstthätigkeit. Schon darum, weil das Gefühl etwas Individuelles ist, kann es keine absolute, aber auch keine totale Gleichgültigkeit gegen Alles, geben. Eben darum aber, weil die Gleichgültigkeit im Gefühle ruht, liegt in ihr an sich weder ein Abscheu gegen ihre Gegenstände, noch weniger eine Begierde. Eben darum ferner ist sie aber auch eine dunkle, vielen Graden und Veränderungen unterworfene Regung, welche eben daher eben so leicht in die unnatürlichste Unbestimmtheit, d. i. in Laune abschweifen, als in die unnatürliche Bestimmtheit, d. i. in die Uebertreibung des Affects, und aus diesem in die Einseitigkeit der Leidenschaft übergehen kann. In der Laune hat der Mensch gar keinen Willen, im Affect hat er einen Widerwillen; in jener geräth er in Indifferentismus, in diesem in Abscheu des Unangenehmen, ja in Hafs des Widerlichen.

Was uns gleich erscheint, das empfinden wir von gleicher Beschaffenheit; was uns gleich scheint, das denken oder wähnen (einbildend) wir für ähnlich im Begrif; was uns gleich gilt, sey es gleich Viel oder gleich Wenig, darüber urtheilen wir als von gar keinem Zusammenhange mit unserm Zwecke,

oder höchst unbedeutenden Werthe; was uns endlich gleich wenig interessirt, nur das ist uns im Ganzen gleichgültig, — denn im Einzelnen, oder in gewissen Beziehungen, kann uns auch das Gleichgültigste interessiren.

Nur dem Charakter, der sich selbst gleich bleibt und zugleich mit sich einig ist, hat alles Sinnliche gleichen bedingten Werth und nur Eines Würde; er ist also in dem idealischen Zustande des Gleichmuths, d. i. der höchsten und reinsten Indifferenz in Beziehung auf alles Sinnliche, welches ihn, wie Alles Wechselnde, zwar berühren, aber nicht rühren; zwar afficiren, aber nie stark afficiren kann. Hier ist wahre Geistes - Stärke die Fassung und Fertigkeit in Beschränkung sinnlicher Reize.

Jede Art und Richtung der Gleichgültigkeit aber ist Schwäche und Unnatur; denn kein Mensch kann und darf auch sein Gefühl nicht ausrotten oder erkälten, und Gefühllosigkeit derselben darf noch weniger Etwas von seiner Theilnahme unbedingt ausschliessen, was practische Wichtigkeit werden kann (wie z. B. das Leben). Eine solche Gleichgültigkeit trägt die Kennzeichen der Schwäche überhaupt, nemlich Beschränktheit, Starrsinn und Passivität, — und der Geistesschwäche insbesondere, d. i. entweder blosse Gebundenheit der Energie des Geistes durch Kraftlosigkeit des Willens und Ohnmacht über sich selbst, oder Ablenkung der Geisteskraft durch Belastung des Gedächtnisses und ein überschwengliches Phan-

tasieleben; oder sogenannte wirkliche Abstumpfung des Geistes durch Ertödtung aller Reizbarkeit des Sinnes, sogar des Vitalsinnes, also auch der Lebensempfindung.

Der Gleichmuth ist gleich im Leben wie im Tode; er erträgt in beiden, was er nicht ändern konnte, was also unvermeidlich war. Im Leben erträgt er nur das Unwürdige nicht; aber er verschmäht doch auch ihre Würde von aussenher zu empfangen, weil er sich selbst genug ist. Im Tode, auch wenn er wahrscheinlich nahbevorsteht, erscheint er theils in der ruhigen Verzichtleistung auf das Unvermeidliche, also in dem reinern Phlegma, theils in der entschlossenen Resignation auf das nichtige und störende Endliche, theils in der ruhigen Unerschrockenheit, mit welcher man täglich dem Tode entgegen geht.

Sowohl dieser Gleichmuth als jene Gleichgültigkeit begehren eigentlich nicht den Tod, sogar der Selbstmörder nicht; auch erscheint ihnen nicht das Leben an sich und überhaupt jeder Beachtung unwerth, vielmehr nur ein bestimmtes Leben und zwar das ihrige auch nur so, wie sie es ansehen, und in ihrem jezzigen Zustande.

Lösen wir nun den Schein von Gleichgültigkeit oder die scheinbare Nichtbeachtung des Todes in ihre verschiedene Ursachen auf, so ist die Hauptquelle: dasselbe gedankenlose Verlieren in die Sinnenwelt, welches oft das plözliche Erscheinen eines gewissen Todes Vielen so schreklich macht. Diese Gedankenlosigkeit

kann entweder wirkliche Leere oder eine Abhängigkeit des Geistes seyn. So zeigen sich namentlich folgende Formen der Gleichgültigkeit.

1) Gleichgültigkeit der Trägheit, des Phlegma (des grobfühlenden Wilden). 2) Der Unwissenheit oder Nichtahndung der Gefahr, der immer dunkeln Vorstellung vom Tode, den Niemand aus eigner Erfahrung kennt. (Man denke an die Perlenfischer). 3) Des Leichtsinns der Kindheit und Jugend. 4) Der Selbstbetäubung oder Selbstüberredung nach herrschenden Vorurtheilen der Mode oder Ehre, z. B. im Duell und Schlachten. 5) Der ansteckenden Schwärmerei eines Affects oder einer Leidenschaft. 6) Der Furcht vor sinnlichem Schmerze. (Die Sprache Mancher verbleibt: lieber Sterben als Arznei nehmen, — als Diesem ein gutes Wort geben). 7) Die geheime, im Menschen nie ganz ersterbende, Hofnung, vielleicht durch irgend ein Wunder gerettet zu werden. 8) Der Vorspiegelung der aufhörenden Empfindung im Tode, — des Reizes eines steten Schlafes. 9) Des Eigensinns und Trozzes (Tibers Tod). 10) Der Verstimmung oder der Verzweiflung (d. i. der gespanntesten und hülflosesten Angst). 11) Der Poltronerie. (Die Gallier fordern kühn die Gefahr auf und tragen sie feig. Tacit.). 12) Des Stumpfsinns, der übersättigten Geniefssucht.

Nie aber kann das lebendige Herz von dem Bedürfnisse des Lebens sich gänzlich trennen.

III.

Zunahme und Abnahme der Neigung.*)

Rochefoucault §. 338. L'absence diminue les mediocres passions, et augmente les grandes, comme le vent éteint les bougies et allume le feu.

Es liegt in der Natur der Neigung, nicht blos mit ihrem Gegenstande bekannt zu seyn, sondern auch nach der Vereinigung mit ihm zu streben.

Verstärkt und erhöht wird jede Neigung überhaupt durch das Zusammentreffen folgender beider Bedingungen, a) objectiv durch Alles, was dem begehrten Gegenstande an sich Reizendes eigen ist, mithin am meisten einem lebendigen Gegenstande, einer Person zukommt. Daher steht die Zuneigung (die persönliche) noch über der Neigung. b) subjectiv durch das allgemeine und besondere Gefühl des Interesse und Bedürfnisses für einen solchen Gegenstand. Dieses Zusammentreffen wird allein möglich durch die associrende Einbildungskraft, welche das Object erhöhen und das Subject begeistern oder das Object herabsezzen und dagegen gleichgültig machen kann.

Gegenwart wie Abwesenheit an sich sind keine unbedingt allgemeine Veränderer der Neigung und Zuneigung, welche um so mehr dem Raume und der Zeit trozzen, je weniger sinnlich sie sind. Sie können auf Neigung nur wirken a) vermittelst der Nähe oder Ferne, die einen Gegenstand nicht

*) Man vgl. Psychologie Ersten Theil S. 296 ff.

gegen unsern äussern Sinn, sondern gegen den innern, namentlich das Herz (d. h. Bedürfnifs und Phantasie) einnimmt (ob er uns Bedürfnifs war? und wie weit?); b) vermittelst der Art und Weise, wie ein Gegenstand uns angenähert oder entfernt wurde, — ob plözlich, unerwartet, ja wider alle mögliche Erwartung entrissen? oder ob allmählich, ob vorbereitet, und vorausgesehen? ob wir ferner von einem Gegenstande gänzlich getrennt werden, sogar mit Abschneidung aller Aussicht zur Wiedervereinigung, oder ob noch ein Band zwischen den Abwesenden und Entfernten statt findet, und wie dieses Band unterhalten wird? ob uns nicht wenigstens etwas Aehnliches zurükbleibt oder ob dessen Verlust durch Nichts, auch nicht einigermassen, ersezt wurde?

Gegenwart an sich ist freilich mehr für den Sinn, Abwesenheit für die Phantasie; die Gegenwart veranschaulicht; die Abwesenheit kann vergeistigen, ja verklären; die Gegenwart bindet und drükt oft als Last, die Abwesenheit erleichtert die Bürde oder löfst eine Fessel leichter; die Gegenwart hat endlich den Reiz der Gewohnheit, die Abwesenheit den der Neuheit auf ihrer Seite. Demnach sind sie vor dem Geiste ziemlich gleich.

Bei der Wirkung der Vergegenwärtigung wie der Entfernung mufs man die nächste des ersten lebhaften Eindruks unterscheiden von der entfernten, wo schon die Zeit und die Freiheit dazwischen liegen. Beides hat Rochefoucault ebenfalls übersehen.

Jede Zuneigung bleibt, wenn sie von einer freien Richtung ausging, ihre Veränderung besteht in der Abstufung.

Die Bedingungen, unter denen Beides die Liebe erhöht. sind, 1) ein tiefes oder leichtsinniges Gemüth; — also wird verlangt, gefühlvoll, reizbar, zur festen Anhänglichkeit an ein Gut gestimmt zu seyn. 2) Stärke der Neigung; — ob sie sogar alle andre Neigungen überflügelte, mithin Alles sich auf Einen Gegenstand concentrirte? 3) Wie tief diese Fertigkeit (Neigung) eingewurzelt ist, wie tief der Gegenstand das Gemüth eingenommen hat, wie hoch sein Werth angeschlagen, wie geprüft, wie rein und allseitig er erkannt wurde. 4) Wie tief der erste Eindruk war, und wie er unterhalten wurde, — ob bis zur Unentbehrlichkeit daran gewöhnt, ja bis zur Leidenschaft. 5) Ob der Gegenstand ein übersinnlicher (unverlierbarer) oder sinnlicher war? ob er beurtheilt wurde als ein gewöhnlich gewordener, oder als ein Gefürchteter, Geachteter, Geliebter, Angebeteter? Mit Affect oder mit Vernunft?

IV.

Psychologische Grundlage einer Zeichnungslehre.

Die oft beseufzte Macht der Aussenwelt über uns hängt von der Art ab, wie sie uns erscheint und von der Theilnahme, die wir an ihrer Mannichfaltigkeit ursprünglich nehmen können. Auf wel-

welchen innern Spiegel ihre Erscheinung fallen, darnach richten sich die ersten häſslichen oder schönen, belebenden oder quälenden Bilder der Phantasie. Wie sich die extensive Gröſse vor uns bildet, so in uns die innere Gröſse; — wo jene schwankt, schwankt diese.

Des Menschen Körper vermittelt die Bezeichnung am deutlichsten durch zwei Hauptorgane, durch sein Auge und durch seine Hand. Anfangs schwimmt sein Auge wo nicht blind, doch geblendet in einer äussern Unendlichkeit, d. i. in einem weiten unbegränzten Raume, dem es hingegeben ist. In ihm tapt es mit der Hand ohne Grif, geschweige ohne Begrif, in dem dunkelsten Chaos.

Nun ist es grade der unterscheidende Gesichtssinn, durch welchen der Mensch zuerst unabhängiger wird von den äussern Erscheinungen. Daher wäre hier eine Geschichte des unterscheidenden und bezeichnenden Gesichtssinnes zugleich eine Geschichte des innern selbsständiger werdenden Menschengeistes bis zum Selbstbewuſstseyn, d. i. der feinsten Selbstanschauung.

Das Auge erwacht mit dem ersten Lichtglanze, den es von der Dunkelheit unterscheidet, — und das äussere Licht zündet das innere an. Nun erscheinen vor ihm in dem unendlichen Raume begränzte Räume; nun tritt er in eine immer begränztere äussere Endlichkeit, um einer innern Unendlichkeit immer gewisser zu werden.

Erwekt war aus dem Auge der Blik durch einen fremden Blik, durch das erste Lächeln eines

Menschen-Angesichts und etwa in der zweiten Hälfte des ersten Lebensjahres unterscheidet das Gesicht die Gegenstände in ihrer Abstufung vom grellern Farbenspiele bis zu den Formen. Das Sehen wird ein immer schärferes Unterscheiden des Nahen und Fernen, des Wechselnden und Bleibenden bis zum Anschauen oder dem mathematisch deutlichen Augenmaase, bis zur Entwiklung der Vorstellung des äussern Raumes.

Uebungen gehen voran — und zwar a) Instinctmässiges Bilden eines Augenmaafses — Urbildung, Auffassen, α) Sehen des Nächsten, Einfachsten und Kleinsten mit Betasten, β) Sehen ohne Betasten, also des Entfernteren, des Grösseren.

b) Willkührliches Reproduciren oder Nachbilden auch bei allmählichem Verschwinden des sinnlichen Gegenstandes; α) noch mit Hülfe der Hand — Mechanisches Nachbilden in Massen aus Thon; β) Nachbilden der Flächen aus Pappe; γ) Nachbilden der Umrisse in Puncten; δ) Nachbilden der Figur in Linien.

Nun beginnt die selbstthätigste Reflexion, durch Richtung uud Läuterung des vorher schon blind geübten Instincts. —

c) Umbildung — frei nothwendig. α) Einformen einer fremden Form in sich und zwar erst in seinen Körper, dann in seine Seele; — Einformen also der fremden Gröfse und Kleinheit, Weite und Breite, Bewegung und Ruhe, das Aneignen des fremden Körpers in unsern Selbstbewegungskreis bei

Reizbarkeit in Kindern und Weibern, — und Einformen in die Seele. β) Umschaffen und Ummodeln, doch in nothwendigen Stufen der Verhältnisse, der Verkleinerung und Vergrösserung. γ) Umbilden des Künstlers, als reinen Menschen, welcher die Sinnenwelt frei und schön gestaltet.

Die psychologische Grundlage kann als allgemeine, als besondere und als individuelle betrachtet werden. Die Allgemeine ist der Bildungstrieb, welcher instinctmäſsig verfährt; die Besondere macht der Formtrieb, d. i. des innern Bildes von Objecten aus. Hier zeigen sich die Fehlversuche. Die Individuelle endlich liegt in der genialischen Schöpferkraft durch freie und zwekmässige Vereinigung. Hier muſs der Formtrieb der höhern Idee folgen, und zwar als Aufgabe mit Bewuſstseyn.

Das eigentlich bildende Vermögen ist die Phantasie, das Bezeichnende der Wiz, welcher mit einem Objecte vergleicht. Dieser begränzt jenes Vermögen. Doch das regelnde Vermögen steht über beiden, die zur Idee der Schönheit ordnende Vernunft.

V.

Psychologische Unterscheidung, Erforschung und Beurtheilung der Geschiklichkeit jüngerer Menschen.

Schon die practische Frage kann den Staatsmann interessiren: Woher so wenig durch har-

monische Thätigkeit (nicht durch wilde Genialität) ausgezeichnete Menschen? Davon aber liegt der Grund, kurzgefaſst, darin weil eine erhaltene und gehörig gepflegte Eigenthümlichkeit so selten ist. Viele Talente werden nicht bemerkt, oder wo dies statt findet, nicht erkannt, und daher früh aufgegeben, d. i. wenn auch nicht erstikt, geschweige vernichtet, doch unterdrükt. Bis jezt wirkt meistens noch der Zufall (die väterliche Lebensart) bestimmend auf die Wahl des Standes, wenn hier noch von Wahl die Rede seyn kann.

Warum fördert aber sogar unsre verbesserte Jugendbildung keine schönere Früchte? — Darum, weil unsre Jugendbildner sich noch zu wenig in den lebendigen, d. i. in dem bedingten und besondern Menschen orientiren, — oder weil unsre Didaktik und Asketik noch mehr Theorie als Praxis, mehr zufällige Klugheits- als psychologische Naturlehre ist.

Und doch ist dieses Nacheilen der Praxis über die jezt vorgeschrittne Theorie immer dringender, wie sonst die Praxis der Theorie, wenigstens seit Pythagoras und Sokrates Zeit, voreilte. Jener prüfte die Neigungen seiner Bundesfreunde *), dieser fragte seinen Genius über die Aufnahme der Zöglinge in seinen Umgang **).

*) Gellius Noct. Att. I. 9.

**) So auch Platon. S. Tiedemanni Argument. de Republ. 3. p. 188. Eine artem docendi behauptete Cic de leg. II. 19. M. vergl. Quinct. II. 8. I. 1.

Prämissen zur reinen Auffassung der Aufgabe:

Obschon der Mensch von gleichen, unleugbaren und unvernichtbaren Anlagen ein Mensch wird, so sind doch die Menschen in der Erscheinung, d. i. in ihrer wahrnehmbaren Gestalt sehr und mehr als man gewöhnlich sieht, verschieden. In dieser, obgleich sehr grossen, Verschiedenheit als solcher kann nicht der Grund des Mislingens des Lehr- und Erziehungsgeschäfts liegen; denn sie ist nicht verwirrend, weil sie nicht wesentlich ist.

Es gibt aber keine Verschiedenheit ohne Entwiklung, und da ist auch keine Entwiklung, wo keine merkbare Fähigkeit vorhanden. Wo viel Verschiedenheit in der Abweichung von dem Gewöhnlichen ist, da ist viel Fähigkeit, zuweilen sogar Eigenthümlichkeit.

Ist von Erspähung einer oder der Eigenthümlichkeit des Menschen überhaupt (in welchen Jahren es auch sey) die Rede, so ist sie selbst theils im Werden oder Produciren zu betrachten, theils als Gewordenes, d. i. als Product.

Unsre Aufgabe ist hier eine Unterscheidung, welche charakteristisch ist; eine Erforschung, welche, wo nicht leicht, doch sicher heifsen kann; eine Prüfung, welche als treffende Beurtheilung gelten darf. Diese Aufgabe kann nicht unmittelbar pädagogisch heifsen, denn noch wird die Behandlung selbst nicht aus einander gesezt, wohl aber practisch psychologisch, denn aus gegenwärtigen Merkmalen, ja aus vorübergehenden, vielleicht unbedeutenden Anzeichen und Vor-

bedeutungen soll das werdende *Künftige* geschlossen, — oder vielmehr — die allgemeine Bestimmung des Menschen in ihrer Erreichung erleichtert werden.

Die *nächste* Schwierigkeit thut sich bei der reinen Auffassung einer bedingten Fähigkeit hervor. Das erste Bilden und Anlegen der Fähigkeit entgeht unsrer Wahrnehmung; in der Stille arbeitet sie sich durch anfangs zufällige Uebung, sogar durch bewufstlose Mitwirkung, gleichsam aus den Träumen hervor. Dazu kommt, dafs der Mensch nur *die* fremde Fähigkeit ganz verstehe, welche er selbst besizt, geschweige, wo sie noch im Werden ist. Jener Umstand läfst die Fähigkeit leicht als angeboren, dieser als unbegreiflich erscheinen.

Die frühere und spätere Aeusserung der Fähigkeit (z. B. des Sinns für Wohllaut, und Schönheit) entscheidet nichts über den Werth der Kraft, ja man kann sagen, dafs eine zu früh hervorstechende Neigung eine Einseitigkeit des Menschen fürchten läfst.

Da ist keine Eigenthümlichkeit, wo keine Entwiklung ist, d. i. wo kein nothwendiger Naturgang befolgt wird. Von dem *Sinne* oder der Empfindung aus, wie von den unwillkührlichen Trieben geht demnach *die* Entwiklung, welche durch Selbstbeschäftigung, Selbsterregung, und mithin auch Selbsterziehung wirkt. Es sind mancherlei Gaben, aber nur *Ein* Geist. — Eher entwickelt sich die Begierde als die Fähigkeit, diese eher als die Lieblingsneigung, eine vorzügliche Fähigkeit eher als eine vorzügliche Neigung.

Keine Fähigkeit steht allein und unbedingt, mithin verdrängt sie auch keine Andere für immer. (Daher ein unwahrer Spruch: non ex quovis ligno fit Mercurius). Es gibt ferner keine absolute Unfähigkeit, sondern nur momentane und für gewisse Objecte. So ist auch nicht jede Fähigkeit gleich erkennbar. Empfindung ist's minder als Gedächtnifs, Fähigkeit des Knabens minder als des Jünglings. Im Kinde kann man anfangs noch nicht Fähigkeiten, sondern nur Thätigkeiten entdecken und zwar entweder Thätigkeit des Auffassens oder Thätigkeit des Bearbeitens und Bildens. Fähigkeiten und Neigungen beginnen im unerwachsenen Knaben, Lieblingsneigungen im erwachsenen Knaben und Jünglinge, Eigenthümlichkeiten im Jünglinge oder gar erst im Manne.

A. Gegenstände der Unterscheidung und Erforschung.

1) Besondere, wohl gar hervorstechende Gefühle. Neigungen und Erkenntnifskräfte und zwar entweder blos auffassende oder bearbeitende, mit verschiedenen Verhältnissen der Zeit und des Raums. Der Zeit nach — Langsame (tarda ingenia) oder Spätlernende (ὀψιμα), welche meist tiefer auffassen, den Schnellen und Frühzeitigen (praecocia) entgegengesezt. Der Sphäre (des Raums) nach — Beschränkte, wenn auch nicht total Bornirte, welche keinen Sprung machen; daher sie meistens ruhiger überschauend und gründlicher, forschender sind. (Entgegenstehend den Vielumfassenden und Zerstreuten). — Hierbei aber darf aus dem Mangel des Ei-

nen nicht auf Abwesendheit des Andern geschlossen werden.

2) Verhältnisse dieser besondern Kräfte. Also entweder viel Empfindung und wenig Vorstellung, viel Gedächtnifs und wenig Verstand, viel Einbildungskraft und wenig Urtheilskraft; mechanische, oder ästhetische, oder wissenschaftliche Köpfe. Dabei kommt in Untersuchung, von welcher Art das Gedächtnifs, die Einbildungskraft u. s. w., von welcher Beschaffenheit der Geschmak sey. — Ferner Trägheit oder Thätigkeit, Nachahmungssucht oder Wetteifer, Habsucht oder Ehrbegierde, Neugier oder Wifsbegierde.

Alle diese unterscheide man in verschiedenen Graden der Lebhaftigkeit und Schnelligkeit, der Stärke und der Schärfe. So auch endlich die davon abhängigen Zustände.

B. Gegenstände der Beurtheilung.

Prüfung der Entstehungsart. Prüfung des Grades der Eigenthümlichkeit, der Bestimmtheit, der Brauchbarkeit.

C. Art und Mittel der Erforschung.

a) Beobachtung, und zwar in verschiedenen Lagen. Hier nähere man sich als Freund, dem des Kindes Herz sich öfnet. Die Beobachtung aber betreffe α) dasjenige, wo nicht Leidentliches, jedoch Unwillkührliches herrscht. Hier also wird zu erforschen verlangt, ob sehr thätig oder fast unthätig verfahren wird, welche die Art und Wahl der Thätigkeit sey, (ob spielend oder ernst,) welche Betreibungsart und Dauer statt finde. Es wird ver-

langt die Beobachtung der zwanglosen und unvorbereiteten Thätigkeit (wie bei Spielern, bei Ueberraschungen) und der daraus hervorgehenden Gegenwart des Geistes; Belauschung der Eindrücke des Todten und der Wirkung des Lebendigen (Vorstellungen, Drohungen); endlich Beurtheilung des Angenommenen (also des Ganges, des Bliks, des Styls). So ist der Styl des Cholerischen kurz, abgebrochen, aber tief; der des Sanguinische wiederholend und weitläuftig, blühend und heiter; der des Melancholischen ungleich, frostig, dunkel.

Die Beobachtung betreffe aber auch β) das thätigere Willkührliche, das Absichtliche, ja besonnene Handeln (Streben, Planmachen, selbstgewählte Beschäftigung, vorsäzliches Blicken auf Andere).

b) Versuche. Dahin gehören die sogenannten Tentamina und Examina. Hier kommt die Frage in Erwägung: wiefern ist aus der Menge des Stofs im Gedächtnisse auf die practische Brauchbarkeit eines Candidaten zu schliefsen?

D. Behandlung.

Die Behandlung ist psychologisch und fällt den niedern und höhern Pädagogen und Methodikern anheim. Diese aber können Nichts erzwingen. Vielmehr mufs die Behandlung sich theilen in a) Benuzzung der angelegten oder erworbenen Fertigkeiten, als Reize, der aufgeklommenen Funken zur hellern Entzündung des innern Lichts. Diese sey begleitet von Selbstverläugnung des seinen Beruf liebenden Lehrers. b) Ersezzung und Ausgleichung der unverhältnifsmässigen, vernachlässigten Fähig-

keiten und Neigungen. Die Eilende werde umgewandelt in eine Weilende durch Erschwerung (besonders im Privatunterricht), die Träge in eine Thätige durch Erleichterung. So ziehe man die Zügel an oder lasse sie los. c) Positivere Leitung; Erregung, Entwiklung, Bildung, besonders des sittlichen Gefühls, der Schaam und des Ehrgefühls. Endlich Weckung des eignen Willens und Vorsazzes zur Bezähmung.

Daraus lassen sich die Fragen beantworten: Soll der Lehrer nur die bessern Köpfe vor Augen haben oder wenigstens schärfer beobachten? Soll er sogar mit ihnen sich ausschliessend beschäftigen? Soll er den Trägen von aller Thätigkeit, oder von der geistigen Thätigkeit (dem Studiren) zurükschrecken?

VI.

Selbstanklage.

Rochefoucault §. 113. Tout le monde se plaint de sa mémoire, et personne ne se plaint de son jugement.

Offenbar ist hier weit minder die Rede von den wirklichen Mängeln des Gedächtnisses und der Urtheilskraft, von ihrer absoluten oder relativen Schwäche an sich, sondern weit mehr und ganz eigentlich von der Klage, und zwar von der gewöhnlichsten Art der Klage der Menschen über sich selbst.

Hier können sich manche interessante Bemerkungen über die verschiedenen Arten der Selbstanklagen darbieten; Anklagen, welche oft auch Eitle, ja sogar Stolze machen; Anklagen, durch welche sie jedoch oft mehr sich bei Andern empfehlen zu können hoffen, als in ihren Augen zu verlieren. Ja nicht selten ist grade der der Verworfenste, der sich vor Andern am meisten wegwirft, sich sogar Dinge Schuld gibt, die er wirklich nicht unternommen. Schon hieraus erhellt, es sey eine weite Kluft zwischen dem, was wir sind, und was wir scheinen wollen, — oder zwischen den wahren innern Vorwürfen, auf tiefer Selbstkenntnifs gegründet, und zwischen Beschwerden, die man über sich selbst führt, — zwischen der stillen und der lauten Unzufriedenheit mit sich selbst.

Der Mensch spricht gleichgültiger über Naturgaben (und dazu rechnet die Menge das Gedächtnifs) als über das, was mehr von Ihm selbst abhängt, was er daher, wo nicht zu verschönern strebt, doch wofern es nicht brillant wäre, zu verbergen sucht.

Um das Factum zu seiner gehörigen Bedingtheit (Individualität) zu führen, wäre zu fragen, nicht blos: Klagen alle Menschen über ihr Gedächtnifs? (was freilich sogar die, welche oft darüber klagten, Jahre lang nicht thun) sondern auch: klagen nie die Menschen über ihre Vorurtheile, ihre fehlende Urtheilskraft? klagen sie nicht oft eben so sehr darüber, dafs sie etwas vergessen, als dafs sie so thörigt und unklug gewesen? endlich,

verräth die Anklage des Gedächtnisses immer Mangel an *Urtheilskraft*?

Geben wir dem Saz seine psychologische Wahrheit und wird vorausgesezt, dafs die Klage selbst keine Maske, nicht falsche Ziererei ausmacht, so ist das Factum also zu bedingen: „*Allen denen* *leistet ihr Gedächtnifs keine Gnüge*, welche es nicht *dienstfertig* genug für ihre *Zwecke*, also auch für ihre Urtheilskraft finden.

Doch warum wird *diese* Unzufriedenheit *lauter*, öfterer Gegenstand der Klage, als die Unzufriedenheit mit seinem *Verstande*? — Offenbar klagt man lieber seine Vergefslichkeit als seine Thorheit, lieber sich selbst mittelbar als unmittelbar an. Daher werden die Klagen nicht einmal über *seine* Vergefslichkeit, sondern über *das* Gedächtnifs, was die *Natur* uns gab und nicht Wir, erhoben. So klagen wir nicht *uns* an, sondern ein Fremdes.

Urtheilskraft erscheint mehr als *regierendes*, Gedächtnifs mehr als *folgsames* Vermögen. Wem dieses abzugehen scheint, scheint nur ein Geschenk der *Kinder* abzugehen; wer ohne *jene* ist, wäre kein *Mann*, sondern bedürfte eines *Vormundes* in der Gesellschaft, bis dieser Verstand mit den reifern Jahren käme.

Wer *viel*, besonders sinnliches Gedächtnifs hat, hat selten zugleich viel Verstand. Ungebildete klagen daher nicht über ihr Gedächtnifs.

Der Mann von Urtheilskraft ist geschmeidiger und weifs sich leichter selbst zu helfen als der Gedächtnifsschwache. Daher kann sogar eine gewisse Zerstreuung und Vergefslichkeit für ein Abzeichen eines Genie's gelten.

Der vollkommne Mensch klagt nicht, sondern weiſs es, daſs ein wahres Gedächtniſs (Besonnenheit) und eine reiſe Urtheilskraft sich nicht ausschliessen und daſs nur der Wiz — eine einseitig spielende Urtheilskraft — dem Verstande Abbruch zu thun pflegt. Er weiſs aber auch, daſs, wenn eine Kraft leidet, sie nie ganz allein leidet, daſs aber auch dem Gedächtnisse eher künftig nachzuhelfen sey. Endlich hält er mit aller seiner Kraft im Auffassen wie im Vergleichen sich an wichtige und wesentliche Gegenstände, und ordnet beide Kräfte der Besonnenheit unter.

VII.

Versezzen wir uns leichter in eine angenehme oder in eine traurige Vergangenheit?

Hin ist hin. Alles verschlingt die gewaltige Zeit, auch unsre innern Erscheinungen. Die Wunde heilt, die Wonne flieht. Dies ist Naturzwek. Hinaus über das Verlorne, hinauf über den Wechsel strebt der gesunde Geist. Dennoch beharret auch Etwas nothwendig, dennoch haftet in uns das Unvergängliche, dennoch bestehet Ein, Alles, auch die weiteste Vergangenheit, umfassender groſser Zusammenhang, der unsere Gegenwart wie unsre Zukunft bestimmt. Sonach kann es nicht gleichgültig seyn zu wissen, woran sich Menschen am öftersten, gewöhnlich, ja nothwendig erinnern? Gleichgültig auch schon nicht für die Auflösung andrer Fragen: Warum gibt es so wenig theilneh-

mende Menschen? Warum ist unter den Ungebildeten die leidenschaftlichste Rachsucht gewöhnlicher als die zartere Dankbarkeit?

Die Bestimmung der Thatsache ergibt sich aus Aufgaben, deren Beantwortung schon durch ihre Aufstellung und besonders durch die Unterscheidung der mannigfaltigen Richtungen erleichtert und mehr als vollendet ist.

1) Wiefern kann der Mensch — der vorwärts Strebende, zurük leben? Wiefern Er, der mit seiner vollsten Seele in der Gegenwart oder höchstens in einer minder sinnlichen Zukunft lebt, in die Vergangenheit zu gehen, Interesse, Bedürfniſs und Fähigkeit haben?

Sein Erinnerungsvermögen, seine reproductive Einbildungskraft gibt ihm den Stof; sein Dichtungsvermögen, seine productive Phantasie den Schwung und die Form; sein Gewissen das Bedürfniſs nach etwas Gewissen, was keine Zeit raubt, auch nicht die Entflohene.

2) Wiefern lebt er namentlich mehr in den frohern, wiefern mehr in den trübern Momenten der Vergangenheit? Von welcher wird er unwillkührlich mehr angezogen, und welche erleichtert ihm sein Gedächtniſs und seine Einbildungskraft am meisten? In welche versezt er sich dagegen willkührlich leichter? Und unter dieser angenehmen oder unangenehmen Vergangenheit mehr in die ehemaligen Gefühle oder in die ehemaligen gesammten Zustände? oder in eine ganz glükliche oder unglükliche Zeitperiode und in eigne oder fremde Ereignisse?

3) In welche versezt sich der Mensch leichter? — dies kann heissen a) schneller und müheloser, b) oder früher und unmittelbarer, c) oder lieber und zwangloser, d) oder reiner und bestimmter, treuer und richtiger, e) oder endlich tiefer, lebendiger, deutlicher?

Die Beantwortung dieser Fragen kann eine allgemeine und eben so eine besondere seyn. Sie hängt ab von den allgemeinen und besondern Bedingungen, welche die verschiedenen Grade des Bewufstwerdens des Ganzen oder des Einzelnen möglich machen.

Die allgemeinen Bedingungen liegen

a) in der allgemeinen Natur der Erinnerung und Einbildungskraft. Reproducirt wird leichter das allgemeine Interessante, das Anschauliche und Verständliche (das Naturgemässe); — eben darum überhaupt schwerer das Gefühl oder ein Gefühl, (welches minder Unterscheidbares gibt) als ein ganzer Zustand; leichter diese als andre Erfahrungen, ausser den selbst bewirkten Erfahrungen und selbst erzeugten Meinungen.

b) Die Bedingung liegt ferner in der allgemeinen Natur des(höhern oder niedern) Schmerzes oder Mifsvergnügens. Oberflächlich ist das erste Gefühl überhaupt. Zwar wurzelt der Schmerz tief (im Grame), er wühlt sich tiefer als die leichte Freude in weichen Seelen ein; dennoch ist das Gedächtnifs für den Schmerz unempfänglicher. So würde beim Gegentheile der verwundete Krieger nicht wieder in die Schlacht eilen. Es wird der Mensch von Natur durch einen bestimmten Grund-

trieb gedrungen, das Unangenehme, schon wenn es gegenwärtig ist zu verdrängen, geschweige das Vergangene. Schon das Kind läfst sein sinnlich eigennüzziger Trieb weniger fürchten als hoffen, und so auch zurükgehen. Ueberall ist das Vergnügen anhaltender und herrschender als die Betrübnifs. Mit Nichts wird der Mensch so vertraut als mit seinen Wünschen und Hofnungen und was sich auf diese seine Lieben bezieht vergifst er schwerer.

c) — in den möglichst gleichen Verhältnissen, die am meisten auf der höchsten Stufe, oder in dem Vollkommenheitspuncte des selbstthätigen Menschen, zusammentreffen. — Hier können wir sogleich den Saz als Erfahrung aufstellen: dem reinen Menschen ist gegenwärtiger der selbst verursachte geistige Schmerz und das geistige Vergnügen, als die verursachte sinnliche Lust und das sinnliche Mifsvergnügen. Der sinnliche Schmerz demüthigt, das geistige Vergnügen erhebt und Beides ergreift das Gewissen zur Vollendung der Unvollendeten, zur Verklärung des Gemeinen. Dem Ungebildeten ist unvergefslicher der von Andern verursachte sinnliche Schmerz (Schläge) als Wohlthat (Undank), vergessener (aus Egoism) das Selbstverschuldete.

Besondere Bedingungen.

1) Natur oder Charakter des Subjects — a) dessen Bildung, Unbildung oder Mifsbildung. Ob in dem Menschen Vorurtheile wider oder für etwas Geniefsbares und Genossenes; — ob mehr Sinn für Erweiterung oder für engherzigere Concentrirung und Fixirung seiner Neigungen vorhanden; — ob er Kind blieb und was für eines, oder Jüngling etc.

San-

Sanguinischer oder Cholerischer etc. ob er zerstreuter oder gesammelter, leichtsinniger oder aufmerksamer ist; — was dessen Gewöhnung, dessen herrschende Stimmung bis zum Gram, dessen Lieblings-Neigungen ausmacht; ob er also sich selbst mehr glüklich oder unglüklich fühlt. Ein langer Schmerz legt um den Menschen eine Rinde, die ihn gefühllos, auch für sich selbst macht; dem, der lange litt, wird wiederum auch das Tragen leicht. Heautontimorumenoi quälen sich immer mit traurigen Rükerinnerungen. Auch kommt es auf Nebenvorstellungen an, z. B. aus Erfahrungen des Undanks. — Vorzüglich aber bestimmt, ob er abhängig von Allem ist, was auf Gefühl und Zustand wirkt; ob er vergifst, dafs der Mensch Glük nie suchen, höchstens nur erwarten solle?

5. Moment und Art der Auffassung der angenehmen oder unangenehmen Erfahrnng; also Art des ersten Eindruks — (ob lebhaft, stark, tief oder flüchtig, — ob mit Besonnenheit aufgefafst). Daher ist nie eine Rükversezzung in die kürzer oder länger dauernde unbesonnenste Kindheit möglich. Ferner Art der Nährung und Unterhaltung des Erfahrnen, — Maafs der Dauer des Eindruks.

2) Natur der reproducienrden Vermögen des Subjects, — und zwar a) seines Gedächtnisses (ob empfänglicher und ausharrender für Schmerz etc.; ob mehr glüklich oder auch treu; wie vielumfassend; ob vergefslich aus Schwäche oder kräftigen Vorwärtsstreben). b) Seiner Imagination (ob sie leichter Bilder der sinnlichen oder unsinnlichen Art, das Interessante oder das Abstracte reproducirt; ob nach Bedürfnissen des Herzens oder Geistes;)

5) Natur der producirenden Vermögen und zwar a) seiner Phantasie (ob sie die abgerissenen Momente des Schmerzes concentrirt, wie es wohl allgemein geschieht; ob sie das Unangenehme verwischt; zu einer seligen Vorzeit, einem goldnen Alter verklärt, oder nicht). Die Phantasie ists, was die vergangenen Schmerzen kleiner, die entflohenen Freuden grösser macht, als sie waren. b) — Seiner Vernunft (ob sie mehr im Kreise des Theoretischen oder des Practischen thätig sey).

4) Art der Zustände und Gefühle, — sinnliche oder übersinnliche; und bei sogenannten gemischten Gefühlen, welches das Ueberwiegende war? Ob der erfahrne Zustand durch Nichterwartung überraschte, durch Nichtvorbereitung betäubte, durch Seltenheit oder Neuheit Krafterweckend war? Ob der Schmerz und Verlust auszugleichen, zu verwinden, von grösserem oder geringerem Einflusse auf unsere ganze Seele und ganzes Leben war? Ob diese Zustände durch uns oder Andre verursacht oder blos veranlaſst waren? Angenehm ist das Gefühl des überstandenen Schmerzes. Ein Schmerz, mit starken Affecten des Schauers verbunden, wird immer vor der Phantasie lebhafter und in einem Melancholischen dauernder seyn. Die goldne Zeit liegt stets hinter uns.

Das Kind scheint freilich anfangs mehr zu schreien und zu weinen als zu lächeln. Des Knaben Leichtsinn gleitet leichter über den Schmerz hin, er kann hundertmal fallen, ehe er sich's zu Herzen nimmt. Er kann oft und viel verlieren, ehe er den Verlust des Vaters länger und tiefer aufnimmt. So spricht auch der zufriedene Mann und Greis

nur gelegentlich von Unglüksfällen, erwähnt aber desto öftrer frohe Scenen.

Sogar eine tiefe Rührung kann bald verdrängt werden. Schon die Thränen verdünnen die Bitterkeit des Schmerzes. Der Mensch vergiefst bei Schauspielen heisse Thränen und schlägt vor dem Schauspielhause dem Hungrigen eine Gabe ab. Daher wirft (sagt Jean Paul) der Mensch am Trauerabende schon einen Pfeil in eine andre, noch nicht zerstobene Brust.

Im Augenblicke des Schmerzes erscheint uns der Schmerz unvergefslicher als die Freude; ist ein Schmerz über einen Verlust gerecht, so müssen wir erröthen, dafs er nicht ewig währt. Wiederum täuscht sich unsre Phantasie leicht, dafs der Schmerz immer währe und dies ist das Peinlichste am Schmerze. Daher ist das Erste, was wir an ihm zu bekämpfen haben, seine giftig lähmende Süssigkeit, die wir ungern mit der Arbeit des Tröstens und der Vernunft vertreiben. Doch erhebt sich der Wille und der Unmuth, dann finden die Menschen das Leben des Seufzens nicht werth.

Dem Bessern ist die Vergangenheit nur ein Trieb für die bessere Zukunft. Er hält schon die Momente, in denen er Erfahrungen von seinem kräftigsten Können machte. Dann wird ihm jede Vergangenheit Aufruf zum Besserseyn!

VIII.

Wiefern werden Vorzüge des Verstandes höher geschäzt als Vorzüge des Herzens?

Es gibt Aufschlufs über den Menschen, wenn man weifs, wie er den objectiven Werth seiner Selbst, wie Andrer anzuschlagen und zu classificiren pflegt, ohne erst von einem System dazu angeführt worden zu seyn. Ob der Mensch Einer von den drei Hauptkräften an sich den Vorzug geben könne, ist schon zu bezweifeln; eher zu vermuthen, dafs er gewisse Grade einer jeden höher oder geringer schäzt.

Desto mehr ist das Factum genau zu bestimmen und zu beweisen. Man sollte glauben, dafs der Mensch dem warmen lebendigen Gefühle vor dem kalten Verstande den Vorzug gäbe. Man weifs auch, dafs Jenes mehr liebenswürdig macht, dieser mehr abstöfst. Man sollte ferner meinen, auf das Geistige, oder vielmehr auf theoretische Auszeichnungen könnten die Menschen am wenigsten stolz seyn, da man ja dazu angeborne Anlage annimmt, die sich doch der Mensch nicht selbst gibt; das reine Herz dagegen ein verdienstliches Werk menschlicher Selbstthätigkeit ist. Dennoch hört man die Ausdrücke von lieber Unschuld, von heiliger Einfalt, von guten Narren.

Die Frage kann nun nicht seyn: hat das Gefühl an sich oder der Kopf an sich mehr innern absoluten Werth? Auch nicht: hat ein lebhaftes Gefühl, oder das reinste, an sich mehr Werth als ein lebhafter Kopf oder der freieste? Prunkt dieser und jener lieber und häufiger mit Tugend als mit Verständigkeit? — Eben so wenig: hört sich Jemand

lieber Geistvoll als Gefühlvoll, oder lieber Herzlos als Dumm nennen?

Sondern: Welche Seite, für welche sich die fremde Meinung günstiger erklärt, kann und mufs den Menschen mehr erheben in dem Auge Andrer — die der Verständigkeit oder der Herzlichkeit? — höher die der Wizzigkeit oder der Sentimentalität? — noch höher die der Vernünftigkeit oder des Charakters?

Die fremde Meinung beruht auf einem Urtheile. Dieses sezt theils Anschaulichkeit seines Gegenstandes, theils Vergleichbarkeit mehrerer Momente voraus. Vergleichbar aber ist nur das Aehnliche (Fertigkeit mit Fertigkeit, Vorzug mit Vorzug), wenigstens müssen die Grade von jedem Verglichenen genau bestimmt werden. Die Anschaulichkeit geht nur auf das Wahrnehmbare; das fremde Urtheil geht nur auf das, was wahrnehmbar ist, was öffentlich erscheint; — das günstige Urtheil betrift das, was öffentlich brauchbar zu seyn scheint.

In jedem Menschen liegt ein Streben zu seyn und zu scheinen, nur in verschiedenen Perioden verschieden geordnet. So lange der Mensch blos in den Objecten lebt, siegt das Lezte, beim Gegentheile das Erste. Der Sinn für das Seyn, d. i. für volle Vernünftigkeit und Charakter-Würde, also für wirkliche innere Vorzüge überhaupt erzeugt ein andres Streben als der Sinn für das Erscheinen, wie für das Scheinen dieser Vorzüge.

Erst wünscht der Mensch nur zu geniessen dann auch auf Andre zu wirken, sey es auch anfangs durch physische, dann durch geistige Stärke, endlich sogar durch Uebermacht. Gern überredet

er sich, diese zu haben. Dies erzeugt den Stolz auf eignen Einflufs, der wie jeder Stolz mehr den Schein als das Seyn angeht. Als Gefühl unsers relativen Werthes und als eines Vorzuges vor Andern, verbunden mit den Ansprüchen auf Anerkennung und Auszeichnung hat er meistens solche Vorzüge zum Gegenstande, welche auffallen, und den Namen von öffentlicher Geltung erhalten, oder äussere Vorzüge. Nicht Verstand ist dieser Vorzug, sondern Schönheit u. s. w. Doch Niemand kann entscheiden, wie es bei jenen Vorzügen geschieht, ob mehr Charakter vorhanden sey. Denn dies zu entscheiden ist Jedes eigne Sache.

Soll des Herzens Adel keine blosse passive Güte, oder Temperamentstugend seyn, so läfst sich das Herz im absoluten Sinne dem Verstande weder nachsezzen, noch vorsezzen. Das Herz ist nicht nothwendig schwach, der Verstand nicht nothwendig stark. Vernunft soll beides leiten. Auch ist ein gesunder natürlicher Verstand meist parallel mit einer natürlichen Gutmüthigkeit. In dem wahrhaft Guten kann aber auf wahre Herzensvorzüge unmöglich ein Stolz eintreten, eine übertriebene Einbildung, im Gegentheile eine übertrieben bescheidene Herabsezzung oder Verhüllung.

Die Ausbildung des Charakters also kann und will weniger bemerkt seyn als die der intellectuellen Vermögen. Die Natur der Sittlichkeit ist still und zurükgezogen, einfach, sanft, und so kann sie nicht so auffallen. Doch sie will es auch nicht, und sie darf es auch nicht; denn was man von jedem Menschen fordern, wenigstens auch von dem Blödesten erwarten darf, das macht kein Auf-

sehen, wo es hervortritt; erregt auch, in seiner Reinheit gedacht, keinen Neid. Den Schlechten trift Verachtung, den Geistesschwachen Mitleid. — So trift das Talent nie Achtung — sondern nur eine höhere Taxe, mehr äusserliche Auszeichnung. Oft wird es mehr geflohen wie gefürchtet, oft mehr gesucht wie bedurft. Zur Tugend nur mufs sich Jeder selbst verhelfen, wie sie nur in dem geheimsten Bewufstseyn ist.

So lange noch der Mensch in Einfalt dahin geht, so lange ist ihm eine bezeugte Zufriedenheit mehr werth als Lob seiner List. Erst bei den gutmüthigen Wilden, wie bei dem rigoristisch sittlichen Spartaner war Schlauheit und leichte Vorstellung volle Weisheit; doch nicht Trug und Arglist.

Wärme und Würde ist in der tiefsten Kraft, dem Herzen, lieber verborgen, — Licht und Wahrheit thun sich lieber hervor; denn es ist ein rein Objectives, wie jenes ein rein Subjectives. Auf Wahrheit haben Alle gleichen Anspruch, auf Würde jedes Individuum. Im Herzen liegt die Individualität, im Geiste die Universalität. Dort wirkt und kämpft man für seinen Werth, da für Gemeingut — Wahrheit. Ohne Verstand ist Niemand, da dieser einen Bestandtheil der menschlichen Natur ausmacht. Einen Blödsinnigen kann man nur bemitleiden; aber es empört uns ein Absprechen über den Verstand und das Talent von Andern.

Objectiv können die Menschen nur die mehr objective Geistesvorzüge schäzzen; subjectiv kann nur das Subject selbst auf Herzensvorzüge sich etwas zu Gute thun, und ihrer gewifs, nie auch auf fremde Anerkennung des Geistes achten.

Uebrigens läſst sich nur das Herz heucheln, nicht der Verstand. Auf gute Handlungen darf sich der Mensch seine Einbildung nicht merken lassen, wenn sie nicht an Werth verlieren sollen. Desto herrlicher und erhebender ist das Bewuſstseyn, nicht der Gelehrtere, sondern der Edlere zu seyn, statt Vielen etwas gelehrt, Viele für die Tugend gewonnen zu haben.

Das eigne Herz hat keinen Werth für den Egoisten, dem nur das Werth zu enthalten scheint, was nüzt. Dies aber thut der Verstand. Doch ist gewiſs auch dem Eigennüzzigsten ein zuverlässiger Charakter des Andern das Wichtigste; allein, wo er sich äussern soll, vollends in einer Welt von Un- und Halb-Gebildeten, da ist Schlangenklugheit neben Taubeneinfalt unentbehrlich. Der Weise wie das unverdorbene Kind macht aus der That, die sein Gewissen nothwendig forderte, nichts Besonderes oder Erwähnungswerthes. Der Weise hat aber auch ganze Menschheit, d. i. Vernünftigkeit und reinmenschlichen Charakter.

416 parfums

418

421

471

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Carus, Friedrich August, 1770-1807

Friedrich August Carus, Professors der Philosophie in Leipzig, Nachgelassene Werke

Bd.: 2

Leipzig 1808

Ph.u. 88-2

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10137167-8